

473.

00 100

ey

00.10

Nützliche Unterhaltungen

für

die gebildete Jugend.

Von

E. Ph. Funke,

Inspector des Fürstlichen Schullehrer-Seminariums
in Dessau.

Erster Band.

Mit fünf Kupfern und einer Karte.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung
1798.

Universitäts-
und Landesbibliothek
DDR 401 Halle/Saale I
August-Bebel-Strasse 13 u.50

AB: W5781

V51

V o r r e d e .

Diese Unterhaltungen sind für die schon gebildete Jugend bestimmt, also nicht für Kinder, welche man vielleicht in Ueberfluß — wenigstens was die Zahl der Bücher betrifft — mit Lektüre versorgt hat. Nach der angegebenen Bestimmung muß sowohl Ton als Inhalt dieser Schrift beurtheilt werden.

Bei der Auswahl der Materien liegt ein Plan zum Grunde, den die Fortsetzung sichtbar machen wird. Hauptsächlich ist es dabei auf eine, so viel möglich, vollständige Sammlung der merkwürdigsten Ruinen und Denkmäler der Vorzeit abgesehen, welche auch in Kupfern dargestellt werden sollen.

Die Russische Gesandtschaftsreise nach China hat einen Freund des Herausgebers zum Verfasser.

Dessau, den 30. März 1798.

F.

Inhalt.

I. Von Automaten.	Seite 1.
II. Ruinen und Denkmähler der Vorzeit. — Aegypten.	57.
III. Reise des Russischen Gesandten Ysbrand Ides nach China, in den Jahren 1692 bis 1695.	158.
IV. Von Träumen.	322.

Verzeichniß der Kupfer.

- I. Abbildung eines Automats von den Herren le Droz.
- II. Die Bildsäule des Memnon.
- III. Die Ruinen von Lypor (Theben) aus zwei Gesichtspunkten.
- IV. Zwei Aegyptische Mumien.
- V. Die große Pyramide bei Memphis.
 Karte von Alt-Aegypten.

Müßliche

1.
7.
8.
2.
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Nützliche Unterhaltungen
für
die gebildete Jugend.

Erster Band.

I

Königliche Landesbibliothek

Der Inhalt der besagten Tabelle vom Jahre
1800 ist folgendermaßen beschaffen, und hat
sich in sechs Abschnitten theilen lassen:
1. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Königreich Sachsen vorhanden
waren, beträgt 1,150,000 Seelen.
2. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Herzogthum Magdeburg
vorhanden waren, beträgt 1,100,000
Seelen.
3. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Brandenburg
vorhanden waren, beträgt 1,800,000
Seelen.
4. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Preußen
vorhanden waren, beträgt 1,200,000
Seelen.
5. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Bayern
vorhanden waren, beträgt 1,500,000
Seelen.
6. Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Österreich
vorhanden waren, beträgt 1,800,000
Seelen.

Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Königreich Sachsen vorhanden
waren, beträgt 1,150,000 Seelen.
Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Herzogthum Magdeburg
vorhanden waren, beträgt 1,100,000
Seelen.
Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Brandenburg
vorhanden waren, beträgt 1,800,000
Seelen.
Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Preußen
vorhanden waren, beträgt 1,200,000
Seelen.
Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Bayern
vorhanden waren, beträgt 1,500,000
Seelen.
Die Zahl der Einwohner, welche im Jahre
1800 in dem Kurfürstenthum Österreich
vorhanden waren, beträgt 1,800,000
Seelen.

I.

Automate.

Die Werke der Dichtkunst haben, außer ihrem anderweitigen anerkannten Werth, auch noch den Nutzen, daß sie öfters den Erfindungsgeist eines Künstlergenies wecken, und ihn zur Ausführung kühner Ideen beleben. So waren Homers unsterbliche Gedichte die Quelle der Begeisterung für die größten Maler und Dichter Griechenlands.

Der Ursprung der bekannten Fabel vom Dädalus, der sich Flügel machte, und sich damit in die Luft erhob, sey welcher er wolle; er habe seinen Grund in irgend einer Thatsache, oder bloß in der Phantasie des Dichters *): so sind doch wahrscheinlich mehrere Versuche zu fliegen, oder sonst in der Luft umher zu schweben, durch jene Dichtung veranlaßt worden; Versuche, die nach öfterem Displin-

*) Plinius (VII, 6.) sagt, daß Dädalus mit seinem Sohn Icarus zu Schiffe vermitreißt der Segel — einer von ihm zuerst gemachten, oder verbesserten Erfindung — aus Kreten entflohen sey, und dies habe die Fabel von den angelegten Flügeln veranlaßt.

gen erst in unserm Jahrhundert ein glücklicher Erfolg mit der bewundernswürdigen Luftschiffkunst (Aerostatt) gekrönt hat. Ja, vielleicht verdankte man eben der Fabel die Entstehung eines Automats, eines Kunstwerks, welches durch innere verborgene Kraft in Bewegung gesetzt wurde, und diese Bewegung selbst willkürlich hervor zu bringen schien *). So viel ist wenigstens gewiß, daß ein Dichter ähnliche Kunstwerke vermuthlich lange zuvor, ehe sie wirklich zu Stande kamen, als vorhanden beschreibt. Dies sind die göttlichen Werke des Hepästos oder Vulkans, deren Homer gedenkt, wahre Automate, jedoch vollkommner — wie Götterwerke seyn müssen — als die von Menschenhänden gefertigten, die wir gegenwärtig kennen. Die Homerischen Automate unterscheiden sich von organisirten und besetzten Geschöpfen der Natur durch nichts, als durch die Materie, woraus sie bestehen. Als Thetis den Vulkan in seinem Pallaste besuchte, fand sie ihn eben in voller Arbeit

— — „voll Schweiß um die Blasebälge beschäftigt,
Eiferig: denn Dreifüße bereitet' er, zwanzig in allem,
Rings zu sehn an der Wand der wohlgeräumten Wohnung.
Goldne Räder besetzt' er jeglichem unter den Boden,
Daß sie von selbst annahen zur Schaar der unsterblichen
Götter,
Dann zu ihrem Gemach heimkehrten, Wunder dem An-
blick **).

*) Die hölzerne Taube des Archytas, wovon nachher.

***) Pl. 13ter Ges. V. 372 ff. (nach der Voss. Uebersetzung).

Vulkan hörte die Stimme der Thetis, die ihn rief, und sogleich legte er die Werkzeuge aus den Händen, wusch sich, kleidete sich an, und

„Hiukte sodann aus der Thür; und Jungfrau stükten den Herrscher,

Goldne, lebenden gleich, mit jugendlich reizender Bildung: Diese haben Verstand in der Brust und redende Stimme, Haben Kraft, und lernten auch Kunstarbeit von den Göttern.

Schräge vor ihrem Herrn hin eilten sie —“ *).

Auf Thetis Bitte entschließt sich Vulkan dem Achilles neue Waffen zu verfertigen. Er ging also in seine Werkstatt,

„Wandt' in das Feuer die Bälge, und hieß sie mit Macht arbeiten.

Zwanzig bliesen zugleich der Blasebälge in die Defen, Allerlei Hauch aussendend des gluthansachenden Windes, Bald des Eilenden Werk zu beschleunigen, bald sich erholend.

Je nachdem es Hefästos befahl zur Vollendung der Arbeit **).

Hier haben wir nun von selbst hin und her rollende Dreifüße; goldne Jungfrauen, welche wandeln, sprechen und allerlei künstliche Arbeit machen; Blasebälge, die auf Hefästos Befehl sich in Bewegung setzen, auch müde werden und Erholung bedürfen. Eben der göttliche Künstler hatte Hunde, den lebenden gleich, aus Gold und Silber gebildet, und sie vor Alkinoos Palast zur Bewachung gestellt.

*) Dafselbst, B. 417 ic. **) B. 469 ic.

„Goldne Hund' umstanden und silberne jegliche Seite,
Welche Hepästos selbst mit sinnendem Geiste gebildet,
Dort des hochgesinnten Alkinoos Saal zu bewachen,
Sie unsterblich geschaffen in ewig blühender Jugend.“

Von einem Dichter darf man freilich keinen Beweis für das wirkliche Daseyn der Dinge, die er schildert, hernehmen; folglich bleibt es mehr als zweifelhaft, ob es damals schon Automate gegeben habe: aber das ist doch in der That merkwürdig, daß alle diese Dichtungen in unsern Zeiten — nicht mehr bloß Dichtungen sind. Wie würde Homer sich wundern, wenn er jetzt aufstehen und sehen sollte, daß künstliche Hunde sich von selbst bewegen und bellen, daß Maschinen in Menschengestalt musikalische Instrumente spielen, u. d. m. Er, der solche Werke nur von Götterhänden entstehen ließ, würde über die Fortschritte des menschlichen Geistes erstaunen, dem es gelungen ist, das darzustellen, was der höchste Schwung der Phantasie zu jener Zeit dichtete.

Die Alten erwähnen überhaupt öfters künstlicher Maschinen, welche man für Automate halten könnte, wenn nicht aus der Erzählung selbst und aus andern Umständen erhellete, daß sie nach Art der Dichter in Begeisterung von ihren Kunstwerken sprechen, oder daß Aberglaube, Täuschung und Volksmärchen bei den Nachrichten davon zum Grunde liegen. So würde z. B. die kolossalische Statue

des Meinon *), welche jeden Morgen, sobald die Sonnenstrahlen auf sie fielen, einen hellen Klang von sich gab, als das älteste bekannte Automat angesehen werden müssen; aber nach aller Wahrscheinlichkeit entstand der Klang nicht durch den Mechanismus der Statue selbst, sondern durch die Mitwirkung eines in Innern derselben verborgenen Menschen. Möglich wäre jedoch ein solches Kunstwerk wohl gewesen, und wofern es ein Kunstwerk war, so hätten die Priester mehr Ehre davon gehabt, dies zu gestehen, als es für ein Wunder auszugeben. Etwas Aehnliches siehet man (oder sahe man, denn ich weiß nicht, ob es nach der Revolution geblieben ist) in Paris. Auf dem Dache eines Flügels des Palais Royal steht nämlich eine Kanone, welche alle Tage gerade um die Mittagszeit (wenn anders die Sonne scheint) von selbst losgeht. Denn so wie die Sonne Mittag macht, werden ihre Strahlen von einem Linsenglase aufgefangen; die concentrirten Strahlen fallen sodann auf das Zündloch, als den Brennpunkt, und so geht die Kanone los, die folglich sicherer als alle Uhren die wahre Mittagszeit anzeigt. Mit jedem Monate wird die Linse anders gestellt. Der Erfinder dieser Kanonen-Uhr soll ein Herr Rousseau seyn. Der schon gedachte Künstler Dädalus, ein Athenienser, welcher ungefähr um d. J. d. W. 2750

*) Von dieser Bildsäule wird in dem folgenden Aufsatze ausführlicher gehandelt.

lebte, verfertigte zuerst Bildsäulen mit offenen Augen, mit abgesonderten Armen und Händen und mit von einander gesetzten Füßen; denn vor ihm bestanden die Bildsäulen nur aus einem Kopfe, dessen Augen geschlossen waren, und der auf einer runden oder viereckigen Säule ruhte, woran sich weder Arme noch Beine befanden. Voller Bewunderung rief man nun aus: Dädalus hat bewegliche, gehende Statuen gemacht! und dies wurde dann in der Folge von dem großen Haufen als simple Wahrheit angenommen und geglaubt. Auf dieses Volksmärchen bezieht sich eine feine Ironie des Sokrates in dem Gespräche mit Menon:

Sokr. Weißt du, wie's kommt, daß du dich darüber wunderst? Oder soll ich dir's sagen?

Men. Nun so sage.

Sokr. Weil du nicht an die Statuen des Dädalus gedacht hast. Doch vielleicht gibt's dero: keine bei euch.

Men. Was willst du damit?

Sokr. Auch diese entwischen und laufen davon, wenn man sie nicht anbindet. Nur wenn sie befestigt werden, bleiben sie an ihrer Stelle.

Men. Nun?

Sokr. Eine unbefestigte Bildsäule von ihm hat wenig Werth, eben so wenig als ein verläufiger Sklav; denn sie bleibt nicht. Aber befestigt sind diese Statuen

von großem Werth, denn es sind ungemein schöne Kunstwerke *).

So ausgemacht es uns nun zu seyn scheint, daß die Statuen des Dädalus keine Automate gewesen sind: so war doch schon ein Gelehrter, der nur etwa 500 Jahre nach Dädalus lebte (Kalistratus), nicht abgeneigt, jene Volksfage für Wahrheit zu halten. Man findet eine Stelle in seinen Schriften, wo er mit klaren Worten und in vollem Ernste sagt: die Werke des Dädalus hätten sich vermittelst mechanischer Kräfte bewegen können. — Dergleichen Urtheile müssen uns auch in Ansehung der Glaubwürdigkeit andrer Nachrichten über die Automate der Alten zweifelhaft machen. Gellius erzählt z. B., Archytas von Tarent habe eine hölzerne Taube verfertigt, welche, durch eingeschlossene Luft belebt (aura spiritus inclusa) das Vermögen gehabt habe, eine Strecke weit zu fliegen; doch sey sie dann, wenn sie sich gesetzt habe, nicht im Stande gewesen, von selbst wieder aufzusteigen. Dies könnte man nun allerdings ein wahres Automate nennen, wenn die Beschreibung nur etwas ge-

*) Hier Dialogen des Platon, übersetzt von Fr. Gebike. S. 98. Zur Bestätigung, daß des Sokrates Lob, welches er den Statuen des Dädalus ertheilt, ironisch sey, führt der Hr. Uebersetzer auch noch eine andre Stelle des Platon an, wo er den Sokrates sagen läßt: wenn Dädalus weder auflebte, und nicht bessere Statuen machte, als die, wodurch er ehemals berühmt geworden, so würde man ihn auslachen.

nauer wäre und die innere bewegende Kraft bestimmter angäbe, als hier geschehen ist. Denn man begreift nicht, was eigentlich *aura spiritus*, der belebende Hauch, seyn soll. An eine der leichtern Luftgattungen oder Gasarten, vermittelst deren unsre Aerostaten sich in die Luft erheben, ist wol nicht zu denken, weil die Alten diese Luftgattungen noch nicht künnten und also auch keinen solchen Gebrauch davon machen künnten; vorzüglich aber, weil eine hölzerne Taube, welche durch Gas gehoben werden sollte, von ungeheurer riesenmäßiger Größe seyn müßte: und dies würde der Erzähler gewiß nicht unterlassen haben, mit anzumerken. Es ist daher zu vermüthen, daß Gellius mit dem *aura spiritus* nichts weiter habe sagen wollen, als die Ursache der Bewegung sey ihm unbekannt *). — Wer darf nun einer so mangelhaften Nachricht trauen? Und wer kann bestimmen, was an der Sache selbst eigentlich Wahres gewesen sey, und was man als Volksfage, oder Dichtung, oder Uebertreibung anzusehen habe? Es sind ja auch in spätern Zeiten offenbar erdichtete

*) Wir wissen, daß in mehrern alten Sprachen die Wörter: Luft, Hauch, Geist, Seele, synonym sind, und daß insbesondre Luft oder Wind öfters anstatt jeder im Verborgnen wirkenden Kraft gesetzt wird. Auf ähnliche Art, wie Gellius das Automar des Archytas beschreibet, drückt sich auch der Prophet Hesekiel über belebte eherner Thiere und Räder aus, die er im Traume sah, oder welche die Phantasie ihm vormalte. Er sagt: die Räder hoben sich (von selbst) neben den Thieren empor; denn es war ein lebendiger Wind in den Rädern. Kap. I. V. 20.

Automate so beschrieben worden, als ob sie wirklich vorhanden wären.

Jedoch ist nicht zu läugnen, daß die Alten schon überaus künstliche mechanische Werke verfertigt haben; man kann auch sagen: sie machten wahre Automate; wenn man dieses Wort nicht bloß auf solche Maschinen einschränkt, deren bewegende Kräfte Federn oder Gewichte sind. Nach dem unverdächtigen Zeugnisse Vitruvs, machte Ktesibius aus Alexandrien (etwa 140 J. v. Chr. Geb.) nicht nur allerlei große brauchbare Maschinen, sondern auch kleinere Kunstfachen zum Vergnügen, welche, vermöge der vom Wasser zusammengepreßten Luft, der Natur ähnliche Wirkungen hervorbrachten, z. B. Ansiehn, welche sangen, indem sie sich bewegten; in Flaschen eingeschloßne Männchen, welche, sobald sie tranken, zu tanzen ansingen (vermuthlich unsre so genannten Cartesianischen Teufel), und dergl. mehr. (S. Vitruvs 10tes B. 12tes Kap. übers. von H. Röde.) Dieser Ktesibius soll auch der Erfinder der Wasserorgeln seyn, wobei er ebenfalls den Druck der Luft und des Wassers benutzte, um Töne hervorzubringen.

Nimmt man, wie gesagt, das Wort Automat nicht in jenem strengen Sinne, so kann man noch verschiedene Kunstwerke der Alten zu den Automaten rechnen. Dies gilt besonders von den Theater-Maschinereien, bei welchen die bewegenden Kräfte den Augen der Zuschauer verborgen blieben, so daß es schien, sie wirkten durch eigne innere Kraft. An

den Seiten des Theaters waren 3. B. hydraulische Maschinen in Säulengestalt angebracht, welche, wann Staub und Hitze den Zuschauern beschwerlich wurden, auf ein gegebenes Zeichen wohlriechende Wasser (oder auch Wein mit Wasser vermischt) in den feinsten Strahlen bogenförmig hoch über den Schauplatz hin trieben, so daß sie, in den zartesten Nebel zertheilt, wie erquickender Blumenduft das Theater erfüllten und die Zuschauer erfrischten. Eben diese Einrichtung hatten reiche Schwelger in ihren Speisefälen, wo sie bei Prunkmahlen ihre vom Schmaus erhitzten Gäste auf die beschriebene Art abkühlten. Auch ließ man wohl vermittlest verborgener Triebfedern eine bewegliche Statüe, in Gestalt eines holden Genius mit Blumenkränzen in den Händen, von der Decke herab schweben und die Gäste (oder den Gast, welchen man vorzüglich ehren wollte) beskränzen. Ein solches festliches Mahl beschreibt unter andern Sallust in dem Fragment des zweiten Buchs der Römischen Geschichte.

Noch verdient ein den Automaten ähnliches Maschinenwerk der Alten erwähnt zu werden. Dies war ein Schiff, welches auf dem Lande so leicht dahin glitt, als auf den Fluthen des Meeres. Maschinen — vermuthlich Walzen — die, wie die Schriftsteller melden, sich in der Erde befanden, und von außen nicht gesehen werden konnten, bewirkten das Fortschlüpfen des Schiffs; daher schien es durch ein inneres Triebwerk nach Art der Automate sich von selbst zu bewegen. Ein solches Prachtschiff sah man

vornämlich am Panathenäen-Feste zu Athen über eine Meile weit auf trockenem Boden dahin segeln. Man muß sich darunter freilich kein schweres Krieges- oder Kaufarthenschiff von unsrer Banart denken, sondern ein zierlich und leichtgebautes Fahrzeug, das nur dazu diente, das Gepränge der festlichen Aufzüge an diesem Tage zu verherrlichen. Die Segel desselben waren mit den kostbarsten Stickereien geschmückt, welche allerlei auf das Fest oder auf Athens Geschichte sich beziehende Gemälde vorstellten. Auch in Smyrna und an einigen andern Orten soll nach dem Berichte des Philostratus (in vit. Sophist. I, 25. p. 531. edit. Olearii) jährlich ein Staatsschiff in Procession auf dem festen Lande fortgewalzt worden seyn *).

Die Puppen, die wir Marionetten nennen, deren Theile, mit einem Faden unmerklich gezogen, sich selbst zu bewegen scheinen, waren den Alten ebenfalls schon bekannt, wie wir aus mehreren Stellen (z. B. Horat. Serm. II, 7, 82.) sehen können. In dessen waren dies noch keine Automate; denn mit diesem Namen bezeichnet man heutiges Tages nur solche Kunstwerke und Maschinen, welche ihre bewegende Kraft in sich selbst verborgen halten, und vermittelt derselben sich auch wirklich, ohne Beihülfe

*) Ein wirkliches Automat dieser Art, nämlich eine Galeere, die sich auf dem Wasser selbst fort bewegte, verfertigte Hans Schorchheim zu Augsburg, im J. 1581, für den Kaiser Rudolph II.

einer äußern Kraft, eine Zeitlang fortbewegen. Das bekannteste Automat nach dem hier gegebenen Begriff ist unsre Räderuhr, deren Erfindung in das neunte Jahrhundert fällt. Nachdem diese zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, hauptsächlich aber nach Erfindung der Taschenuhren (durch Peter Hele zu Nürnberg, um das J. 1500 *)), welche durch Federn in Bewegung gesetzt werden, verfertigte man auch wahre Automate von verschiedner Gestalt und zu verschiedenen Zwecken, die jedoch alle das mit einander gemein haben, daß ihre bewegende Kraft ein Uhrwerk ist. So kamen z. B. in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die sich selbst drehenden Bratenwender auf, welche eben so, wie die Uhren, aufgezogen und von einem Gewichte getrieben werden. Das vollkommenste Werk dieser Art würde ein Perpetuum mobile seyn, worunter man eine Maschine versteht, die ihre Bewegung be-

*) Automate in engerer Bedeutung, welche vor dieser Zeit schon da gewesen seyn sollen, gehören wahrscheinlich in den Erdichtungen; z. B. die menschliche Figur, womit Alsberrus Magnus bereits im dreizehnten Jahrhundert Aufsehen erregt haben soll. Sie stand — befähe der Besende — an der Thür seines Zimmers, öffnete den Anklopfenden die Thür, und gab dann einen Laut von sich, als ob es sie anredete. Ferner: die eiserne Fliege des Regimontan, welche sich aus seiner Hand um die Tafel herum bewegt haben und wieder zu ihm zurückgekommen, desgleichen sein künstlicher Adler, der dem Kaiser Maximilian am 7ten Jun. 1470 bei der Ankunft in Nürnberg entgegen geflogen seyn soll, u. a. m.

ständig fortsetzt, so lange die Materie dauert, woraus sie gemacht ist. Schon seit Jahrhunderten hat man eine solche Maschine zu erfinden sich bemüht. Einer der glücklichsten Versuche ist das von Joh. Ferguson bekannt gemachte Uhrwerk. Es besteht aus einer mit einem Barometer versehenen Uhr, deren Räder sich durch das Steigen und Fallen des Quecksilbers bewegen und im Gange erhalten.

Außer diesen Maschinen machte man auch Automate in Gestalt von Menschen und Thieren. Erste hießen insbesondere Androiden, wozu man auch die kleinen Puppen rechnet, welche, durch ein inneres Uhrwerk getrieben, auf dem Fußboden fortlaufen, und im Gehen Kopf, Augen und Hände bewegen.

Bekanntlich legte Kaiser Karl V. im J. 1556 die Krone nieder, und begab sich in das Kloster St. Justi in Estremadura. Hier vertrieb er sich die Zeit mit Verfertigung allerlei Arten von Uhren, und mit Automaten. Der Künstler, welcher ihm letztere machen mußte, hieß Janellus Turriannus, aus Cremona gebürtig. Ost — so erzählt der Geschichtschreiber — ließ er nach der Mahlzeit Figuren von gerüsteten Männern und von Pferden auf dem Tisch aufmarschiren; einige schlugen die Trommel, andre bliesen die Trompete, andre griffen sich feindlich mit Lanzen an. Bisweilen ließ er hölzerne Sperlinge aus dem Zimmer fliegen, und wieder zurückkommen. Der Vorsteher des Klosters, der bei einem solchen Spiel einmal zugegen war, hatte ihn deswegen in

Verdacht der Zauberei. Der Künstler machte auch eiserne Mählen, die sich von selbst dreheten, so sauber und klein, daß man sie in einen Handschuh stecken konnte; und dennoch mahlten sie jeden Tag so viel Weizen, als acht Menschen zu ihrem täglichen Unterhalt brauchen. —

Ob der Erzähler hier nicht aus Liebe zum Wunderbaren — wie gewöhnlich — Manches übertrieben habe, das lasse ich dahin gestellt seyn.

Um eben die Zeit fertigte der Kunstschlosser Hans Bullmann Figuren, welche hin und her gingen, und nach dem Takte auf Pauken und Lauten schlugen. Als der Russische Gesandte Hißbrant Ides im J. 1692 nach China reisete, befand sich in seinem Gefolge ein Nürnberger, der ein Automat bei sich hatte, nämlich einen Bären, welcher trommelte, und dabei den Kopf hin und her bewegte und die Augen verdrehte. Der Gesandte lies dies Automat unter Weges einmal vor einigen Ostiaken spielen. Diese stellten sogleich ihren gottesdienstlichen Tanz um den Bären an, nannten ihn einen wahrhaften Saitan (der Name ihres Götzen), und sagten: was sind doch unstre Saitans, die wir machen, gegen diesen? Hätten wir ihn, so wollten wir ihn mit den besten Zobeln und Fellen von schwarzen Füchsen behängen — eine Ehre, die sie ihren Götzen zu erweisen pflegen, wenn sie mit ihnen wohl zufrieden sind —. Sie lagen auch dem Gesandten sehr an, daß er ihnen dies Kunstwerk verkaufen möchte, welches er aber abschlug.

Die.

Die meisten und künstlichsten Automate sind jedoch in unserm Jahrhunderte verfertigt worden. Im J. 1738 zeigte Baucanson zu Paris seinen mechanischen Flötenspieler, welcher verschiedne musikalische Stücke auf der Querflöte mit der größten Genauigkeit in Unterscheidung des verschiednen Takts und des Vortrags ausführte, und zwar durch den aus dem Munde in die Flöte gestoßnen Wind. Die Figur hält, wie ein Mensch, den Mund an die Flöte, und modulirt mit den Fingern die Töne, wenn sie spielt. Sie ist $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und sitzt auf einem Felsenstück, worunter sich ein $4\frac{1}{2}$ Fuß hohes und $2\frac{1}{2}$ Fuß breites Piedestal befindet. In diesem Fußgestell sind die Haupttheile des Mechanismus verborgen; denn wenn man die vordere Seite desselben öffnet, so erblickt man zur Rechten ein Triebwerk, welches mittelst verschiedner Räder eine darunter befindliche stählerne Axe herumdrehet. Letztere ist $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, und an sechs verschiedenen Stellen in der Länge gebogen, welche Biegungen gleich weit von einander entfernt, aber nach verschiedenen Gegenden gerichtet sind. Von jeder Ausbiegung gehen Fäden bis zum äußersten Ende der obersten Bretter von sechs Blasebälgen, welche $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, 6 Zoll breit und mit ihrem untersten Bret am untersten Boden des Fußgestells befestigt sind, so daß, indem die Axe sich herumdrehet, die sechs Blasebälge sich nach einander eröffnen und wieder schließen.

An der hintern Wand ist über jedem Blasebälge eine doppelte Rolle befindlich, deren beide Durch-

messer ungleich sind, nämlich einer von 3 Zoll, und der andre von 1 1/2 Zoll. Ueber dem großen Rade der drei Rollen zur Rechten, sind noch drei andre Fäden gewickelt, welche durch Hülfe vieler kleiner Rollen bis an die obersten Blätter dreier auf den obersten Boden des Kastens nach vorn zu gelegten Blasebälge gehen.

Die Ausdehnung eines jeden Fadens, wenn er das Blatt des Blasebalgs aufzuziehen anfängt, theilt einem Hebel, der darüber zwischen der Are und den doppelten Rollen in der untern Gegend des Kastens sich befindet, die Bewegung mit. Dieser Hebel geht durch verschiedene Gelenke bis zu dem Ventil, welches sich an dem untersten Blatte eines jeden Blasebalgs befindet, und hält dasselbe in die Höhe, damit die Luft ohne Widerstand hinein dringen kann; da indessen die Erhebung des obersten Blattes den innwendigen Raum vermehrt. Hierdurch wird nicht nur einige Kraft erspart, sondern auch das Geräusch, welches das Ventil beim Eindringen der Luft gemeintlich zu machen pflegt, vermieden. Die neun Blasebälge werden also ohne Erschütterung, ohne Geräusch, und mit geringer Kraft bewegt.

Diese neun Blasebälge bringen den Wind in drei verschiedene und von einander abge sonderte Röhren, so daß jede Röhre von drei Blasebälgen erhält. Die drei untersten zur Rechten, nach der vordern Seite zu, blasen den Wind in eine Röhre, die vorn an derselben Seite hinaufgeht; jeder dieser Blasebälge ist mit einem Gewicht von 4 Pfunden beschwert. Die drei

untersten zur Linken schicken den Wind in eine ähnliche Röhre, welche an derselben Seite des Kastens in die Höhe geht; jeder von ihnen ist nur mit 2 Pf. Gewicht beschwert. Die drei auf dem Deckel des Kastens befindlichen Blasebälge bringen den Wind in eine Röhre, die unter ihnen nach vorn zu in einer horizontalen Lage fortgeht; und diese werden bloß von dem Gewicht ihres obersten Blattes nieder gedrückt.

Die drei Röhren gehen durch verschiedene Biegungen zu drei kleinen Behältern, welche in der Brust der Figur angebracht sind, und durch ihre Vereinigung endlich eine einzige Röhre ausmachen, die durch den Hals bis in den Mund geht, sich daselbst erweitert und eine Höhle macht. Diese Höhle endigt sich in ein Paar Lippen, die auf dem Loche der Flöte liegen. Die Lippen verstaten dem Winde einen weitem oder engern Ausgang, je nachdem sie sich mehr oder weniger öffnen; auch können sie noch durch eine besondere Bewegung vorgerückt oder zurückgezogen werden. Inwendig in der Mundhöhle ist eine kleine bewegliche Zunge, welche durch ihre Bewegung dem Winde den Ausgang durch die Lippen öffnen oder verschließen kann.

Alle diese Anstalten auf der rechten Seite im Kasten dienen nur dazu, den Wind bis zur Flöte zu leiten. Sie machen aber bei weitem noch nicht die ganze Maschinerie dieses bewundernswürdigen Kunstwerks aus; denn zur Linken im Kasten befinden sich Walzen, Räder, ein Klavier u. s. w.,

durch deren vereinigte Wirkungen die eigentlichen Töne und Melodien hervorgebracht werden. Allein es würde zu weitläufig und ohne Zeichnung auch nicht einmal recht verständlich seyn, das Einzelne hiervon zu beschreiben.

Außer diesem hatte Baucanson noch zwei Automate verfertigt. Das eine war eine stehende Figur, welche auf einem in der linken Hand gehaltenen Flageolet spielte, und mit der rechten das Stück auf einer Trommel mit einfachen, doppelten und Wirbelschlägen begleitete. Das andre war eine Ente von natürlicher Größe, welche die Flügel bewegte, sich auf den Füßen in die Höhe richtete, den Hals drehete, wie eine Ente schrie, Wasser trank, Körner fraß, und dann nach einiger Zeit eine dem Entenauswurf ähnliche Materie hinten fallen ließ.

Diese Kunstwerke sind aber weder die ersten noch die einzigen in ihrer Art. Schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts soll ein Töpfer in Rom einen Flötenspieler gemacht haben. (Beckmanns Beitr. zur Geschichte der Erfindung. 4ten B. erst. St. S. 110.). Auch ein Künstler aus Baiern, Johann Eppinger, verfertigte eine Figur, den Pan vorstellend, die einige Stücke auf einer Rohrflöte blies (Busch Wörterb. der Erfindungen, Art. Automat). Die Baucansonschen Automate besitzt gegenwärtig Hr. Hofr. Weirich in Helmstädt; sie sind aber nicht mehr völlig gangbar. Die Flötenspieler geben nur noch einige schwache Töne; doch

friszt, läuft und bewegt sich die Ente noch. Die Bekleidung mit Entensfedern nach der Natur fehlt daran, und es ist nur ein Gerippe aus Messingdraht. Die Bewegung geschieht hauptsächlich vermittelst einer Walze durch seine Ketten, welche durch die Füße der Ente, die doch nur die natürliche Dicke haben, geleitet sind. Hr. H. Beireis hat diese Automate wieder ausbessern zu lassen versucht. — Eben diese Automate sah Hr. Dr. Beckmann im Jahr 1764 auf dem Lustschlosse Zarsojelselo bei Petersburg, und man sagte ihm auch, sie wären von Baucanson erkaufte worden. Es bleibt nun ungewiß, ob jene oder diese nachgemacht sind. — Noch sah Hr. B. dort ein Regiment Soldaten, welches, von einem Uhrwerke getrieben, exercirte.

Eines Flötenspielers von ganz besondrer Einrichtung gedenkt Hr. Kosmann in seiner Erklärung der Kunststücke des Ritters Vinetti. Die Maschine fängt von selbst an zu spielen, in dem Augenblick, da man es verlangt. Der von fern stehende Künstler giebt ihr nur einen Wink mit der Hand, und sie gehorcht pünktlich. Man kann sie hinsetzen lassen, wo man will; folglich fällt der Verdacht weg, als ob eine Person in der Nähe sey, und sie durch eine Schnur oder dergleichen in Gang bringe. Auch ist sie zu klein, als daß inwendig jemand versteckt seyn könnte. Das ganze Wunder wird aber, wie Hr. Kosmann sagt, durch einen abgerichteten Zeisig bewirkt, welcher sich im Kopfe der

Figur befindet, und durch die gläsernen Augen derselben die Winke seines Herrn bemerkt. Dieser Vogel setzt sodann durch den Druck einer kleinen Feder das Uhrwerk in Bewegung. — Derselbe Verfasser erwähnt auch einer künstlichen Ente, welche zu Paris im J. 1789 vorgezeigt worden sey. Sie schwamm auf einem Gefäß mit Wasser herum, und betrug sich in Allem, wie eine natürliche Ente. Von dem H. Pinetti führt er noch folgendes automatisches Kunststück an: der Ritter zeigte eine ionische Säule vor, welche von drei Löwen gehalten wurde, und um die sich ein eiserner Drath spiralförmig wand. Auf dem Kapital derselben stand ein reitender Postillon, in der Hand eine Trompete haltend, in welche er auf Verlangen der Zuschauer stieß. Ueber den besagten Drath lief nun eine Kugel von Elfenbein herab, bewegte sich rund um die Säule herum, fiel in den Rachen eines der drei Löwen, und verbarg sich in demselben. Augenblicklich stieg sie hierauf wieder die Säule hinauf bis zum Fuße des Pferdes, auf dem der Postillon saß, der dann so natürlich in die Trompete stieß, als wenn er eine belebte Person wäre. Sie begann nun ihren Lauf von neuem, und fiel wieder in die vorige Oeffnung. Der Postillon zeigte zum Schluß seine bewundernswürdige Fertigkeit im Antworten, und gab zum Vergnügen der Zuschauer Bescheid auf jede an ihn gerichtete Frage. — Ein der Baucansonschen Ente ähnliches Automaten verfertigte gegen das Ende des vorigen Jahrhun-

berth der Französische General de Genes, nämlich einen Pfan, welcher gehen konnte, das ihm vorgeworfne Futter von der Erde auffraß, es im Magen vermittelst eines scharfen Liquors auflösete oder verbaute, und es dann in Gestalt eines Korbs hinten auswarf *). Der Sohn dieses Generals, ein eben so großes Kunstgenie, soll unter andern auch Uhren ohne Gewicht und Feder gemacht haben.

In der Schlesiſchen Stadt Bunzlau lebt ein Tischler, Namens Jakob, welcher durch ein Uhrwerk die Leidensgeschichte Christi vorstelle. Das Theater befindet sich in einem großen Schranke, dessen Thüren geöffnet werden, wann das Spiel angehen soll. Es erscheinen dann sehr geschickt gearbeitete Puppen, welche alle Glieder mit Leichtigkeit bewegen, und die Scenen aus der Leidensgeschichte nach und nach vorstellen, z. B. wie Christus mit seinen Jüngern betet, wie er an das Kreuz ge-

*) Wie groß der Nationalhaß der Engländer und Irländer schon damals war, und wie sehr letztere von erstern verachtet werden, zeigt eine Anekdote, welche bei Erwähnung dieses Automats in der allgem. Historie der Reisen (B. XVII, S. 449) erzählt wird. Ein englischer Officier sagte nämlich zu de Genes, als er das bewundernswürdige Kunstwerk gesehen hatte: An Truppen kann es euch Herren Franzosen nun nicht mehr fehlen. Wie so? fragte die er. Machen Sie, antwortete der Officier, einige Reſimenten Irländer mit Gewehren &c.; denn unmöglich kann die Verfertigung eines plumpen Thiers, wie ein Irlander ist, Ihnen so viel Mühe machen, als der Bau eines schönen Waggens.

schlagen wird, wie er verscheidet u. s. w. Jakob spielt dabei die Rolle Christi, und wiederholt seine Worte mit den Ausdrücken der Bibel. Dieses Kunstwerk, womit zugleich ein Glockenspiel verbunden ist, bringt ihm viel Geld ein. Des Sonntags hat er besonders starken Zuspruch. Die Bauern der benachbarten Dörfer hören ihm dann mit heiliger Andacht zu, und belohnen ihn nach ihrer Art reichlich. In der That machen diese Vorstellungen, unter der Begleitung der Musik, selbst auf gebildete Personen — geschweige auf den gemeinen Mann — einen nicht geringen Eindruck. Uebrigens ist Meister Jakob nicht, wie man vielleicht hiernach vermuthen möchte, ein religiöser Schwärmer, sondern ein ganz lustiger Mann.

Automate mit einer wirklichen Uhr verbunden hat der H. Baron J. J. von Kallmar zu Arnstadt im Schwarzburgischen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Die merkwürdigsten seiner vortrefflichen Arbeiten sind: eine Pendeluhr, über deren Zifferblatte man zwei Tageelbner sieht, die Holz sägen, einen Jäger, dem ein Mädchen die Haare streichelt, und neben dem Jäger einen Hund, der mit dem Schwanz wedelt. Ueber dem Zifferblatte einer andern Pendeluhr ist eine Gruppe von Personen angebracht, die ihre Fröhlichkeit durch mannigfaltige Bewegungen zu erkennen geben. Auf einer Taseluhr ruhet ein aus Silber ganz nach der Natur gearbeiteter Hund, an dem das Pudelhaar ausnehmend schön ausgedrückt ist. Ehe die Uhr

schlägt, bewegt der Hund die Augen, die Ohren, den Schwanz, er öffnet den Ma- chen, daß man die elsenbeinernen Zähne und die rothe Zunge deutlich sehen kann, und bestt dann so vielmal, als es schlagen soll. Hierauf hört man erst den Glockenschlag der Uhr, und gleich darauf eine schöne Arie von einem Flötenwerk. Wieder eine andre Uhr ist zwischen dem doppelten Boden eines niedlichen Vogelbauers angebracht. Vor dem jedesmaligen Glockenschlage springt aus einem Gehege im Bauer ein Vogel hervor, und singt unter natürlichen Bewegungen des Kopfes und des Schnabels sein Waldlied, nach dessen Endigung er verschwindet, und der Glockenschlag gehört wird.

Auch ein Leinweber, J. H. Schlüter, im Hochstift Münster, hat ein ähnliches Kunstwerk verfertigt. Die mit der Uhr verbundenen Figuren stellen Oestreicher und Türken vor, welche in einer Bataille begriffen sind, wobei man retiriren und avanciren sieht, Trompetenschall hört u. s. w. Ferner sieht man eine Stadt mit zwei Thoren, wo alle Viertelstunden an jedem Thore die Schildwache abgelöst wird.

Die vollkommensten Werke dieser Art sind unstreitig diejenigen, welche die Herren Le Drosz, Vater und Sohn, geliefert und damit die Bewunderung von Europa auf sich gezogen haben. Ihr Wohnort ist der Flecken Chaux des Fonds in den Neuenburgischen Thälern an der Schweiz, berühmt durch die Menge vortrefflicher Uhren, deren jährlich

hier an 1500 Stück fertig gemacht werden. Auch die Herren Le Droz sind Uhrmacher, und zeichnen sich durch ihre Geschicklichkeit in Fertigung künstlicher Uhren aus, wovon zwei der schönsten an den Spanischen Hof gekommen sind. Diese nun brachten nach mehreren Versuchen automatische Maschinen zu Stande, worin sie alle Arbeiten ihrer Vorgänger weit hinter sich ließen. Eine kurze Beschreibung derselben wird hier an ihrem Orte stehen.

Das erste Stück ist ein Kind, das auf einem Tabouret sitzt, und auf einem Pulte schreibt. Dieser kleine automatische Schreiber tunkt seine Feder in das Tintenfaß, schüttelt das Ueberflüssige aus, und schreibt ohne Unterschied alles, was ihm diktiert wird, gut und schön *). Er setzt die Anfangsbuchstaben genau, und läßt einen gehörigen Zwischenraum zwischen den Wörtern. Indem er schreibt, heftet er seine Augen auf die Schrift; wenn er aber ein Wort geschrieben hat, wüßt er seine Augen

*) Wenn dies so zu verstehen ist, daß er alles schreibt, was ihm von den H. Le Droz diktiert wird, oder mit andern Worten: was diese Künstler wissen, daß er vermöge des innern Mechanismus schreiben muß: so kann man ihn für ein wahres Automat gelten lassen. Soll aber jene Beschreibung die aus dem Götting. Taschen: Kalender v. J. 1730 genommen ist) andeuten, daß die Maschine alles schreibt, was irgend einem fremden Zuschauer beliebt, ihr zu diktiren; so ist es s. w. kein bloßes Automat mehr, sondern die Maschine wird durch irgend einen Menschen auf verdeckte Art regiert. Von diesen täuschenden Kunstwerken gleich nachher.

auf eine Vorschrift, als ob er dieselbe nachmachen wollte.

Das zweite, ebenfalls ein Kind, macht mit einem Bleistifte den Entwurf zu einem Gemälde, und zwar mit starken und schwachen Strichen, wie es die Umstände erfordern, macht darauf die Schattirung, und verbessert und retouchirt das Unvollkommne, bläset den Staub des Bleistiftes ab, und betrachtet die Zeichnung.

Das dritte stellt ein Mädchen von 12 Jahren vor, welches ebenfalls auf einem Tabouret sitzt, und ein Klavier vor sich hat. Es spielt bei vollkommen natürlicher Bewegung der Augen, Hände und Finger, einige Stücke auf demselben mit der größten Genauigkeit, und wendet Kopf und Augen bald auf die Musik, bald auf die Finger, zuweilen auch auf die Zuschauer; ja, es legt sich zuweilen mit dem ganzen Körper vorwärts, um die Noten genauer zu betrachten, und die ganze Zeit über steigt und sinkt die Brust vom Athemholen.

Das vierte stellt eine ländliche Gegend von Felsen, Hütten, Parterren und Architekturstücken vor. Dieses durch die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, die es vorstellt, und der Spielung, die es vollführt, allerdings aufs höchste getriebene Kunststück nimmt dennoch nur einen Raum von 4¹/₂ Fuß ins Gevierte ein. Der vordere Theil desselben stellt ein angenehmes Parterre vor, von der Fagade eines Gebäudes begrenzt. Weiter hin sieht man eine Landschaft, mit Felsen umschlossen, hinter denen eine

Sonne aufsteigt, in den Meridian tritt, und untergeht, so wie der Lauf dieses Himmelskörpers in den verschiedenen Jahreszeiten es mit sich bringt.

Die Landschaft, mit Pflanzen, Büschen und Bäumen besetzt, stellt eine Bauerhütte, einen Bach und weidende Heerden vor, und wird von steilen Felsen, die mit Höhlen und Grotten durchbrochen sind, auf deren Gipfel man Ziegen weiden sieht, geschlossen.

Diesen, eine Schäferei vorstellenden Theil, beleben ein Schäfer und eine Schäferin, Ziegen, und Lämmer, die man zum Theil blöken hört, eine Kuh, die wiederkäuet, ein Kalb, welches an ihr saugt, dabei stupft, und den Schwanz räkelt, wie ein lebendes saugendes Kalb, und ein Hund, welcher die Herde hütet.

Das Spiel dieses Kunstwerks fängt an mit einem Bauer, der auf einem Esel reitend aus seiner Hütte kommt, und über die Brücke und den Bach der Mühle zu, seinen Weg nimmt, um Mehl zu holen. Indem er neben der Herde vorbei reitet, bellt ihn der Hund einigemal an, und so natürlich, daß wirkliche Hunde von der Stimme getäuscht werden. Bald darauf erscheint der Schäfer, der aus der Felsengrotte kommt, still steht, seine Flöte ergreift, sie zum Munde führt, und ein Paar Präludia spielt, welche ein Echo sanft wiederholt. Hier auf setzt er seinen Gang weiter fort, erblickt seine Schäferin, die bei ihren Schafen, das Haupt auf den Arm gestützt, schläft, nähert sich derselben, und

spielt ein zärtliches Lied. Die Schäferin erwacht, richtet sich auf, sieht ihn an, nimmt ihre Zither, und macht mit dem Schäfer ein Concert, bis der aus der Mühle zurückkommende Bauer sie unterbricht. Hierauf macht der Schäfer seine Verbeugung, und begiebt sich in die Grotte der Schäferin; diese aber nimmt, ohne sich etwas merken zu lassen, ihre vorige Stellung wieder an. Unterdessen geht der Bauer zu Fuß zurück, und treibt seinen Esel, mit einem Sacke betaden, vor sich hin.

Das Parterre, mit einem Gitter umgeben, zeigt in der Ferne eine Reihe von Eibenbäumen, Statuen und Porcellan, Springbrunnen und verschiedene Pommeranzenbäume, auf denen man Knospen erscheinen sieht, die sich nach und nach aufschließen, blühen und sich endlich in Früchte verwandeln.

Das Architekturstück ist auch mit schönen Statuen von Porcellan und zwei Brunnen geziert, deren Spielung das Auge täuscht. Unweit derselben befindet sich ein Vogelbauer, in welchem verschiedene (künstliche) Vögel herum flattern, und wie im Walde ihren lieblichen Gesang hören lassen.

In der Mitte des Gebäudes steht ein Portal, und darüber eine Uhr. Im Eingange desselben sieht man ein Bauermädchen, welches verschiedene Mennets auf einem Hackebrett spielt, in dem zwei Franzosinnen taktmäßig und mit aller Annehmlichkeit nach demselben tanzen.

Obgleich die sämtlichen Figuren, welche dieses Stück beleben, sehr zusammengesetzt und kaum 4

Soll hoch sind, auch in einander verwickelte Bewegungen haben, so machen sie doch ihr Spiel mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit, daß sie wenig von der Natur abweichen. Ihre Organisation, so viel das Musikalische betrifft, ist aber nur scheinbar*).

So weit die Nachricht von diesen wunderbaren Werken der Kunst, deren Beschreibung man gewiß für ein Spiel der Phantasie zu erklären geneigt seyn würde, wenn sie nicht schon vollendet da ständen.

Noch giebt es eine Art von Automaten, die man *Aster-Automate* nennen könnte, weil sie ihre Wirkungen nicht aus eigener Kraft hervorbringen, sondern der Beihülfe eines Menschen bedürfen. Ihr Bau ist zuweilen eben so künstlich und sinnreich, als der Bau der wahren Automate, und sie verdienen also in so fern nicht minder unsre Bewunderung. Einige sind aber auch nichts, als elende Gaukelspiele, und nicht einmal werth, zu den Automaten gezählt zu werden. Der Erfinder eines *Aster-Automats* kann mit Recht auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen, wenn er freigesteht, daß die Wirkungen seiner Maschine Blendwerk und Täuschung sind; läugnet er dies aber, so sinkt er zum bloßen Taschenspieler herab.

Jede Maschine, welche so etwas thut, wozu Verstand und Ueberlegung erforderlich wird, ist sicher ein *Aster-Automat*, und wird mittelbar oder unmittelbar

* Der Haupttheil dieses Automats ist auf Taf. I. abgebildet.

von einem Menschen regiert. Dahin gehö-
ren z. B. alle redende Maschinen *), die so ge-
nannten Cicero-Köpfe, u. d. mehr. Es war schon in
alten Zeiten gewöhnlich, mit diesen plumpen Blend-
werken das Volk zu betrügen. So erzählt Lucian
von dem Gaukler Alexander — dem Cagliostro
seiner Zeit! — daß er einen künstlichen Kopf aus
leinenen Lappen gefertigt habe, dessen Mund mit
Pferdehaaren auf- und zugezogen werden konnte,
u. s. w. Dann habe er durch Zusammenfügung
mehrerer Kranichsgurgeln eine Art von Sprachrohr
gemacht, dessen eines Ende in den Kopf gieng, das
andre aber hinter der Scene verborgen war, wo
einer von seinen Gehülfen durch diese Röhre Ant-
wort auf die Fragen gab, welche man an das Ora-
kel (denn der Kopf sollte den Aeskulap vorstellen)
richtete. Von einem ähnlichen Betruge giebt Theo-
doret in seiner Kirchengeschichte Nachricht. Als
nämlich der Bischof Theophilus im 4ten Jahr-
hundert die Götzenbilder zu Alexandria zerstörte,
fand er einige, welche hohl und so an die Wand
gestellt waren, daß ein Priester unbemerkt hinan

*) Aber nicht die Sprachmaschine des Hrn. v. Kempelen,
welche ein wahres Automaton ist. Sie besteht aus einem
viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen, hölzernen
Kästchen, das über eine halbe Elle lang und fast eben so
breit und hoch ist. Die sprechende Figur hat die Stimme
eines drei- bis vierjährigen Kindes. Diese Maschine kann
war sprechen (einzelne Sätze und Wörter), aber nicht
reden; denn dies Vermögen besitzt der Mensch aus-
schließlic.

treten, und durch den Mund der Statue zu dem Volke reden konnte. Noch im vorigen Jahrhunderte wagte es der Engländer T'rfon, den König Karl II. und seinen ganzen Hof auf diese grobe Art zu täuschen. Doch entdeckte bei dem wiederholten Possenspiel, — welches man aber schon anfang, für ein Wunder zu halten — ein Edelknabe im Nebenzimmer einen katholischen Pfaffen, der durch eine Röhre die Fragen, welche dem hölzernen Kopfe leise ins Ohr gesagt wurden, beantwortete.

Heut zu Tage weiß man die Täuschung besser zu verbergen, (wenigstens verstehen dies die nicht ganz gemeinen Taschenspieler). Nur muß man sich wundern, daß sogar Gelehrte zuweilen noch so schwach sind, die Maschine für das redende Wesen zu halten. Im J. 1788 zog ein gewisser D. Müller im Fränkischen Kreise herum, und zeigte eine redende Maschine, deren innerer Bau so künstlich war, daß selbst ein Mathematiker vom ersten Range, Hr. Hofr. J. T. Mayer, dadurch getäuscht wurde. Er ließ eine Nachricht davon in die Erlanger Realzeitung einrücken, worin er sagt: „Schon bei dem ersten Anblick, wenn Hr. Müller den Kasten der Maschine (der etwa 2 $\frac{1}{2}$ Schuh hoch und breit und 5 Schuh lang seyn möchte) öffnet, und die Schubladen, worin die Sprachwerkzeuge, die Windladen, Hebel, Walzen, Federn, Register und dergl. angebracht sind, herauszieht, um sie den Zuschauern vorzuzeigen, muß aller Verdacht einer Illusion oder Täuschung verschwinden. Diese Schubs

haben füllen fast den ganzen Raum des Kastens aus. Der Kasten selbst hat keinen bestimmten Stand in dem Zimmer, kann, unbeschadet seiner Wirkung, weggerückt und nach Verlangen in eine andre Behausung gebracht werden. Zu beiden Seiten desselben stehen zwei Figuren in Lebensgröße, eine männliche und eine weibliche; beide stützen sich mit einem Arm auf den Kasten, und haben mithin keine andre Verbindung, als daß von dem innern Mechanismus durch beide Arme Röhren bis an den Mund der Figuren fortgeführt sind. Es hängt von der Wahl der Zuschauer ab, welche von beiden Figuren sprechen soll. Im Innern ihres Körpers ist kein besondrer Mechanismus angebracht. Alle Sprachwerkzeuge liegen im Kasten selbst, und die Figuren stehen nur pro forma da. Man kann sie wegnehmen, ohne daß die Wirkung unterbrochen wird; vielmehr ist die Wirkung noch besser, wenn die Figuren weggerückt werden, weil die Töne alsdann unmittelbar aus der Maschine kommen, ohne erst auf einem längern Wege durch erwähnte Röhren gedämpft und gebrochen zu werden. Man erstaunt über die Deutlichkeit der hervorgebrachten articulirten Töne, wenn man das Ohr nahe an das Loch hält, woraus der Ton unmittelbar kommt, wie wohl sich Niemand überreden wird, daß die Menschenstimme vollkommen erreicht sey. Die Töne scheinen durch ein Glöckchen hervorgebracht zu werden, welches man sich mit den Walzen, mittelst der Hebel, in Verbindung denken muß. Aber ehe

nützliche Unterhalt. I

E

ein jeder Ton aus der Flöte kommt, muß er durch besondere Vorrichtungen, worin das vorzüglichste Geheimniß der Maschine besteht, modificirt und artikulirt werden. Auf den Walzen, die durch die Federwerke getrieben werden, ist dasjenige entweder schon abgesteckt, was die Maschine reden soll, oder wird erst in Gegenwart der Zuschauer abgesteckt. So stelle ich mir den Mechanismus im Allgemeinen vor. Das Detail beruhet freilich auf feinen Kunstgriffen der Mechanik, die der Erfinder für sich behalten wird. Die Arien, welche die Maschine singt, scheinen ein für allemal auf den Walzen angeordnet zu seyn, wie bei Spieluhren. Außerdem hat der Erfinder auch an seinem Kunstwerke ein Echo angebracht. Was man einer von den Figuren in das Ohr flüßelt, wiederholt entweder dieselbe, oder die gegenüber stehende Figur, nach einem kurzen Zeitraum. Da die Geschwindigkeit des Schalles so groß ist, so muß der Erfinder gewiß sehr artige Kunstgriffe angebracht haben, um zwischen dem ursprünglichen Schalle und dem Echo doch ein bemerkbares Zeit-Intervall hervorzubringen; dieses sey genug von einer Maschine, die, sobald man sie gesehen hat, keiner weitem Empfehlung bedarf.“

So urtheilte ein berühmter Mann über eine Maschine, die nicht etwa, wie die v. Kempelensche, bloß menschliche Töne, Sylben und Wörter mechanisch nachbildete, sondern welche Räthsel auflösete, Fragen beantwortete, &c. Das Letzteres ohne den Besitz des Denkvermögens nicht möglich sey, leucht

tet dem gesunden Menschenverstande von selbst ein; und daß keine menschliche Kunst einer Maschine das Denkvermögen mittheilen könne, ist eben so klar. Auf diesen Grund stützte sich auch vornämlich ein Gegner, welcher öffentlich gegen Hrn. Mayer und die von ihm in Schutz genommene Maschine auftrat. Er machte überdies den Betrug auch noch durch zwei Umstände wahrscheinlich: erstlich, daß Hrn. Müllers Frau sich nie sehen ließ, wann die Maschine redete; und zweitens, daß bei der Aussprache der Wörter ein fränkischer Dialekt merklich war. Nicht lange nach Erscheinung dieser und einer andern Gegenschrift hörte Hr. Müller auf, seine Maschine zu zeigen, unter dem Vorwande, sie sey ihm in Bai-reuth verdorben worden. Ja wohl war ihm nun das Spiel verdorben! Er fürchtete eine genauere Untersuchung. Dennoch ließ er sich nach einiger Zeit abermals mit einer ähnlichen Maschine auf der Leipziger Messe sehen. Dies war eine Puppe, etwa zwei Fuß hoch, die zwischen zwei Fenstern frei hing, aber mit Stricken an eine weite querbefestigte Latte angezogen war. Sie hatte eine Trompete am Munde, aus welcher die Antworten auf die an sie gerichteten Fragen erschollen. Hr. Müller gab vor, er wirke durch den Magnetismus auf die Puppe, weil der Glaube an geheime magnetische Kraft damals besonders Mode war. Indessen bemerkte Je-mand, daß am Ende der Latte etwas verschmiert war, als ob eine Oeffnung hätte verdeckt werden sollen. Vermuthlich ging eine Nöhre durch die Latte

ins nächste Zimmer. Auch befand sich an dem entgegengekehrten Ende des Zimmers ein feststehender Tisch mit geraden Füßen, wodurch ebenfalls Köpfe in das Seitenzimmer geleitet seyn konnten. Die Trompete am Munde der Puppe konnte zugleich der versteckten Person anstatt eines Hörrohrs dienen. Ein Spiel Karten, welches Müller in der Hand hielt, und womit er sehr laut schnalzte, wenn eine Frage vorgelegt war, hatte gewiß auch seine Deutung. Kurz, einem aufmerksamen Beobachter konnte der Betrug nicht entgehen.

Vielleicht hatte Müller seine Gaukelei von einem Französischen Taschenspieler entlehnt, welcher im Jahre 1783 zu Paris eine Puppe, 18 Zoll hoch, zeigte, die eine Art von Trompete vor den Mund nahm, und durch dieselbe auf vorgelegte Fragen antwortete. Sie wurde oben an der Decke des Zimmers fest gemacht; man konnte sie aber auch in die Hand nehmen *). In Spanien gerieth der Erfinder deshalb in die Inquisition, und er mußte sein Geheimniß entdecken, um sich aus derselben zu befreien.

Der schon erwähnte H. Pinetti zeigte unter andern auch folgendes Kunststück: Eine Figur, um

*) Das sie im letztern Falle auch noch beantwortet habe, beweise ich sehr. Hr. Busch, welcher dies unter dem Art. Puppe, in seinem Handb. der Eränd. erzählt, pflegt es aber mit solchen Dingen nicht sehr genau zu nehmen.

gefäße 15 Zoll hoch, wie ein Türk gekleidet, hielt
 in ihrer rechten Hand einen kleinen Hammer, mit
 dem sie auf ein Glöckchen, welches sie in der linken
 Hand hatte, schlagen konnte. Pinetti hob sie vom
 Tische in die Höhe, um den Zuschauern zu beweisen,
 daß sie keinen Zusammenhang mit dem Tische habe.
 Als er sie wieder an ihren Ort gestellt hatte, legte
 er ihr verschiedene Fragen vor, welche sie theils mit
 Kopfnicken oder Kopfschütteln, theils mit Schlägen
 des Hammers an das Glöckchen, beantwortete. Pi-
 netti schien dabei nicht den geringsten Einfluß auf
 die Maschine zu haben; denn er hielt sich immer
 in einiger Entfernung von ihr, und sahe gar nicht
 hin, wenn ein Zuschauer diesem sogenannten klei-
 nen Türken z. B. eine Karte vorhielt, deren Werth
 oder Farbe er angeben sollte. So fein nun aber
 auch das Blendwerk angelegt war, so war es doch,
 wie man leicht denken kann, nur Blendwerk. Der
 Tisch, auf welchen man die Maschine stellt, ist mit
 einem Teppich bedeckt, welcher drei Schwinghebel
 verbirgt. Diese Hebel können vermittelst dreier
 Dräthe von Messing, welche durch drei Füße des
 Tisches gehen und unter dem Theater oder hinter
 einer Scheidewand hervorragen, in Bewegung ge-
 setzt werden. Eine an diesem Orte verborgene Per-
 son zieht diese Dräthe, der jedesmaligen Erforderniß
 gemäß, um dadurch die Maschinerie, welche im Fuß-
 gestelle des Automats verborgen ist, und die sich an
 der Grundfläche desselben endigt, durch einen kleinen
 Druck in Bewegung zu setzen, so wie man etwa ei-

ne Repetiruhr nach Belieben schlagen lassen kann, indem man dem Knopfe derselben einen kleinen Druck erteilt. Derjenige, welcher das Kunststück macht, hält ein Spiel Karten in der Hand, nach einer Ordnung gelegt, die er auswendig weiß. Damit die Zuschauer diese Anordnung nicht argwöhnen, mischt er die Karten zum Schein, thut aber eigentlich nichts, als daß er sie einigemal so abhebt, daß die Kombination des Spiels dadurch nicht verändert wird. Wann er eine Karte hat ziehen lassen, hebt er zum letztenmale an dem Orte ab, wo sich die ausgewählte Karte befand, und so bringt er diejenige Karte an die unterste Stelle des Spiels, welche unmittelbar über derjenigen lag, die man gezogen hat. Mit einem Falkenblick beschließt er sodann den untern Theil des Spiels, und nun kennt er auch die Karte, welche gezogen worden ist, ohne sie eigentlich gesehen zu haben. Er richtet hierauf seine Frage an die Maschine so ein, daß einige Worte derselben, oder die ersten Sylben, dem versteckten Gehülfsen die Farbe und den Werth der Karte angeben. Durch eine ähnliche List läßt er seinen Gehülfsen die Anzahl der Augen wissen, welche ein Zuschauer mit Würfeln geworfen hat, u. s. w.

Hr. Dr. Beckmann führt ebenfalls ein Beispiel an von einem Maane, welcher in Göttingen mit einem solchen Türken sein Gaukelspiel trieb. Dieser war, nach erhaltenem Versprechen der Verschwiegenheit, doch so aufrichtig, daß er Herrn Beckmann und einem Freunde den im Nebenzim-

mer verdeckten Gehülften zeigte, wie er mit einem Papier in der Hand, welches die abgeredeten Zeichen enthielt, vor der zur Maschine hingeleiteten Röhre stand. Man hatte diesen Menschen so heimlich ins Haus gebracht, daß sogar der Wirth nichts von ihm wußte. Indessen gestand der Gaukler, daß er sein Spiel nicht ohne Furcht triebe, und es gewiß nicht wagen würde, an einem Orte, wie Göttingen, lange zu verweilen, oder jemals mit seinem Türken wieder dahin zurück zu kommen.

Einer weit ehrenvollern Erwähnung, als die vorgedachten Aſter Automate, verdient der Schachspieler des Hrn. v. Kempelen, hauptsächlich deswegen, weil dieser Mann mit einer edlen Offenheit gestand, daß sein Spiel auf Täuschung beruhe. Und dennoch ist die Art der Täuschung bis diese Stunde noch nicht mit völliger Gewißheit bestimmt worden. Mehrere angesehene Gelehrte haben sich bemühet, das Geheimniß zu entdecken; es sind verschiedene scharfsinnige Hypothesen zur Erklärung desselben erschienen: aber keine hat mehr als Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl die eine sich eines sehr hohen Grades von Wahrscheinlichkeit rühmen kann. Hoffentlich wird man eine etwas ausführliche Nachricht und Beschreibung (welche ich der Güte meines Freundes, Hrn. Vietz, verdanke) von diesem Meisterstücke menschlicher Kunst hier nicht ohne Vergnügen lesen.

Vielleicht hat kein mechanisches Kunstwerk in neuern Zeiten mehr Aufsehen gemacht, als der

Schachspieler des Hofraths von Kempelen, und in de That verdient er Bewunderung, wenn er auch nicht eigentlich zu den Automaten, sondern nur zu den gelungensten und sinnreichsten Täuschungen dieser Art, zu zählen seyn möchte.

Die Veranlassung zu diesem Werke gaben die Kunststücke des Franzosen Pelletier, der sie vor mehreren Jahren in Deutschland, unter andern auch in Wien, mit großem Beifall sehen ließ. Die Kaiserin Maria Theresia wandte sich, voll Erstaunen über die außerordentlichen Dinge, an den Hrn. v. Kempelen, dessen Genie und Einsicht in Mechanik und Physik ihn zu dem kompetentsten Beurtheiler machten, und fragte ihn, was er von diesen Stücken halte. Ihre Majestät, antwortete er, alles geschieht durch die magnetische Kraft, und ich getraue mir, noch wunderbarere Dinge dadurch hervor zu bringen. Die Kaiserin nahm ihn beim Wort, und setzte hundert Converains dar zur Belohnung darauf. In sechs Monaten erschien nun der zauberische Schachspieler, spielte vor dem Kaiserlichen Hofe und vor einer Menge anderer Großen, Gelehrten und Künstler, und schien mehr ein Wunderwerk, als eine Maschine zu seyn. Der Erfinder ließ ihn nachher eine geraume Zeit vor Niemand sehen, bis nach einigen Jahren der Kaiser ihn den Russischen Herrschaften bei deren Anwesenheit in Wien zu zeigen wünschte. Hr. v. Kempelen erhielt bei dieser Gelegenheit Erlaubniß zu einer zweijährigen Reise, auf welcher er in den größten

Städten von Europa sowohl durch den Schachspieler als durch die Sprachmaschine allgemeine Bewunderung, zugleich aber auch Beobachter erhielt, die dem Geheimnisse des Schachspielers nachforschten und verschiedene Erklärungen davon gaben, wovon einige dem Werke wohl zu viel beilegen, die wahrscheinlichste hingegen das Wunderbare hinwegnimmt, ohne den Werth eines künstlichen Mechanismus zu bestreiten. Wir wollen diese Erklärungen in der Folge kürzlich anführen, wenn wir zuvor die Maschine und deren Verrichtungen beschrieben haben.

Eine von Holz gut gearbeitete menschliche Figur, mittlerer Leibesgröße, Türkisch gekleidet, sitzt hinter einem Kasten, wie eine große Commode, auf einem an demselben befestigten hölzernen Stuhl, und hat die Augen auf ein in der Oberfläche der Commode angebrachtes Schachbrett gerichtet; in der rechten unbeweglichen Hand hält sie eine lange Türkische Tabackspfeife, welche vor dem Spiele weggenommen wird, und den linken beweglichen Arm stützt sie ungezwungen auf die Commode. Der Kasten steht auf Röllfüßen, und kann nach allen Richtungen fortgeschoben und gedreht werden.

Die Abmessungen des Kastens werden verschieden angegeben. Hr. v. Windisch, und nach ihm Hr. v. Racknitz, setzen die Länge 5 Fuß, die Breite 4 Fuß, die Höhe 4 Fuß. Hr. Professor Hindenburg die Länge 3 $\frac{1}{2}$ Fuß, die Breite 2 Fuß, die Höhe 2 $\frac{1}{2}$ Fuß. Hr. Hofrath Böckmann die Länge 4 $\frac{1}{2}$ Fuß, die Breite 2 $\frac{1}{2}$ Fuß, die Höhe 3 $\frac{1}{2}$ Fuß.

Die erstere Angabe scheint meinem Augenmaasse nach — (ich habe die Figur im Jahre 1784 in Leipzig gesehen) — zu groß, die zweite zu klein, die dritte am richtigsten.

Das Innere der Commode sowohl, als der Figur, wird vorgezeigt. Die vordere Seite der Commode hat große, und die hintere kleine Thüren, bei deren Eröffnung man zwei durch eine senkrechte Scheidewand getrennte Abtheilungen sieht, wovon die unter der rechten unbeweglichen Hand des Türken nur etwa ein Drittel, die unter dem Schachbrette und der linken Hand zwei Drittel von der Länge der Commode einnimmt. Jene kleinere ist voll Näderwerke, Walzen und Hebel; die größere hingegen ziemlich leer: diese enthält nämlich etwa $\frac{1}{2}$ Fuß von der Decke zwei horizontalliegende Quadranten mit beweglichen Linealen, einige Schnüre, und an jeder Seitenwand eine Rolle. Ueberdies steht noch darin ein hölzerner Schrank, etwa 2 Fuß hoch, eine Tafel mit goldenen Buchstaben, und ein seidenes Polster, um es während des Spieles unter den linken Arm des Türken zu legen. Diese Stücke werden vor dem Spiele herausgenommen, daher dann diese Abtheilung des Kastens fast ganz leer wird. Den untern Theil der Commode nimmt eine Schublade ein, so lang wie die Commode selbst; ob auch so breit? — dies kann man nicht sehen, weil sie nicht ganz herausgezogen wird. In derselben sind die ziemlich großen weißen und rothen elfenbeinernen Schachfiguren; und ein Käst-

chen mit sechs Reiseschachbrotern, auf denen sechs schwer auszuspielende Partien aufgesetzt sind. Der Leib des Türken ist hohl; in dem Rücken ist eine Thür, bei deren Eröffnung man einige Metallstäbe sieht, welche der Länge nach hinunter gehen.

Die Figur steht, wenn sich die Gesellschaft versammelt, im Hintergrunde des Zimmers innerhalb einer Barriere, um das Zubrängen neugieriger Zuschauer zu verhindern. Sie wird sodann von Herrn Anton, dem Gehülfen des Herrn v. Kempelen, vorgeführt, und den Zuschauern, wenn die Thüren geöffnet sind, auch das Innere gezeigt, wobei hinter die kleinen Thüren der Hinterwand ein Licht gehalten wird, damit man desto besser durchsehen könne. Das seidne Polster wird dem Türken unter den linken Arm gelegt. Der Schrank wird aus der größern Abtheilung der Commode mit Behutsamkeit herausgenommen und auf einen Tisch zur Rechten des Türken, etwa in einer Entfernung von 6 Fuß, so hingestellt, daß die Zuschauer bei dessen Eröffnung nicht hineinsehen können; und neben denselben das Licht. Ferner werden die Buchstabentafel aus derselben Abtheilung und die Schachsteine aus der Schublade genommen, und sodann die Thüren des Kastens verschlossen; nur die Schublade bleibt zum Theil ausgezogen. Hr. v. Kempelen greift in den Rücken des Türken, und scheint daselbst etwas anzuordnen; eben so öffnet er, mit einer Art von Feierlichkeit den Schrank, sieht hinein, und stellt sich dann unter die Zuschauer, doch so, daß er die Figur und Hrn. An-

ton sehen und mit lesterem, der innerhalb der Barriere bleibt, sprechen kann. Das Werk wird an einem aus der rechten Seitenwand des Kastens hervorstehenden viereckigen Zapfen mit einem darüber gesteckten Schlüssel aufgezogen (mit einem ähnlichen Geräusche wie eine große Wanduhr), die Schachsteine aufgestellt, und der Kasten dicht an die Barriere geschoben, wohin einer der Zuschauer zum Spiele geht. Herr Anton tritt seitwärts zwischen die Figur und den Tisch, auf welchem der Schrank steht; die linke dem Türken zugekehrte Hand hält er, wie es scheint absichtlich, immer in der Rocktasche, worin er, dem Bekirre nach, Schlüssel u. dergl. hat.

Der Türke spielt mit den weißen Steinen, und thut immer den ersten Zug. Der Gegenspieler wird erinnert, die Steine immer mitten auf die Felder zu setzen. Kein Zug darf zurück genommen werden.

Das Spiel nimmt nun seinen Anfang. Sobald der Gegenspieler an die Schranken getreten ist, hört man in dem Innern der Commode ein schwirrendes Geräusch, wie bei dem Schlagwerke einer Wanduhr. Der Kopf des Türken drehet sich nach beiden Seiten, und richtet sich wieder in die Mitte, gleichsam um das Spiel zu übersehen. Der linke Arm erhebt sich langsam von dem Kasten, und führt die Hand nach dem Steine, welcher gezogen werden soll. Die Hand sinkt, greift mit den Fingern nach dem Stein, erhebt ihn etwas über das Feld, wo er stand, und setzt ihn an den bestimmten Ort. Die Fingern öffnen sich wieder, die Hand erhebt sich et-

was, und der Arm zieht sich wieder zurück. Alle diese Bewegungen, welche bei jedem Zuge dieselben sind, geschehen mit vielem Anstande, mit einer gewissen gravitatischen Langsamkeit, die sich ungemein gut für den ernsthaften stummen Türken schickt.

Wenn ein Stein des Gegners geschlagen wird, so nimmt der Türke denselben, setzt ihn auf die linke Seite neben dem Schachbrette, (wo Herr Anton ihn sogleich wegnimmt) und setzt den schlagenen Stein an dessen Stelle.

Schach dem Könige bietet der Türke durch dreimaliges Kopfnicken, Schach der Königin durch zweimaliges.

Wenn der Gegner einen falschen Zug gethan hat, sey es aus Versehen oder aus Vorsatz, so sieht man den ernsthaften Türken den Kopf schütteln, den falschgezogenen Stein ergreifen, an den vorigen Ort setzen und seinen eignen Zug thun, als ob er sagen wollte: ihr müßt mich Taubstummen nicht äffen.

Der Türke bedenkt sich nicht lange auf seine Züge. Kaum hat der Gegner seinen Zug gethan, so hört man das Kläberwerk schon schnurren. Hr. v. Kempelen erinnert zuweilen den Gegenspieler: lassen Sie sich nicht nachsagen, daß Sie langsamer spielen, als die Figur.

Die Schachmaschine ist nicht unüberwindlich, wie man irrigerweise vorgegeben hat. Sie spielt sehr gut, und gewinnt gegen die meisten Gegen-

Spieler; man hat sie aber auch gegen mittelmäßige Spieler verlieren sehen.

Sie fängt sehr früh an mit den Bauern zu schlagen, und nimmt nicht selten Officier gegen Officier.

Sie zieht nicht immer zweckmäßig. Man hat angemerkt, daß sie den Angriff fahren ließ, da sie ihn in ihrer Gewalt hatte, und daß sie den Gegner fünf bis sechs Züge später matt machte, als sie es hätte thun können. Ihre Züge schienen zuweilen von einer unabänderlichen Nothwendigkeit bestimmt zu werden.

Sie vergißt zuweilen das Kopfnicken beim Schachbieten.

Sie rokkirt in jedem Spiele, und, dem Anschein nach, nicht immer, wenn es nöthig ist.

Sie spielt jedesmal nur ein einziges Spiel. Ein zweites wird höflich abgelehnt, mit der Entschuldigung, die Maschine mehr als Ein Spiel spielen zu lassen, würde zu lange aufhalten.

Während des Spiels sieht Herr Anton zuweilen in den seitwärts auf einem Tische stehenden Schrank, als ob er sich in schwierigen Fällen bei diesem Orakel Rath's erholte.

Auch scheinen Hr. v. Kempelen und Hr. Anton durch Winke, oder auch durch Worte, die den Zuschauern unverständlich sind, zu correspondiren. Die Anweisungen des ersteren werden zuweilen in Buchstaben gegeben, z. B. a, b², u. dgl.

Manche Berrichtungen der Figur sagt Herr von Kempelen voraus, z. B. die Figur wird schlagen, roffiren, und dergleichen.

Ist die Figur einmal der Gesellschaft vorgezeigt, und sind die Thüren der Commode wieder verschlossen, so werden sie diesmal nicht wieder gedffnet, wenn auch Jemand zu spät kommt, der noch das Innere zu sehen wünscht. Ueberhaupt werden vor und nach der bestimmten Stunde auch die vornehmsten Personen höflich abgewiesen.

Wenn das Spiel lange dauert, so wird das Werk noch einmal aufgezo gen. Bei dem Spiele, welches ich sah, geschah es sogar zweimal, mit dem Vorgeben: das Werk gehe zu langsam.

Ein Spiel, welches zu lange dauert, wird auch wohl ganz aufgehoben, und wenn des Gegners Spiel vortheilhaft stand, diesem von Hrn. v. Kempelen der wahrscheinliche Sieg zugesprochen.

Dies ist es ungefähr, was man bei dem eigentlichen Spiele des Türken bemerkt. Wenn dieses geendigt ist, so macht er noch den Kösselsprung, und giebt Antworten auf vorgelegte Fragen.

Der Kösselsprung besteht darin, daß ein Springer von einem der Zuschauer auf ein beliebiges Feld des Schachbretes gesetzt, von dem Türken ergriffen und nach dem eigenthümlichen Gange des Springers nach und nach auf alle Felder des Schachbretes, geführt wird, ohne jedes mehr als einmal zu berühren, bis der Stein endlich auf dem Felde, von wo er ausging, zur Ruhe kommt.

Den Höffelsprung richtig zu vollführen, ist eine Aufgabe, womit sich mehrere Mathematiker, Euler, Matran und Andere, beschäftigt, und wovon sie verschiedene Auflösungen gegeben haben. Der Gang, nach welchem der Türke den Springer führt, ist Eulers Methode gemäß.

42	57	44	9	40	21	46	7
55	10	41	58	45	8	39	20
11	43	56	61	22	59	6	47
63	54	11	30	35	28	19	38
32	13	62	27	60	23	48	5
53	64	31	24	29	26	37	18
14	33	2	51	16	35	4	49
1	52	15	34	6	50	17	56

Man kann von jedem beliebigen Felde anfangen, wenn man nur der Ordnung der Zahlen folgt; denn weil 64 und 1 gerade nur einen Sprung von einander liegen, so kann man von 64 weiter fort auf 1, 27, 3, u. s. w. kommen.

Bei diesem Höffelsprunge ist der Klein beständig in Bewegung, und muß über dem Schachbrette schweben, ohne eher als nach vollendetem Verfahren auf dem Holster zu ruhen. Die Bewegung geschieht ungemeh leicht und natürlich; über jedem Felde, welches der Springer berühren soll, senkt sich die Hand nur ein wenig, und geht sogleich weiter. Hr. Anton belegt jedes Feld, das der Springer eben verläßt, mit einem Damastein, um zu zeigen, daß der Springer immer nur auf neue Felder kommt, wo er noch nicht war.

Die Antworten auf vorgelegte Fragen giebt die Figur mittelst der Tafel mit goldenen Buchstaben und Ziffern, welche, nebst dem Schränkchen, in der großen Nötheilung der Commode befindlich war. Sie berührt nämlich nach und nach die Buchstaben, aus denen die Antwort besteht, und die von Hrn. Anton sogleich laut ausgesprochen werden. Nach jedem Worte legt sich der Arm einen Augenblick auf das Küssen zur Ruhe.

Der Türke antwortet passend, zuweilen sinnreich, und weiß sich bei verfänglichen Fragen gut aus der Sache zu ziehen. So wurden ihm zum Beispiel in Leipzig unter andern folgende Fragen vorgelegt:

Wie alt bist du? Antwort: 192 Monate. (Es waren nämlich damals 16 Jahre seit seiner Verfertigung verfloßen.)

Bist du verheirathet? Antwort: Ich habe viele Weiber. (Wie sich's für einen Türken gehört.)

Was ist in dem Schränkchen? Antwort: Ein Theil des Geheimnisses.

Wie wird auf die Maschine gewirkt? Antwort: Haben Sie das nicht gesehen?

Wie hat der Herr gespielt? Antwort: So gut wie Philidor. (Ein berühmter Schachspieler in Paris.)

Wie viele Veränderungen giebt es im Schachspiele? Die Antwort auf die Frage gab der Türke sehr artig dadurch, daß er erst die 1 und dann sehr oft und geschwind hinter einander die 6 Berührte.

Nützliche Unterhalt. 1.

Dies wäre eine kurze Beschreibung dessen, was die Maschine leistet. Aber nun die Frage: Wie geht das zu?

Ueber diese Frage haben sich gewiß die meisten Zuschauer den Kopf zerbrochen und einige einsichts- volle Männer haben ihre Hypothesen öffentlich bekannt gemacht. Die verschiedenen Meinungen über den räthselhaften Türken sind folgende:

Erstlich. Die Maschine spiele nach dem Aufziehen ohne fremde Einwirkung vorher bestimmte Spiele, wo sie auf jeden Zug des Gegners passende Gegenzüge thue.

Diese Erklärung legt aber gewiß dem Schachspieler zu viel bei, und mehr, als menschliche Kunst bewirken kann. Die Züge des Gegners folgen in kurzen und längeren Zeiträumen auf einander, und sind so willkürlich und unendlich mannigfaltig, daß es in der That durchaus unbegreiflich ist, wie die Züge der Maschine dafür berechnet, und der Mechanismus dafür eingerichtet werden könnte. Bei dem Köstelsprunge ließe sich eine solche Erklärung allenfalls annehmen; aber das Schachspiel selbst und die Antworten auf vorgelegte Fragen, setzen offenbar fremde Einwirkung eines denkenden Wesens voraus. Was jene Erklärung etwas zu begünstigen scheint, ist der vorhin bemerkte Umstand, daß der Türke sich nicht lange bedenkt, sondern sogleich nach dem Zuge des Gegners gleichsam mechanisch seinen Zug thut.

Zweitens. Die Maschine spiele durch

Einwirkung eines Menschen außerhalb der Maschine, der ihre Bewegungen nur zu rechter Zeit anfangen lasse und wieder hemme; die Züge aber wären vorher bestimmt und auf die Züge des Gegenspielers berechnet. Die Kraft, die dazu gebraucht werde, sey die magnetische. Man glaube, es befände sich ein starker Magnet in Herrn Antons Noctasche.

Dieser Erklärung, welche auch von scharfsinnigen Mathematikern, Herrn Hindenburg und Ebert, angenommen wurde, steht aber, so wie der vorigen, entgegen, daß es unbegreiflich ist, wie auf so willkürliche und unendlich mannichfaltige Züge passende Gegenzüge vorher bestimmt seyn könnten; und dann lassen sich die Antworten der Figur doch unmöglich auf diese Art erklären. Weniger wichtig ist der Einwurf, den andere dieser Erklärung entgegensetzten, daß nämlich das Werk von Magneten, welche die Zuschauer an den Kästen hielten, in Unordnung kommen müßte. Die Einrichtung könnte sehr wohl von der Art seyn, daß die auszulösenden Hebel, bloß nach Hrn. Anton hin beweglich, also vor andern Magneten gesichert wären. Hr. Anton steht zur Seite, die Zuschauer vor der Maschine. Herr von Kempelen und Herr Anton schienen übrigens selbst die Meinung von magnetischer Einwirkung mit Fleiß unterhalten zu wollen. Auf die Frage: ob ein Paar starke Magnete, auf die Commode gelegt, das Werk in Unordnung bringen würden; antwortete Hr. v. Kempelen absichtlich: er

wisse das nicht. Sie hätten gewiß nichts geschadet; wahrscheinlich ist auch der Versuch schon von irgend einem der vielen Zuschauer gemacht worden. Der Erfinder würde gewiß sein Kunstwerk nicht von einem so leicht anzustellenden Versuche abhängen lassen.

Drittens. Die Maschine spiele durch Einwirkung von außen, welche jeden Zug bestimme; d. h. es spiele ein Mensch außer der Maschine, und dirigire jede ihrer Bewegungen. Die Kraft dazu müßte wieder die magnetische seyn; denn an verborgene Schnüre u. s. w. war nicht zu denken, da die Maschine frei und beweglich auf Kollfüßen stand. Diese Erklärung räumt nun freilich das Unbegreifliche vorher bestimmter Züge hinweg; aber sie führt etwas fast eben so Unbegreifliches ein: nämlich wie so mannigfaltige Bewegungen durch einen Magneten bewirkt werden könnten, der wenigstens 65 Fuß von der Commode entfernt seyn müßte. Die Figur zog, Hr. Anton mochte nahe oder weit stehen, auch wenn er die Hand nicht in der Rocktasche hatte.

Viertens. Es sey ein Mensch in der Maschine verborgen, der jede Bewegung durch Hebel und Schnüre dirigire. Diese Erklärung nimmt dem Schachspieler alles Unbegreifliche, folglich auch zugleich einen Theil der Bewunderung; aber es ist fast die einzige, die man annehmen kann, sobald mir bewiesen ist, daß, obgleich der Kasten von vorn und von hinten, von

innen und von außen gezeigt wird, doch Raum für einen Menschen darin sey — und dies läßt sich beweisen.

Die Schublade im untern Theile der Commode wird nicht ganz herausgezogen; sie nimmt vielleicht nur die halbe Breite ein, und läßt hinterwärts Raum, daß ein Mensch ausgestreckt darin liegen kann, so lange die Thüren der Commode geöffnet sind. Diese werden nun aber sorgfältig verschlossen, nachdem das Schränkchen und die Buchstaben-tafel aus der größeren Abtheilung herausgenommen worden, wodurch diese leer wird und dem Menschen Raum genug giebt, sich sitzend aufzurichten. Für den Raum wäre also gesorgt. Für Luft kann auch leicht durch eine Klappe in der Hinterwand gesorgt seyn, wo die Zuschauer nicht hinsehen können; überdies wird die Schublade nicht wieder eingeschoben, daß also auch hier Luft durchkann.

Für Licht muß wahrscheinlich durch eine Lampe oder durch eine oder ein Paar Wachskerzen gesorgt werden; und sollte nicht das Licht, das dem Scheine nach gebraucht wird, um den Zuschauern das Innwendige der Commode und Herrn Anton das Innwendige des Schrankes zu erhellen, zugleich dienen, die Lichter im Kasten nöthigen Falls unvermerkt anzuzünden, wenn sie durch einen Zufall auslöschten?

Der Mensch muß sich freilich sehr stille verhalten, und weder durch Husten oder Niesen, noch durch irgend ein Geräusch sein Daseyn verrathen. Das wird ihm aber dadurch erleichtert, daß die

Maschine selbst bei jedem Zuge, und noch stärker beim Aufziehen, Geräusch macht; nur bis dahin muß er das seinige versparen. Freilich wird er nicht zu seiner stummen Rolle taugen, wenn er mit Schnupfen und Husten behaftet ist. — Nun sind aber hierbei noch zwei Fragen zu erörtern.

Wie erfährt der versteckte Mensch die Züge des Gegners?

Dazu kann magnetische Kraft dienen. Man nehme an, daß unter jedem Felde des Schachbrettes eine Magnethadel entweder in ihrem Mittelpunkt aufgehängt und daß in jedem Schachstein ein Magnetstab enthalten sey: so wird immer die Magnethadel unter dem Felde, wo ein Stein weggenommen oder hingeseht wird, in Bewegung kommen. Oder auch, man stelle sich unter dem Schachbrette eine Glastafel vor, die durch kleine senkrechte Scheidewände in eben solche Felder wie jenes getheilt ist, so entstehen 64 kleine Kästchen; in jedem liege ein kleines magnetisirtes Stückchen Stahl, welches von dem darüber stehenden Schachstein angezogen wird, aber sobald dieser seinen Platz verläßt, herunter auf die Glastafel fällt.

So kann also der versteckte Mensch die Züge des Gegners wissen, und dem gemäß auf einem vor ihm stehenden kleinen Schachbrette die Züge nachmachen.

Wie bewirkt er aber die Bewegungen der Maschine? Diese Frage läßt sich sehr befriedigend beantworten, aber nicht wohl ohne Zeich-

nung. Hr. v. Mackniz hat ein Modell gemacht, welches die Bewegungen der Kempelenschen Schachmaschine nachahmt. Künstlich und sinnreich bleibt der Mechanismus immer; indeß von dieser Seite betrachtet hat man Maschinen, die den Schachspielern übertreffen.

Der Erfinder selbst, ein bescheidener und kenntnißreicher Mann, der weit von aller Marktschreierei entfernt ist, sprach gar nicht so von der Schachmaschine, als ob er sie für ein außerordentliches mechanisches Kunstwerk ausgäbe. „Ich fange nicht ohne Furcht eine Partie an, sagte er, und wundere mich immer, daß man das Geheimniß nicht erräth.“ Ein andermal sagte er unaufgefordert; „es sey Täuschung dabei im Spiele.“

Wenn man dies mit manchen der vorhin bemerkten Umstände zusammenhält, z. B. daß die Maschine nur bei verschlossenen Thüren, und nur einmal zur festgesetzten Zeit spielt, so wird man wohl nicht anstehen, diese letzte Erklärung für die richtige zu halten, wozu noch kommt, daß Hr. v. Kempelen wirklich einen Mann von kleiner Statur, und einen sehr geschickten Schachspieler, bei sich gehabt haben soll, der aber, wenn die Maschine spielte, nicht zum Vorschein kam. Ob übrigens der Erfinder ausdrücklich gesagt habe, daß ein versteckter Mensch das Spiel dirigire, ist mir nicht bekannt.

Anmerk. Schriften über diese Maschine sind folgende:

II. Ruinen und Denkmähler der Vorzeit.

Der Anblick eines Leichnams hat für jeden denkenden Menschen etwas Anziehendes und zu ernstlichen Betrachtungen Einladendes, und das um so mehr, je interessanter der Abgeschiedene in seinem Leben war. Er erinnert uns nicht nur mit Nachdruck an unsre eigne Sterblichkeit, sondern führt unsre Gedanken auch in das heilige, schauervolle Dunkel jenseits des Grabes. War der Verstorbne noch dazu durch Ruhm, Glanz und Hoheit über Tausende seiner Brüder erhaben; so wird die Scene noch feierlicher. „Da liegt er nun, ruft man einander zu, der kurz zuvor mit seinem Wink einem mächtigen Heere gebot! vor dessen Drohen ein ganzes Land zitterte, und dessen Lächeln, gleich der erquickenden Frühlingssonne, Leben und Heiterkeit über Alle verbreitete, die sich seines gnädigen Blicks erfreuen konnten! Hin ist seine Macht! hin seine Herrlichkeit! Im Reiche der Schatten, das ihn aufgenommen hat, herrscht ewige Gleichheit!“

Aber was ist doch die Grabstätte des Einzelnen — selbst des mächtigsten Monarchen seiner Zeit — gegen die Trümmer einer ehemals volkreichen blühenden Stadt! Wer kann sie sehen, ohne nachdenkend dabei zu verweilen und ohne sich auf einen höhern Standpunkt erhoben zu fühlen, von welchem alles, was Menschen sonst groß nennen, so wie Freud' und Leid derselben, sehr kleinlich erscheint *)!

Dies ist jedoch nur Eine Seite, welche uns den Anblick zerstörter Städte und Denkmähler interessant macht. Noch wichtiger werden diese durch ihre Belehrung über Kunst und Wissenschaft unsrer Vorfahren, und über so viele andre Gegenstände, deren

*) So tröstete Servius Sulpitius seinen Freund Cicero bei dem Tode der Tochter desselben unter andern auch mit folgenden Gedanken:

„Als ich, schreibt er, aus Asien zurückkehrte, und von Aegina nach Megara segelte, fing ich an die umher liegenden Länder zu betrachten. Hinter mir lag Aegina, vor mir Megara; zur Rechten ist Piräus; zur Linken Korinth: insgesamte einst die blühendsten Städte; jetzt nichts als traurige Denkmähler schrecklicher Verwüstung. Da dachte ich also bei mir selbst: Und wir armseelige Menschen, nur zu einem Leben von kurzer Dauer bestimmt, zürnen mit dem Himmel, wenn einer von den Unseligen eines natürlichen oder gewaltsamen Todes stirbt; da auf einem Flecke hier so viele Städte in Trümmern (oppidorum cadavera projecta, heißt es im Lateinischen) darnieder liegen? Nein, Servius, lieber mäßige deinen Schmerz; sey eingedenk, daß du nun einmal nichts als ein vergänglich Mensch bist!“ Epist. ad divers. L. IV. ep. 5.

Kenntniß uns von großem Werthe seyn muß. Es gehört also recht eigentlich in den Plan dieser Schrift, von den vornehmsten Ruinen und Monumenten des Alterthums eine Uebersicht zu geben.

Ruinen und Denkmähler des alten Aegyptens.

Das hohe Alterthum sowohl, als die Menge und die Pracht der Monumente Aegyptens machen dies Land zu einem der merkwürdigsten auf dem Erdboden. Schon zu Abrahams Zeit, d. i. nach unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung etwa 400 Jahre nach der Sündfluth, oder um das Jahr der Welt 2084, war daselbst ein blühender Staat, welcher eine bestimmte Regierungsform und Könige hatte. Kaum 200 Jahre darnach sehen wir Joseph an dem Hofe eines Aegyptischen Despoten, der im vollen Glanze eines ickigen orientalischen Monarchen erscheint. — Von der Kultur, dem Reichthum und der ehemaligen Herrlichkeit dieses Landes zeugen seine Denkmähler und Ruinen, welche dem sonst alles zernagenden Zahne der Zeit seit Jahrtausenden getrotzt haben.

Ehe wir aber diese ehrwürdigen Reste des Alterthums näher betrachten, müssen wir zuvor einen Blick auf das Land selbst werfen, und von der Lage, Beschaffenheit und Geschichte desselben das Wichtigste anführen.

Ägyptens nördliche Gränze ist das mittelländische Meer; die südliche, eine Reihe von Gebirgen, welche es von Nubien scheiden. Gegen Abend erstreckt es sich bis an die Lybischen Wüsten, und gegen Morgen wird es theils durch die Landenge von Suez, theils durch das rothe Meer von Arabien getrennt. Die ganze Länge vom Mittelmeere bis nach Syene (Assuan) beträgt 120 Meilen. Die Breite ist sehr verschieden: in einigen Gegenden wird sie auf 40 Meilen, in andern kaum auf 3 gerechnet; ja es soll Stellen geben, wo das Thal so enge ist, daß der Nil kaum durchkommen kann.

Der Nil ist der einzige Fluß, welcher Ägypten durchströmt. Er läuft von Süden ununterbrochen in einem Thale fort, welches auf beiden Seiten von einer Reihe von Bergen begränzt wird, die sich bald mehr, bald weniger, jedoch meist in einer Entfernung von 2 bis 3 Meilen an jeder Seite, von seinen Ufern zurückziehen. Dies ist das sogenannte Nilthal, der fruchtbarste Erdstrich von ganz Ägypten. Ursprünglich war es das Bett des Flusses, und mußte ihm in der Folge größtentheils erst durch Kunst abgewonnen werden. Bei der alten Stadt Memphis, unter Memphis, theilte er sich in drei Arme, welche in den ältesten Zeiten verschiedene Moräste und Seen bis nach dem mittelländischen Meere hin bildeten. Mit der Zeit führte er aber soviel Schlamm hieher, daß der Boden nach und nach erhöht wurde, und endlich da Land entstand, wo vorher Wasser war. Dieses vom Nil

abgesetzte Land nannte man Delta. Durch das-
selbe hielt sich der Nil sieben Ausgänge oder Arme
offen, welche noch vorhanden sind, und den Fluß
mit dem Meere verbinden.

Der Ursprung des Nils war den Alten un-
bekannt. Erst in der letzten Hälfte dieses Jahrhun-
derts (im J. 1770) entdeckte Bruce auf seiner
Reise nach Abyssinien die Quellen desselben bei dem
Dorfe Gisch, in dem Abyssin. Gebiete Sacala,
im Lande der Agohs. Diese bestimmte Angabe
verdanken wir also Bruce's Nachforschungen, ob-
wohl schon vor ihm einige Reisende den Ort ange-
deutet hatten. An der Quelle wird der Nil noch
jetzt unter dem Namen Abay göttlich verehrt, welche
Verehrung auch ehemals in Aegypten selbst Statt
fand. — Ehe der Fluß nach Aegypten kommt,
drängt er sich zweimal an zwei verschiedenen Orten
zwischen Klippen durch, und stürzt sich von dem
großen Wasserfall in Aethiopien, und von dem klei-
nen bei Syene an der Aegyptischen Gränze her-
unter.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Flusses ist
seine jährliche Ueberschwemmung, indem er
gewöhnlich um die Mitte des Junius anfängt zu
steigen, in der ersten Hälfte des Augusts über seine
Ufer tritt, die benachbarten Gegenden überschwemmt,
und in seinem Wachstum bis gegen das Ende des
Septembers zunimmt. Diese Erscheinung hat ihren
Grund in dem beständigen Regen, dem das obere
Aethiopien vom Mai bis September ausgesetzt ist,

und wovon alle Flüsse der dortigen Gegend, die sämmtlich ihr Wasser in den Nil ergießen, an schwellen *). Der Nil wird also der allgemeine Ableiter für die ganze ungeheure Masse von Wasser, welche vier Monate lang fast ununterbrochen aus den Wolken herabströmt. In diesem Zeitraum — von der Mitte des Augusts bis zu Ende Octobers — gleicht ein großer Theil Aegyptens einem See, aus dem die Städte, welche zum Theil auf kostbaren Dämmen erbauet sind, allenthalben wie Inseln hervorragen. Am Ende des Septembers, wann in Aethiopien die Regengüsse aufgehört haben, fängt der Nil auch an zu fallen, aber doch so langsam, daß bis Ende Octobers und selbst bis zum November die meisten Gegenden Aegyptens noch mit seinem Wasser bedeckt sind. Erst mit Anfang dieses Monats zieht er sich völlig in sein Bett zurück. — So weit der Nil das Land — von Natur, oder durch Kunst geleitet — überschwemmt; so weit ist dasselbe außerordentlich fruchtbar. Der von ihm eingeweichte Boden wird mit einem fetten Schlamm gedüngt, in den man nur zu säen braucht, ohne zu graben und zu pflügen, und in welchem die Saat dennoch so schnell aufschießt, daß man jährlich zweimal ernten kann. Die Ufer des Nils, und die Gegenden, wosin sein Wasser durch Kanäle geleitet werden kann, sind,
 *) In Aegypten selbst regnet es sehr selten und wenig.

wie gesagt, allein fruchtbar; das übrige Aegypten — ein Paar andre wasserreiche Flecken ausgenommen — ist eine sandige und steinige Wüste, zum Ackerbau gar nicht, und nur hin und wieder zur Viehzucht tauglich. Eben deshalb schränkte sich die älteste Kultur des Landes einzig auf die Ufer des Nils ein, und nur diese sind der Schauplatz der so berühmten Ruinen und Denkmähler. Wenn die Bewohner des Nil:Thals, begünstigt durch die Natur ihres Bodens, sehr früh ein gebildetes Volk wurden; so blieben hingegen die in den steinigten Gebirgländern umherziehenden Nomaden, in Vergleichung mit jenen, rohe Barbaren. Auch giebt es noch jetzt in Aegypten solche Horden, die nach Art der unstäten Araber bloß in Zellen wohnen, mit ihren Heerden von einem Orte zum andern ziehen, und gelegentlich auch Räuberei treiben. Die vom Ackerbau sich nährenden und in festen Wohnplätzen angesiedelten Aegyptier dulden nur aus Noth dies von ihnen verachtete und gehasste Volk; denn wie können sie demselben beikommen, da es sich bei einem ernsthaften Angriffe gleich in unzugängliche Wüsten zurückzieht? Aber ihr Abscheu gegen diese Lebensart war von jeher groß, wie wir schon aus der Bibel wissen (1 B. Mos. XL, 34), und wurde durch ihre politische und religiöse Verfassung absichtlich genährt.

Wann und wie dieser Theil der Einwohner Aegyptens kultivirt worden sey, ob in Aegypten selbst, oder ob sie ihre Kultur aus einem andern Lande

erhalten haben, darüber läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Wahrscheinlich aber stammen die Aegypter von den Aethiopiern ab. Dies zeigt nicht nur die Aehnlichkeit der körperlichen Bildung der alten Aegypter (welche nach Herodots Zeugniß Wollhaar, nebst einer dunkelbraunen Farbe hatten) mit den Negern; sondern es wird auch von einigen alten Schriftstellern ausdrücklich behauptet. Unter andern sagt Diodor: die Aethiopier versichern, daß die Aegypter nur eine Kolonie von ihnen sind, und daß das Delta anfangs mit Wasser bedeckt gewesen, und nur durch die Trümmer ihres Landes (Aethiopiens), welche der Nil dahin wirft, zu festem Lande geworden sey. — Waren nun die Aethiopier damals ein kultivirtes Volk, und waren sie der Mutterstamm des in Aegypten sich ausbreitenden Sprößlings: so ist wohl kein Zweifel, daß die Aegypter den Keim ihrer Kultur aus Aethiopien mitgebracht haben. Wegen dieser Verbindung müssen wir hier eine kleine Abschweifung auf das letztere Land machen.

Aethiopien, worunter die alten Schriftsteller hauptsächlich die Länder oberhalb Aegyptens (das jetzige Nubien und Abyssinien) begreifen, war in den ältesten Zeiten fast nicht minder berühmt, als Aegypten. Schon in den frühesten Sagen der meisten gebildeten Nationen des Alterthums glänzt der Name dieses fernen Landes. Die Jahrbücher der Aegyptischen Priester gedachten desselben vielfältig und mit großer Achtung, und als die Griechen Sta-

lien

lien und Sicilien kaum dem Namen nach kannten, war der Name der Aethiopier schon in dem Munde ihrer Dichter. So singt z. B. Homer:

„Aethiopen, die zwiefach getheilt sind, äußerste Menschen,
Diese zum Untergange des Helios, jene zum Aufgang.

Odysf. I. 23, 24. (Übers. v. Wof).

Aber Poseidon zurück von den Aethiopen sich wendend,
Schaut ihn fern von den Bergen der Colymer. Duns
fel erkannt' er

Ihn, der die Wogen besuhr, und noch heftiger tobte sein
Eifer.

Ernst bewegt' er das Haupt, und sprach in der Tiefe des
Herzens:

Wunder, gewiß daß die Götter nun andern Rath um
Odysseus

Ausgedacht, weil ich bei den Aethiopen entfernt war.“
Odysf. V. 232. 26.

Die spätern Geschichtschreiber und andre Schriftsteller beschreiben die Aethiopier als ein kultivirtes Volk. Nach Diodor hatten sie Bilderschrift, wie die Aegypter; die Kenntniß derselben war aber kein ausschließendes Vorrecht der Priester, wie bei den letztern, sondern es konnte jeder dazu gelangen. Die Aethiopier hielten sich für das älteste Volk; sie gaben sich für die Erfinder des Gottesdienstes, der Feste, der feierlichen Versammlungen, der Opfer und aller Religionsgebräuche aus. Und Lucian sagt: die Aethiopier haben die Sternkunde zuerst erfunden, und den Gestirnen Namen ertheilt, die sie aus den Eigenschaften hernahmen, welche sie da-

nützliche Unterhalt. I.

E

ran zu bemerken glaubten. Diese Kunst ging, noch unvollkommen, von ihnen zu den Aegyptern über.

Indessen muß man sich nicht vorstellen, daß eine solche Kultur sich über alle Aethiopische Völkerstämme erstreckt habe, welche jene weitläufigen Länder bewohnten *). Die alten Schriftsteller nennen vielmehr eine Menge von Stämmen ausdrücklich, die von dem niedrigsten Grade der völlig Wilden durch verschiedene Abstufungen bis zu den nahe an eine höhere Kultur gränzenden Hirten hinaufsteigen. Von letztern erwähnt Herodot besonders der Makrobier, als eines im Alterthum berühmten Aethiopischen Volks. Der bekannte Persische König Cambyses hatte Lust, einen Zug gegen sie zu unternehmen, wozu ihn der Ruf von ihren großen Reichthümern bewog. Er schickte aber erst, unter dem Titel von Gesandten, Kundschafter in ihr Land, und gab ihnen Geschenke mit, welche sie dem Könige der Makrobier bringen sollten, nämlich ein purpurnes Kleid, eine goldne Halskette, Armbän-

*) Auch denke man bei dem Worte Kultur nicht an eine besondere wissenschaftliche Bildung, welche die Aethiopier gewiß so wenig, wie andre gleichzeitige Völker, hatten. Sie werden nur im Gegensatz der räuberischen Nomadenorden kultivirt genannt. Frömmigkeit (ein regulirter Götzendienst), Gerechtigkeit (Einführung und Handhabung der Gesetze), und einige Kenntniß der mechanischen und bildenden Künste — das sind die Vorzüge, welche den Aethiopiern den Namen eines kultivirten Volkes erworben.

der, köstliche Salben (wohlriechende Wasser, oder sogenannte wesentliche Oele), und einen Krug Palmwein. Der König erkannte diese Gesandten bald für das, was sie waren, für Kundschafter. Er betrachtete ihre Geschenke, deren Gebrauch ihm unbekannt war; das Kleid, die Salben, die Halskette, die er für Fesseln hielt, gab er zurück, und behielt von allem nichts, als den Wein, der ihm gefiel. Dann fragte er, wie alt die Perser würden, und was ihr König zu essen pflegte. Man antwortete ihm: Weizenbrot; und das höchste Alter der Perser wäre 80 Jahr. Der König antwortete: er würde sich nicht, daß sie nicht älter würden, da sie von solchem Unrath lebten, und wahrscheinlich würden sie nicht einmal so alt werden, wenn sie den Wein nicht hätten, woran sie allein die Makrobier überträfen. Auf die Frage der Gesandten: wie alt denn die Makrobier würden, und wovon sie lebten? antwortete er: 120 Jahre und darüber; sie lebten aber von getrocknetem Fleisch und Milch. — Hierauf zeigte man den Gesandten als Merkwürdigkeit zuerst den sogenannten Tisch der Sonne, nämlich eine Wiese in der Vorstadt, auf welcher eine Menge getrocknetes Fleisch lag, das die Vorsteher der Bürger jede Nacht hin zu legen pflegten, und wovon bei Tage jeder essen konnte, wer da wollte. Ferner wurden die Gesandten in die Gefängnisse geführt, wo die Gefangenen in goldnen Fesseln lagen, weil andres Metall bei diesen Aethiopiern eine große Seltenheit ist. Endlich zeigte man ihnen die Be-

hältniſſe der Todten, welche Gehäuf von Glas (vermuthlich wohl Kryſtall) waren, das in ihrem Lande häufig ausgegraben wird. Die Leichname werden, ſo wie in Aegypten, erſtlich ausgenommen und mit Gyps überzogen. Auf dieſen Ueberzug malt man dann die Geſtalt des Verſtorbenen ſo ähnlich wie möglich, und ſtellt ihn in ein Gehäuf von Glas, worin er, ohne Geruch oder andre Unbequemlichkeit zu verurſachen, aufbewahrt werden kann. Die nächſten Verwandten behalten ihn ein Jahr lang im Hauſe, und bringen ihm Todtenopfer; hernach wird er aber in der Stadt bei den übrigen aufgeſtellt.

Beim Abſchiede übergab der König den Geſandten einen großen Bogen als Gegengeſchenk für den Cambyſes, und ließ ihm dabei ſagen: er möchte ſeinen Zug gegen die Makrobier unternehmen, wenn er dieſen Bogen ſo leicht, wie einen Perſiſchen, ſpannen könnte. Die Geſandten richteten dieſen Auftrag aus, und fügten hinzu: die Makrobier wären eins der größten und ſchönſten Völker, die ſie je geſehen hätten; ſie pflegten auch den größten unter ſich zum Könige zu wählen, und lebten nach eignen Geſetzen und Einrichtungen. — Auf dieſe Nachricht kehrte Cambyſes wieder um, als er mit ſeinem Heere ungefähr bis in die Gegend von Meroe (wovon gleich nachher) gekommen war. Neuere Gelehrte vermuthen aus wahrſcheinlichen Gründen, daß die Makrobier an der Küſte von Zanguebar, ungefähr in der Gegend, wo jezt die Portu-

gießische Stadt Melinda liegt, ihren Sitz gehabt haben *). Da hätte denn freilich Cambyfes noch einen ungeheuren Marsch vor sich gehabt!

So viel Kultur auch nach der Beschreibung, welche Herodot hier von den Makrobiern macht, bei diesem Volke schon gewesen seyn muß: so waren sie doch keinesweges der Stamm von Aethiopiern, auf den die vorher angeführten Lobeserhebungen der Alten passen. Denn letztere waren kein Hirtenvolk, wie die Makrobier (die sich bloß von Fleisch und Milch nährten und Brot nicht kannten), sondern ein Volk von weit höherer Kultur, bei welchem Ackerbau und Handel blüheten, das Tempel und Palläste errichtete, und am Nil wohnte. Die Hauptstadt desselben hieß Meroe. Sie lag auf einer Insel gleiches Namens, die gegen Süden vom Nil und Astapus (jezt Bahar el Abjad, oder der weiße Strom), gegen Osten vom Astaboras (jezt Atbar, oder Tacazzé) eingeschlossen wird, je doch nicht völlig, daher sie keine Insel im strengsten Verstande zu nennen ist. An Größe übertrifft sie Sicilien wenigstens um die Hälfte. Gegenwärtig macht sie den größten Theil des Königreichs Sennaar aus, und heißt die Provinz Atbar. Gedachte Hauptstadt Meroe lag etwas unterhalb Chandi. Der Ritter Bruce, welcher im J. 1770

*) Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, v. Heeren. Erst. Th. S. 255.

diese Gegenden bereisete, sah die Ruinen derselben in der Ferne. Er sagt davon Folgendes: Wir verließen den 20. October Abends Chanbi, und schlugen zwei (Englische) Meilen von der Stadt unser Nachtlager auf. Den 21sten früh setzten wir unsre Reise fort, und machten um 9 Uhr Halt, nachdem wir 10 Meilen zurückgelegt hatten. Hier fängt sich eine große Insel an, die etliche Meilen lang voller Dörfer, Bäume und Getreide ist; sie heißt Curgo. Gegen über liegt der Berg Gibbairy, wo ich die erste Scene von Ruinen fand, seitdem ich die zu Arum in Abyssinien gesehen hatte. Wir bemerkten hier Haufen von zerbrochenen Postementen, eben wie die zu Arum, die zu Figuren von Hunden bestimmt waren; desgleichen auch etliche Stücke von einem Obelisk, gleichfalls mit beinahe gänzlich verloschnen Hieroglyphen. Die Araber sagten uns: diese Ruinen wären von weilkäuflichem Umfange, und es würden daselbst viele Stücke von Statuen und thierischen Figuren ausgegraben; die Statuen wären meistens von schwarzem Stein. — Man kann sich (fügt der Reisende hinzu) unmöglich der Muthmaßung erwehren, daß hier die alte Stadt Meroe gestanden habe.

Von der Verfassung dieses zu seiner Zeit so berühmten Staates gibt uns Diodor Nachricht. „Die Gesetze der Einwohner von Meroe, sagt er, sind in vielen Stücken von den Gesetzen andrer Völker verschieden, aber vorzüglich in der Wahl ihrer Könige. Die Priester nämlich wählen aus

ihrer Mitte die vorzüglichsten; und welchen von diesen der Gott (Jupiter Ammon) bei einer großen Feierlichkeit bestimmt, diesen macht das Volk zum Könige. Es fällt alsdann sogleich vor ihm nieder, und verehrt ihn als einen Gott, indem ihm durch den Willen der Götter die Regierung übergeben ist. Der Erwählte genießt auch alle die äußern Vorzüge in Rücksicht auf seine Lebensart, die ihm durch die Gesetze eingeräumt sind. Er darf aber Niemanden weder belohnen noch bestrafen, als in so fern es mit dem väterlichen Herkommen und den Gesetzen übereinstimmt. Es ist Sitte bei ihnen, keinen der Unterthanen mit dem Tode zu bestrafen, auch selbst wenn er nach dem öffentlichen Urtheil die Todesstrafe verdient hat; sondern man schickt zu dem Missethäter einen Gerichtsdiener, der ihm das Zeichen des Todes überbringt. Wenn der Verbrecher dasselbe sieht, geht er sogleich in sein Haus, und nimmt sich selbst das Leben. Die Griechische Gewohnheit, durch die Flucht in ein benachbartes Land sich der Strafe zu entziehen, ist dort nicht gestattet. Man erzählt, daß die Mutter eines solchen Menschen, der dies versuchen wollte, ihn mit ihrem eignen Gürtel erdroffelt habe, um ihrer Familie jenen noch größern Schimpf zu ersparen. Das sonderbarste von allem aber ist die Einrichtung, die den Tod des Königs betrifft. Die Priester zu Meroe nämlich, die den Dienst der Götter besorgen, und die den höchsten und vornehmsten Rang besitzen, schicken, wenn es ihnen gut dünkt, einen Boten

zum Könige, mit dem Befehl, zu sterben. Sie melden ihm, die Götter haben dies befohlen, und der Sterbliche dürfe sich ihren Rathschlüssen nicht widersetzen, und was sie sonst noch für Gründe hinzufügen mögen, die für einen schwachen, aus Herkommen gewöhnten Geist, der ihnen nichts entgegen zu setzen weiß, überzeugend sind."

Die Regierung von Merce war also, wie wir hieraus sehen, in den Händen eines Priesterstammes, oder einer Priesterkaste, die der König nicht nur aus ihrer Mitte wählte, sondern ihn auch in der völligen Abhängigkeit von sich zu erhalten wußte. Diese Verfassung treffen wir in den meisten alten Staaten in Afrika an; sie machte die Grundlage des Aegyptischen und selbst des jüdischen Staats; ja, sie hat sich in einigen Reichen bis auf den heutigen Tag erhalten. Bruce fand in Senaar, in der Nähe des alten Meroe, einen Negerstamm, der gleichfalls die Sitte hatte, daß sein König sterben mußte, wenn die vornehmsten des Volks (vermuthlich Abkömmlinge der Priesterkaste) es ihm befahlen. Von dem Ursprunge dieses Priesterstammes, wie er nach und nach sich gebildet, und als gebildeter Stamm der Gründer und Beherrscher von Staaten geworden ist, davon läßt sich freilich aus der Geschichte nichts erweislich machen; denn die erste Gründung jener Staaten geht weit über alle Geschichte hinaus. Aber der gelehrte Hr. Prof. Heeren stellt die nicht unwahrscheinliche Vermuthung auf, daß der Priesterstamm vielleicht

durch Handel das ward, was er war; daß diese Handelsgesellschaft einen gemeinschaftlichen Götterdienst (Cultus) unter sich einföhre, um das Band der Vereinigung desto fester zu knüpfen; daß sie andre Stämme für diesen Cultus zu gewinnen suchte, um sie vermittelst desselben, so weit es ihren Absichten gemäß war, zu civilisiren und zugleich durch eben dies Mittel sie zu beherrschen *). Sie, diese Priesterkaste, welche in Meroe ihren ersten festen Sitz genommen zu haben scheint, weil dieser Ort seiner Lage wegen der Mittelpunkt des Handels zwischen Aethiopien, Aegypten und Lybien war, schickte auch Kolonien aus ihrer Mitte aus, und gründete dadurch neue Staaten nach eben der Verfassung und Form, wie der Mutterstaat. Der Zweck dieser Stiftung war wohl kein andrer, als: den Handel zu leiten und zu sichern. So entstand Ammonium in der Lybischen Wüste, und noch früher Theben in Aegypten.

Hier sind wir nun wieder bei der Stelle, von welcher wir ausgingen, bei dem Ursprunge der Kultur des alten Aegyptens. Religion, Staatsverfassung und Künste dieses Landes verrathen eben so,

*) Wüßte nicht noch in unserm Jahrhunderte der berühmte Jesuitenorden, vornämlich in Paraguay, Handel und Herrschaft sehr seltan mit Religion zu verbinden, und jene als Zweck, diese als Mittel, zu gebrauchen? — Wenn man die Geschichte der alten Priesterkaste liest, so ist es fast, als ob man eine Geschichte der Jesuiten in Paraguay läse.

wie die physische Beschaffenheit der Einwohner, Aethiopische Abkunft. Daraus folgt aber noch nicht, daß alle Aegypter aus Aethiopien abstammen, noch daß alle Kultur des spätern Aegyptens aus dieser Quelle herzuleiten ist. Die Priesterkolonie, welche Theben gründete, fand schon verschiedene Stämme Nomaden vor, die aus andern benachbarten Ländern eingewandert waren. Einige derselben behielten diese Lebensart auch in der Folge bei; andre aber wandten sich zum Ackerbau, wählten sich feste Wohnplätze, und legten dadurch den Grund zu ihrer Civilisation. Der Same der Kultur, den jene Kolonie nach Aegypten brachte, fand hier einen fruchtbarern Boden, gab ein größeres Gewächs, und trug mehr und edlere Früchte, als in seinem Mutterlande selbst.

In den ältesten Zeiten enthielt Aegypten mehrere von einander unabhängige Staaten, die sämtlich in dem Nilthale, zu beiden Seiten des Flusses, lagen. Man nennt in Ober- und Mittelägypten den Staat von Elephantine, von Theben (oder Diospolis), von This (das nachher Abydos hieß), von Herakleopolis, von Memphis, unweit der Gegend, wo der Nil sich theilt, und Unterägypten (oder das Delta) anfängt, welches späterhin bevölkert wurde, und worin sich die Staaten von Tanis, Bubastus, Mendes, Sebennytus und Sais bildeten. Einzelne dieser Staaten scheinen öfters Revolutionen erlitten zu haben, und bald aus der Reihe selbstständiger Reiche

verschwunden, bald wieder empor gekommen zu seyn. Die größten und mächtigsten unter ihnen, Theben und Memphis, erhielten sich am längsten. Die Regierung derselben war, wie schon gesagt, hauptsächlich in den Händen der Priesterkaste, welche ihre Befehle im Namen einer Gottheit ergehen ließ, (so wie der Hohepriester bei den Juden vor Einführung der Könige); daher die Sage, daß in der ersten Zeit Götter über Aegypten unmittelbar geherrscht haben. Nachher kamen Könige auf, die aber auch von Priestern gewählt seyn mußten, und in Abhängigkeit von ihnen lebten. Ihre Geschichte ist aber immer noch dunkel und fabelhaft, obwohl die Namen Menes, Osymanduas (Ismandes), Mdris, Sesostris, Proteus (um die Zeit des Trojanischen Krieges), Rampsinit (Memphis), Saka*) und Sethos**) in dieser Periode genannt werden, und verschiedene dieser Könige sich durch große Thaten berühmt gemacht haben mögen. Zur Zeit des Sethos regierten zwölf Könige gemeinschaftlich über Aegypten, welche Regierung (Dodekarchie) nur ungefähr 15 Jahre dauerte; denn einer von ihnen, Psammetich, Beherrscher

*) Ein Aethiopischer Fürst (vermuthlich von Neroe), welcher Aegypten eroberte, und es fünfzig Jahre beherrschte.

**) Ein Aegyptischer Priester des Vulkan. Er riß die Oberherrschafft mit Gewalt an sich, und scheint die sonst gezerrnnte Macht des Oberpriesters und des Königs vereinigt zu haben.

von Sais in Unterägypten, überwältigte mit Hülfen Griechischer Niethruppen seine Mitkönige, und machte sich zum Alleinherrscher von ganz Aegypten. Dies geschah etwa 600 Jahre vor Christi Geburt; und von dieser Zeit an klärt sich die Geschichte des Landes mehr auf. Psammetich erweiterte seine Herrschaft bis Asbod, auf den Gränzen von Palästina. Sein Sohn Nachus (Necho) ließ Afrika umschiffen, unterhielt auf dem mittelländischen und Arabischen Meere, welche er durch einen Kanal vereinigen wollte, Flotten, eroberte Jerusalem, und führte den Jüdischen König Joahas gefangen mit sich fort. In Syrien drang er bis an den Euphrat vor. Allein hier rückte ihm der damalige Beherrscher des Chaldäisch-Babylonischen Reichs, Nebucadnezar, entgegen, und schlug ihn aufs Haupt *). Diese einzige Schlacht entriß ihm nicht nur alle seine Eroberungen wieder, sondern stellte auch sein eignes Land den feindlichen Angriffen bloß. Ihm folgte sein Sohn Psammis, und diesem sein Sohn Apries, der mit den Phönicern Krieg führte, und Sidon eroberte. Dann unternahm er einen unglücklichen Feldzug gegen Cyrene, welches den Aegyptern, die schon längst mit der Eroberungssucht ihrer Könige unzufrieden waren, Anlaß zur Empörung gab, worin Apries mit seinen Niethruppen geschlagen wurde, und bald nachher das Leben ver-

*) Jerem. 46. wird diese Schlacht beschrieben.

lor. Sein Nachfolger war Amasis, der zwar Aegypten wieder eroberte, sonst aber friedlich und glücklich regierte, und kurz zuvor starb, ehe Cambyses in Aegypten einfiel. Amasis Sohn, Psammenit, saß kaum sechs Monate auf dem Thron, als Cambyses, gelockt durch die großen Reichthümer Aegyptens, mit einem großen Heere in dies Land eindrang, den Psammenit, der sich ihm entgegenstellte, in die Flucht schlug, dessen Residenz Memphis nach einer zehntägigen Belagerung einnahm, und den gefangenen König hinrichten ließ.

Von Psammetich, dem ersten Alleinherrscher Aegyptens, bis auf Psammenit waren 130 Jahre verfloßen, als das Land eine Persische Provinz ward. Der Sieger verwüstete es schrecklich, und schleppte unermessliche Beute mit sich nach Persien. Die Aegypter, erbittert durch die Härte, womit sie behandelt wurden, wahrscheinlich auch von den Priestern, die am meisten hierbei verloren hatten, aufgehetzt, empörten sich zu verschiedenen malen, wurden aber immer wieder unter das Joch gebracht, und mit schwerern Lasten belegt, besonders vom Könige Darius. Es war also nicht zu verwundern, daß die Aegypter den Macedonischen König Alexander (im J. v. Chr. Geb. 330) mit offenen Armen aufnahmen, da er sich ihren Gränzen näherte, und ihm huldigten. Dieser gab dem Lande, hauptsächlich durch Erbanung der Stadt Alexandria, gleichsam neues Leben, und brachte es durch Begünstigung des Handels in kurzer Zeit wieder in

Flor. Nach dem frühzeitigen Tode dieses kühnen Eroberers erhielt Aegypten wieder seine eignen Könige, welche zu Alexandria ihren Sitz nahmen. Sie führen alle den Namen der Ptolemäer. Die drei ersten regierten — vergleichungsweise — rühmlich; die folgenden waren aber größtentheils schwache, verschwenderische und tyrannische Regenten. Ptolemäus XI. verlor in einer Schlacht wider Julius Cäsar sein Leben, und seine Schwester Kleopatra beschloß die Reihe der Aegyptischen Regenten aus dem Ptolemäischen Hause. —

Jetzt müssen wir noch etwas von einer merkwürdigen Einrichtung des ältesten Aegyptens, von der Eintheilung des Volks in Kasten (Casten) und von der Eintheilung des Landes in Nomen, hinzufügen. Unter dem Worte Kaste (Griech. *γῆραια*) versteht man hier einen durch eigenthümliche Lebensart und Beschäftigung sich auszeichnenden Völkerstamm, dergleichen zum Beispiel die schon oft erwähnte Priesterkaste war. Die Verschiedenheit der Völkerstämme hatte ursprünglich ihren Grund in der verschiedenen Beschaffenheit der Gegend, welche jeder Stamm bewohnte, und in der daraus entspringenden verschiednen Lebensart und Beschäftigung. War der Boden dem Ackerbau günstig, so bildete sich da ein Völkerstamm von Ackerleuten; taugte das Land bloß zu Viehweiden, so wurden die Bewohner Hirten, u. s. w. Es lag in der Natur, daß die Lebensart der Väter auf die Kinder fort erbte, und daß nicht leicht eine Vermischung der

verschiednen Stämme, oder ein Uebergang aus dem einen in den andern, Statt fand. In der Folge, als die verschiedenen Stämme durch das Band eines gemeinschaftlichen Religions-Kultus in Einen Staat vereinigt wurden, zog der herrschende Priesterstamm aus politischen Ursachen die Gränzlinie zwischen jenen noch schärfer; und so entstand die gesetzliche Eintheilung der ganzen Nation in Kasten, wobei jene erste natürliche Absonderung zum Grunde lag. Auch mußten in einem Staate, wo die Verhältnisse viel mannigfaltiger sind, als im rohen Naturstande, die Kasten sich nothwendig vervielfältigen. In Aegypten gab es — wenigstens zu der Zeit, da die kleinern Staaten in Ein Reich zusammenschmolzen waren — nach Herodots Zeugniß sieben Kasten: Priester; Krieger; Rinderhirten; Schweinehirten; Gewerbe treibende; Dolmetscher; Schiffer. Alle diese Kasten waren erblich, und Niemand durfte aus einer in die andre übergehen.

Von der Entstehung der Priesterkaste ist schon oben eine Muthmaßung vorgetragen worden, und mehr als Muthmaßung läßt sich in einer so dunkeln Sache auch nicht angeben. Diese Kaste war in der ersten Zeit die — im Namen der Götter — allein herrschende. Nachher theilte sie ihre Herrschaft mit Königen, die sie von sich abhängig machte. Die Könige suchten sodann allmählig dies Band der Abhängigkeit aufzulösen, und es gelang ihnen zum Theil. Aber den letzten Stoß erhielt die Priesterkaste durch den Persischen Eroberer Cambyses. Es

blieb ihr nach der Zeit kaum noch ein Schatten ihres vorigen Ansehens übrig. — Eine Eigenheit dieser Kaste vor andern war es, daß sie nicht nur überhaupt erblich blieb, sondern daß auch die Priesterschaft jeder besondern Gottheit wiederum gleichsam eine Unterkaste für sich machte. Die Söhne der Priester des Vulkans zu Memphis z. B. konnten nicht in das Priesterkollegium zu Heliopolis kommen, so wenig, als die Söhne der letztern in das Kollegium der erstern. Von dieser Einrichtung läßt sich folgender Grund angeben: Jeder Tempel hatte große Ländereien, deren Einkünfte die zu demselben gehöri gen Priester zogen, weil ihre Vorfahren diesen Tempel erbauet, sich die benachbarten Stämme zu Unterthanen gebildet, und diese Felder urbar gemacht hatten. Es war also ein natürliches Erbrecht, das um so viel weniger veräußert werden durfte, da es sich nicht nur auf die Einkünfte, sondern auch auf das Gebiet jeder Priesterkolonie bezog. Auch die Stelle des Oberpriesters an jedem Tempel war erblich. In den Hauptstädten genoßen die Oberpriester fast königliche Ehre. Ihre Bildsäulen wurden, wie die Bildsäulen der Könige, in die Tempel gestellt; überall erschienen sie als die ersten Personen des Staats, selbst schon im Mosaischen Zeitalter. Als Joseph in Aegypten erhoben werden sollte, mußte er erst durch eine Heirath mit der Priesterkaste in Verbindung treten; denn er heirathete die Tochter des Oberpriesters zu On oder Heliopolis. — Uebrigens, obgleich jeder Priester in dem

dem Dienste irgend eines Gottes seyn, d. i. zu irgend einem Tempel gehören mußte: so darf man sich doch nicht vorstellen, als ob gottesdienstliche Verrichtungen ihre einzige, oder auch nur ihre gewöhnlichste, Beschäftigung gewesen wären. Sie waren vielmehr alles das, wozu irgend eine wissenschaftliche Kenntniß erfordert wird — Richter, Aerzte, Baumeister u. — weil sie sich in dem ausschließenden Besiße aller wissenschaftlichen Kenntnisse zu erhalten wußten. — Aus dem, was vorher von den Einkünften der Priester gesagt ist, kann man auch sehen, daß sie als die vornehmsten Landeigenthümer in Aegypten betrachtet werden müssen, und nicht etwa als eine vom Könige oder vom Staate besoldete Klasse von Menschen.

Auf die Priesterkaste folgt dem Range nach zunächst die Soldatenkaste, welche in bestimmten Gegenden des Landes ihren Sitz hatte. Ihren Unterhalt zogen sie ebenfalls von Ländereien; denn sie waren, nebst den Priestern, die einzigen Landeigenthümer. Sie durften kein Handwerk treiben, sondern mußten sich bloß dem Kriegesdienste widmen; und diese Bestimmung erbte von dem Vater auf den Sohn. Jährlich mußten 1000 Mann von ihnen bei dem Könige die Wache versehen; und diese erhielten noch außer ihren Ländereien täglich eine bestimmte Portion Fleisch, Brod und Wein.

Die Kaste der Gewerbe treibenden Bürger begriff die Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute. Natürlich konnte diese Kaste sich nur

tägliche Unterhalt. I.

§

erst bei zunehmender Kultur bilden, und die Stämme, die zu ihr gehörten, mußten erst merkliche Fortschritte in der Civilisirung gemacht haben, ehe sie zu diesen Geschäften fähig waren.

Die Kaste der Schiffer entstand vermuthlich aus den ältesten Anwohnern des Nils, die sich einst, ehe es noch Staaten in Aegypten gab, an den Ufern des Flusses von Fischen nährten. Als aber Handel und Gewerbe in dem Lande zu blühen anfangen, da wurden aus bloßen Fischern Schiffer. Der Nil war von Syene bis zu seinem Ausflusse fast beständig mit einer unzählbaren Menge von Fahrzeugen und Lastschiffen gleichsam bedeckt, woraus sich schließen läßt, daß die Kaste der Schiffer sehr zahlreich gewesen seyn muß. An dem großen Nationalfeste, welches jährlich der Artemis in Bubastus gefeiert wurde, schiffte man von Stadt zu Stadt, indem die Einwohner einer jeden sich dem Zuge anschlossen, wodurch ihre Anzahl zuletzt wohl bis zu 700,000 anwuchs. Während der Ueberschwemmung des Nils war Schiffahrt die einzige Communication der Einwohner, und auch außer dieser Zeit wurde hauptsächlich mittelst derselben die Verbindung im Innern des Landes unterhalten, indem es ganz mit Kanälen durchschnitten war.

Die Kaste der Dolmetscher nahm ihren Ursprung erst in dem Zeitalter Psammetichs, welcher eine beträchtliche Anzahl Aegyptischer Kinder durch die ins Land gerufenen Griechen erziehen, und sie in der Griechischen Sprache und in Griechischen Sit-

ten unterrichten ließ. Die Nachkommen von diesen bildeten sodann die Kaste der Dolmetscher, welche den vielen Griechischen Kaufleuten und Fremden, die sich von jener Zeit an in Aegypten aufhielten, unentbehrlich ward.

Die Kaste der Hirten theilt Herodot in Rinderhirten und Sauhirten. Diodor weiß von dieser Abtheilung nichts. Vermuthlich waren es nur Unterabtheilungen Einer Kaste, wovon die Rinderhirten — obwohl als Nomaden verachtet — weniger als die Sauhirten dem allgemeinen Abscheu Preis gegeben waren. Wenigstens wurde das Rindvieh in Aegypten keinesweges für unrein gehalten; die Kühe waren der Isis heilig, und die Ochsen dienten zur Nahrung und zu Opfern. Das Schwein hingegen war in den Augen des Aegypters ein eben so unreines Thier, als in den Augen des Juden; doch wurde, einer alten Sitte zu Folge, jährlich an einem gewissen Feste in jedem Hause dem Osiris ein Schwein geopfert.

Was die Eintheilung des Landes in Nomen (von dem Griech. *νομα*) oder Distrikte betrifft, so schreibt sich dieselbe aus uralten Zeiten her. Die Aegyptier selbst legten sie dem Sesostris bei. Auch dauerte sie bis auf die Herrschaft der Römer; aber sie litt in dem langen Zeitraume mehrere Veränderungen, daher die Geschichtschreiber die Zahl derselben, so wie auch ihre Namen, verschieden angeben. Die Bemerkung, daß diese Nomen-Eintheilung in einem gewissen Verhältnisse mit den Ge-

genständen und der Art des gottesdienstlichen Kultus stand, kann uns Aufschluß über ihren Ursprung geben. In dem einen Nomus würde nämlich diese, in dem andern eine andre Gottheit als die erste und vornehmste verehrt, welcher denn auch gewisse Thiere heilig waren. So sagt Herodot: Diejenigen, die das Heiligthum des Jupiter zu Theben gegründet haben, oder die zu dem Thebanischen Nomus gehören, enthalten sich der Schafe, und schlachten dagegen Ziegen. Diejenigen aber, die das Heiligthum des Mendes (Pan) gestiftet haben, oder die zu dem Mendesischen Nomus gehören, enthalten sich der Ziegen, und schlachten dagegen Schafe. — Hiernach scheint es fast außer Zweifel zu seyn, daß die Nomoi ursprünglich unabhängige Priesterstaaten waren, und daß diese Eintheilung des Landes nicht eher allgemein werden konnte, als bis die verschiednen einzelnen Staaten zu Einem großen Reiche verbunden wurden.

Bisher sahen wir überall in der politischen und bürgerlichen Verfassung Aegyptens Spuren des Priesterthums; denn das große Band, wodurch das Ganze zusammengehalten wurde, war Religion, oder vielmehr nur ein religiöser Kultus. Die Priester, die Erfinder desselben, bewirkten dadurch eben das, was der kühne Eroberer durch Gewalt bewirkt — Vereinigung einzelner Völkerstämme in Einen Staat. Schwache Menschen — und das

sind, ungeachtet ihrer physischen Stärke, alle von ungebildetem Verstande — lassen sich durch solchen sinnlichen Kultus leicht lenken und leiten. Je abentheuerlicher das Symbol (Bild) ist, welches als Gegenstand der Verehrung aufgestellt wird, desto mehr drängt sich der rohe Haufe hinzu, staunt in dumpfer Ahnung der Gegenwart eines höhern Wesens, und beugt sein Knie vor dem Abgott demüthsvoll. Nur der verfeinerte Grieche schuf sich Ideale der schönsten Menschengestalten zu seiner Verehrung.

Es würde uns zu weit von unserm Ziele entfernen, wenn wir die Aegyptische Religion in ihrem ganzen Umfange darstellen wollten: ein Unternehmen, welches bei der Dunkelheit der Nachrichten der Alten und den widersprechenden Meinungen der neuern Gelehrten ohnehin mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wir begnügen uns daher, einige allgemeine Bemerkungen auszuzeichnen.

Die Gegenstände des religiösen Kultus sind bei allen Völkern von doppelter Art: entweder Dinge, die viel Vergnügen und Nutzen gewähren, die durch ihre Größe Ehrfurcht einflößen, die durch ihre Eigenschaften dem Menschen schädlich werden; oder es sind bloß Symbole der Naturkräfte und der Erscheinungen und Begebenheiten in der physischen Welt. Die erstere Art des Kultus findet sich allgemein bei den rohesten Nationen; man kann sie aber nur in gewissem Betracht einen Götterdienst nennen: denn obwohl die Gegenstände für heilig gehalten und einigermaßen göttlich verehrt werden, so

sind sie doch in den Augen der Verehrenden nicht wirkliche Götter. Bis zu dem reinen Begriff einer Gottheit, d. i. eines unsichtbaren höhern Wesens, erhebt sich der ganz rohe Verstand noch nicht. Auch erhellet dies deutlich aus der Wahl der Gegenstände selbst, denen eine solche Verehrung zu Theil wird. Ein Stein, z. B., in dessen Nähe der jagende Wilde einen glücklichen Fang thut, wird ihm ein Gegenstand der Verehrung (Fetisch pflegen wir es jetzt zu nennen); ein ungewöhnlich großer Baum, der seine Zweige mächtig umher trägt, erfüllt ihn mit heiliger Ehrfurcht, und er weihet ihn zu seinem Fetisch ein. Vermuthlich hatten auch unsere Vorfahren, die alten Deutschen, ursprünglich keinen andern Grund, der majestätischen Eiche eine so ausgezeichnete Ehre zu erweisen. Auf ähnliche Art muß man sich das seltsame Fest erklären, welches einige Völker mit schamloser Ueppigkeit den Zeugungstheilen zu Ehren feierten. Die Verehrung gewisser Thiere, oder der sogenannte Thierdienst, gehört ebenfalls hieher. Verschiedene Anwohner am stillen Meere beten den Wallfisch an (doch wohl nicht eigentlich als einen Gott?); die Neger die Abgottesschlange (*hoa constrictor*); die Aegypter ehemals, nebst vielen andern, das Krokodill. Man hat sich Mühe gegeben, die speciellen Ursachen aufzufinden, warum dieser oder jener Gegenstand göttlich verehrt worden sey; aber es bleibt doch alles, was man darüber sagt, nur Muthmaßung. Der Grund eines solchen Kultus ist gewöhnlich so lokal

(bloß auf den Ort, wo er entstand) eingeschränkt), so individuell (bezieht sich bloß auf die Person, welche ihn zuerst annahm), und hängt so sehr vom Zufall und der Laune ab, daß nur der Erfinder selbst den wahren Ausschluß darüber geben könnte. Man stelle sich die Sache so vor: Ein Hausvater zeigt seiner Familie einen Gegenstand der Verehrung an, erzählt ihr die Veranlassung, die er dazu habe, und fordert sie auf, diesen Kultus künftig gemeinschaftlich mit ihm zu verrichten. Nun wird derselbe Kultus in der Familie erblich; die Seitenverwandten nehmen auch Theil daran, und er breitet sich mit dem Anwachs der Familie immer mehr aus. Aber das Andenken an den ursprünglichen Anlaß verschwindet allmählig. Man setzt den Kultus bloß aus Gewohnheit und aus Achtung für den Stammvater fort, und sieht ihn als ein Band der Vereinigung an; wer dem gemeinschaftlichen Kultus entsagt, der kündigt der Familie seine Freundschaft auf. Da den Nachkommen die Sache nicht mehr so wichtig ist, als sie dem Stifter und vielleicht auch seinen Kindern war: so weiß oft schon in der dritten Generation Niemand mehr von der Entstehung des Kultus Rechenschaft zu geben. Wie wollen wir nun bei dem Mangel aller gleichzeitigen Nachrichten etwas Befriedigendes, z. B. über den Aegyptischen Thierdienst, vorbringen können?

Die zweite Art des Kultus, die symbolische, wird unter gebildeteren Nationen angetroffen, ist aber doch nur dem aufgeklärtern Theile derselben, vornämlich

den Priestern, bekannt; denn der gemeine Haufe bleibt größtentheils an dem größern Fetischismus hangen, und betrachtet selbst die Symbole nicht anders, als Fetische. Dieser Kultus entsprang vermuthlich theils aus dem Fetischismus durch Verfeinerung der Begriffe, theils aus der Bilderschrift (den Hieroglyphen), theils und vorzüglich, aus dem Nachdenken über die Natur und ihre Wirkungen. In letzterer Hinsicht sind die Gottheiten der Alten gleichsam Hypothesen zur Erklärung der Naturerscheinungen *). Was wir z. B. beim Gewitter Elektricität nennen, das nannten die Griechen den donnernden Jupiter. Die Gottheiten der Aegypter insbesondre aber waren, wie Einige meinen, Symbole der Astronomie und des Ackerbaues; und nach der neuesten mit großem Scharfsinn unterstützten Hypothese, Symbole der Zeitbestimmung — des Kalenders **).

Wir kommen zu den Ruinen und Denkmählern selbst. In Oberägypten haben sich die meisten und

*) In philosophischer Bedeutung des Wortes ist auch das höchste Wesen, welches wir verehren, die beste Hypothese, wonach das Daseyn der Welt und die Erscheinungen in derselben sich erklären lassen.

**) S. Dornedden's Phamenophis. Es wird in der Folge noch Gelegenheit geben, aus dieser Schrift Einiges anzuführen.

schönsten von der ehemaligen Hauptstadt Theben erhalten. Sie war die älteste Stadt in ganz Aegypten, oder wenigstens von gleichem Alter mit Elephantine und Theis, und lag an beiden Ufern des Nils, unter dem 25ten Gr. N. B., in der Gegend, wo jetzt das Aegyptische Städtchen Carnak, und die Dörfer Gurnu, Medinet Habu und Luxor stehen. Homer schildert nach Dichter Art die Größe und den Reichthum dieser Stadt:

„Vor er so gar die Güter Orchomenos, oder was Thebe
heißt, Aegyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an
Schätzen:

Hundert hat sie der Thor', und es ziehen zweihundert
aus jedem

Rüstige Männer zum Streit mit Rossen daher und Ges
chirren.“

Jl. B. IX, 383 v. (nach Boss. Uebers.)

Daß hier nicht Stadtthore, sondern nur Thore der Tempel und Palläste gemeint seyn können, bemerkt schon Diodor, wiewohl auch dieser nicht frei von Uebertreibungen ist. „Groß: Diospolis, sagt er, welches die Griechen Theben nennen, hatte 140 Aegyptische Stadien (etwa 2½ Meilen) im Umfange. Der Stifter dieser Stadt, Busiris, führte prächtige Gebäude darin auf, und bereicherte sie mit herrlichen Geschenken. Der Ruf von ihrer Macht und von ihren Reichthümern, die Homer besungen hat, ist über den ganzen Erdkreis verbreitet. Wegen ihrer vielen Thore und der zahlreichen Vorhöfe ihrer Tempel nannte der Dichter sie He:

katompyla, oder die Stadt mit hundert Thoren. Nie hat eine Stadt so viele Geschenke an Gold, Silber, Elfenbein, kolossalischen Statuen, und Obeliskten aus einem einzigen Stein, bekommen. Besonders bewunderte man darin vier Haupttempel. Der älteste davon war erstaunlich groß und prächtig. Er hatte einen Umfang von 13 Stadien (etwas über 3 Meile), eine Höhe von 45 Ellen und 24 Fuß dicke Mauern. Seine reichen und vollenbeten Verzierungen entsprachen seiner Pracht. Mehrere Könige trugen dazu bei, ihn zu verschönern. Er ist noch vorhanden; aber das Gold, das Silber, das Elfenbein und die kostbaren Steine sind abgerissen worden, als Cambyses alle Aegyptische Tempel in Brand stecken ließ.“

Diodor ist, wie gesagt, eben kein zuverlässiger Geschichtschreiber; doch scheint er in der Beschreibung dieses Tempels der Wahrheit ziemlich treu geblieben zu seyn, wie neuere Reisende versichern, welche die Ruinen desselben sahen. Pococke z. B. fand noch acht große Zugänge oder Thore, welche in den Tempel führen. Zu dreien von diesen kommt man durch lange Gallerieen, oder vielmehr Alleen, welche aus lauter reihenweise gestellten Sphinxen bestehen. Zwei andre Gallerieen, die ebenfalls zu besondern Eingängen führen, haben auf jeder Seite sechzig große (jetzt sehr verstümmelte) Bildsäulen. Die Thore selbst sind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig, aus rothem, fein polirtem Granit erbauet, und überall felderweise mit hieroglyphischen

Figuren, und an den Seiten mit kolossalischen Statuen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels befanden sich verschiedene, sechzig bis siebenzig Fuß hohe, ganz aus Granit gehauene und mit Hieroglyphen bedeckte Obeliskten. Der innere Tempel selbst ruhet auf 134 Säulen. Man findet noch außerdem beim Tempel verschiedene Nebengebäude mit prächtigen Säulenstellungen und Zimmern, welche vermuthlich für die Priester, für die geringen Diener des Tempels, und für die Opfethiere bestimmt gewesen sind. Auswendig sowohl als inwendig sind die Mauern des ganzen Gebäudes mit Hieroglyphen und Basreliefs bedeckt, nur mit dem Unterschiede, daß auf den innern Wänden des Tempels, nach Aegyptischen Gebrauch, keine menschliche, sondern bloß Thierfiguren angebracht sind.

Vermuthlich war dies der Tempel des Jupiter Ammon, das vornehmste Heiligthum der dortigen Priesterkaste, deren Oberpriester den Königen an die Seite gesetzt wurde und mit ihnen fast gleiche Vorzüge genoß. Herodot sah in dem Tempel 345 hölzerne kolossalische Statuen dieser Oberpriester, die nach dem Vorgeben der Priester alle in gerader Linie ununterbrochen von einander abstammen sollten. — Der Dienst dieser Gottheit war sehr sonderbar. Sowohl Herodot als Diodor geben uns Nachricht davon. Wenn das Fest Jupiters einfällt (sagt Herodot), so hauen die Thebaner einem Widder den Kopf herunter — ob sie gleich dies Thier für heilig halten und es nicht essen — ziehen ihm

die Haut ab, und bedecken die Statue des Gottes damit. Proklus *) lehrt uns die Ursache dieser Ceremonie mit folgenden Worten: Die Aegypter hatten eine besondre Ehrfurcht für den Widder; denn sie stellten den Ammon mit einem Widderkopfe vor, und diese Figur, die erste unter den Sternbildern im Thierkreise, verkündigte gleichsam die künftigen Früchte. Das Fest selbst beschreibt Diodor: Die Statue des Gottes, mit Edelsteinen besetzt, wird in einem goldnen Schiffe von einer Schaar Priester herum getragen, und eine Menge Volks, das Hymnen singt, begleitet sie. — Diese von Diodor beschriebne Procession findet man noch jetzt auf einem Relief unter den Ruinen von Theben, im Tempel des Osymandyas, abgebildet. Aehzehen Priester tragen daselbst das heilige Schiff, in dessen Mitte die Statue der Gottheit sitzt. Einer geht voraus mit einem Lichte, ein anderer folgt. Merkwürdig ist dabei der Umstand, daß die Widderhörner sich nicht an dem Kopfe des Ammon finden, sondern als Zierathen, das eine am Vordertheil, das andre am Hintertheile des Rahms, angebracht sind. Die Abbildung und Beschreibung hiervon findet sich bei Pococke, Th. I. Taf. XLII. Hr. Pr. Heeren macht dabei die Anmerkung: die Beschaffenheit des Nils und der Schiffahrt zwischen Meroe und Aegypten scheint uns von selbst einen Aufschluß dieser geheimnißvollen Gebräuche zu geben. Urgeachtet

*) In Platonis Tim.

der vielen Felsen und Katarakten (Wasserfälle), welche die Schifffahrt im Nil erschweren, sagt Maillet, ließ man sich dennoch davon nicht abschrecken. Man brachte die Böte so nahe an die Katarakten als möglich; dann lud man alle eingeschifften Waaren aus, und mehrere Menschen nahmen die Böte, die man deshalb absichtlich sehr leicht und klein machte, auf ihre Schultern, und trugen sie oberhalb des Katarakts, während daß andre sich mit den Waaren beluden, und sie an dieselbe Stelle trugen. Dann wurden die Böte wieder beladen; man setzte sie wieder in den Nil, und so ging es von Katarakt zu Katarakt, bis man über alle weg war. Auch Plinius sagt: Syene ist der Sammelplatz der Aethiopischen Schiffe. Man faltet sie zusammen, und trägt sie auf den Schultern, so oft man zu Katarakten kommt. — Sollten wir also hier nicht den Schlüssel zu jenem räthselhaften Kultus gefunden haben? Und sollten wir demnach nicht annehmen dürfen, daß der Dienst des Jupiter Ammon in seinem ersten Ursprunge nichts anders, als ein Symbol der Nilschifffahrt zwischen Meroe und Aegypten war? —

Außer dem vorher beschriebenen Tempel erblickt man bei dem Dorfe Luxor noch die Ruinen eines andern Tempels, der aber weit mehr verfallen ist, als jener. Große Höfe, mit Hallen umgeben, welche von Säulen getragen werden, die, ohne nur das Postament mitzurechnen, das unter dem Sande vergraben ist, vierzig Fuß hoch sind; pyramiden-

f6rmige, mit Hieroglyphen bedeckte und majestätisch
 große Portale; Ueberreste von Mauern, die aus
 Granitstücken erbauet sind; Reihen von marmor-
 nen, vierzig Fuß hohen Kolossen, von denen ein
 Drittheil in die Erde versunken ist: alle diese Denk-
 mähler zeigen, wie prächtig das Hauptgebäude gewe-
 sen seyn muß, dessen Stelle man an einem Hügel
 von aufgehäuften Ruinen erkennen kann. Aber
 nichts gibt einen größern Begriff davon, als die
 beiden Obeliske, womit es geschmückt war, und die,
 wie man glauben sollte, von Riesen oder fabelhaf-
 ten Genien dahin gesetzt seyn müssen. Jeder von bei-
 den besteht aus einem einzigen Blocke Granit, und
 hat über dem Boden zwei und sechzig Fuß Höhe, und
 zwei und dreißig Fuß im Umfange. Da sie aber
 sehr tief in den Sand und Schlamm hineingesun-
 ken sind, so kann man annehmen, daß sie von der
 Grundfläche bis zur Spitze neunzig Fuß Höhe ha-
 ben. Einer davon ist gegen die Mitte hin gespalt-
 en, der andre aber noch ganz unbeschädigt. Die
 Hieroglyphen daran sind in Felder abgetheilt, sprin-
 gen anderthalb Zoll hervor, und machen dem Künst-
 ler, der sie ausgehauen hat, Ehre. Die Festigkeit
 des Steins hat sie vor aller Verwitterung gesichert,
 und man sieht diese Obeliske noch in ihrer ganzen
 Pracht *).

*) Zustand des alten und neuen Egyptens &c. Aus dem
 Französ. des Hrn. Savary. Zweit. Th. S. 67.

Der Theil der Stadt Theben, welcher auf der Westseite des Nils lag, hieß Memnonium, also genannt von Memnon, welcher, der Sage nach, König von Aethiopien und Aegypten war, und dem zu Ehren, man weiß nicht von wen, hier zwei kolossale Bildsäulen aufgestellt wurden. Die eine von diesen Bildsäulen ist in der Mitte abgebrochen, und, wie Strabo erzählt, durch ein Erdbeben vom Säulenstuhl herunter gestürzt worden. Der auf dem Fußgestelle noch sitzende Theil soll alle Tage einen Schall von sich gegeben haben, als ob eine Saite sanft gestrichen würde. Strabo selbst, nebst mehreren die bei ihm waren, hörte diesen Schall; er läßt es aber unentschieden, ob derselbe von dem Fußgestelle, oder von der Statue hergekommen, oder ob er von Jemand der Umsehenden veranstaltet worden sey. Denn — fügt er hinzu — da die Ursach davon verborgen ist, so will ich lieber sonst etwas glauben, als daß durch eine besondere Zusammensetzung der Steinmassen ein Schall sollte hervorgebracht seyn. Pausanias, ebenfalls ein Augenzeuge, gibt davon folgende Nachricht: Mit Erstaunen sah' ich die Kolossalstatue in dem Aegyptischen Theben auf der Westseite des Nils, bei den sogenannten Springen. Denn dort ist eine thönene Bildsäule in sitzender Stellung. Viele halten sie für die Bildsäule des Memnon, der aus Aethiopien nach Aegypten bis Susa gekommen seyn soll. Die Thebaner aber hielten sie für solche nicht, sondern für die Bildsäule eines ihrer Eingebornen, mit Namen Phamenophis.

Einige geben sie auch für die Statue des Sesostris aus. Cambyses ließ sie zerbrechen, und noch bis jetzt ist der obere Theil, von Haupte bis zur Mitte des Rumpfes, herabgeworfen. Der untere ist noch in sitzender Stellung vorhanden, und tönt tagtäglich beim Aufgange der Sonne, gleich der gesprungenen Saite eine Cithar oder Leier. — Hier noch der Bericht eines neuern Reisenden, des P. Coche: Das Memnonium, welches jenseits des Nils auf dem äußersten westlichen Theile lag, halte ich für das, was jetzt Medinet Habu heißt. Gegen diesen Ort zu fand ich zwei Statuen, die ich die Memnonssäulen nennen will. Ich hielt mich über einen halben Tag bei ihnen auf. Sie sind von einer ganz besondern Art eines porösen harten Granitsteins, dergleichen ich zuvor niemals gesehen hatte, und der dem Adlersteine am ähnlichsten zu seyn scheint. Ihre Entfernung von einander beträgt etwa 30 Fuß. Die eine ist von einem einzigen Steine; die andere ist mitten über den Armen abgebrochen, welche auf den Kniescheiben liegen, und aus fünf Lagen von Steinen zusammengesetzt. Auf dem Fußgestelle der verstümmelten Statue ist ein Griechisches Epigramm, und an dem Knöchel und Schenkel sind etwa acht Fuß hoch verschiedne Griechische und Lateinische Inschriften. Einige davon sind Epigramme zu Ehren des Memnon, und andre größtentheils Zeugnisse derer, welche seinen Schall zu hören kamen. *no non mōdō in an-
... ma hōmōm non hōmōm pōmōm* Ich

Ich übergehe alle andre Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller über diese merkwürdige Statue, und führe bloß das Resultat der scharfsinnigen Untersuchungen von Hrn. Dornedden an. Lange vor Herodots Zeiten verwechselten die Griechen den Aegyptischen Phamenophis mit dem Griechischen Heros Memnon, welcher aus Aethiopien stammte, so wie sie auch die Aegyptischen Götter mit den Griechischen für einerlei hielten, z. B. den Mendes der Aegypter mit ihrem Pan, den Osiris mit dem Dionysos u. Das Wort Phamenophis bedeutet in der Aegyptischen Sprache so viel, als Grab des Osiris; und unter diesem letztern Ausdruck verstanden die alten Aegypter einen Anzeiger des Anfanges des Sonnenjahres (die Beweise muß man bei ihm selbst nachlesen), also eine Art von Gnomon oder Sonnenuhr, dergleichen nach Josephus Berichte auch Moses errichtet haben soll. Das Phamenopheum, wie Hr. Dornedden es nennt, stand wahrscheinlich in irgend einem Gebäude oder Tempel. Plinius setzt es auch wirklich in den Tempel des Serapis, und die gegenwärtige Ansicht des Ortes zeigt die Bauzimmer eines solchen Riesengebäudes, welches allerdings zur Bedeckung einer so ungeheuren Statue erforderlich gewesen ist. Die Sage, daß Phamenophis getödtet habe, wann der Sonnenstrahl seinen Mund berührte, scheint ebenfalls zu bestätigen, daß er in einem Tempel stand, in welchem nach der Morgenseite hin eine kleine Oeffnung angebracht war, wodurch der Son-

nenstrahl einfiel, und den Mund der Statue berührte. Diese von dem Sonnenstrahl an der Statue beschriebene Linie zeigte den Anfang des Sonnenjahres an; und in so fern zu dem angenommenen festen Punkte, an dem ein Sonnenstrahl diese Linie beschrieb, Phamenophis Mund gewählt war, in so fern zeigte Phamenophis Mund das Sonnenjahr an. Wie pflegen Menschen durch den Mund etwas anzuzeigen? Natürlicher Weise auf die gewöhnliche Art, die ihrer Gattung eigen ist: sie tönen! So heißt denn also in der hieroglyphischen Sprache; die Statue tönt; nichts mehr, als: sie zeigt an. Sie zeigte aber mit dem Anfange des Jahres zugleich den Anfang aller Tage im Jahre an, und deshalb heißt es von ihr, sie habe täglich getönt.

So erklärt dieser Schriftsteller das Wunder der tönenden Statue. Er läßt aber noch im Dunkeln, ob Pausanias, Strabo und Andre einen wirklichen Ton gehört haben (wie es doch wahrscheinlich ist, da sie denselben ausdrücklich mit dem Ton einer zersprungenen Saite eines musikalischen Instruments vergleichen), und wie und wodurch dieser Ton hervorgebracht sey. Er sagt bloß: Es ist ein zweifaches Tönen zu unterscheiden, erstens ein ursprüngliches, und zweitens, ein aus dem ursprünglichen abgeleitetes. Das ursprüngliche darf kein Tönen irgend einer bestimmten Art, sondern nur ein Tönen überhaupt seyn. Das aus dem ursprünglichen abgeleitete kann nun entweder das Tönen der gesprun-

genen Saite einer Zither oder Leier, oder überhaupt ein Tönen seyn, von welcher Art es wolle. Mit dem ersten hört man auch zugleich das letztere. Wir haben es hier also hauptsächlich nur mit den ursprünglichen Tönen zu thun, u. s. w.

Gegen Nordwesten, über Memnonium hinaus, sind die Begräbnißplätze der alten Thebanischen Könige auf beiden Seiten eines engen Thals zwischen zwei Hügelreihen in Felsen gehauen. Ehemals sollen ihrer sieben und vierzig gewesen seyn. Strabo, welcher diese Gegend besuchte, fand noch vierzig, bei welchen Obelisken voll Hieroglyphen standen, die von den Thaten der alten Könige erklärt wurden. Heutiges Tages sind nur noch neun Eingänge, in die man kommen kann; die übrigen sind verfallen. Pococke beschreibt diese Gräber als lange unter den Bergen ausgehauene Gemächer oder Gallerieen, welche aus einem dichten weißen Stein bestehen, der sich wie Kreide schneiden läßt, und vollkommen glatt ist. Die meisten sind zehn Fuß breit und hoch. Vier bis fünf von diesen Gallerieen, die an einander stoßen, und dreißig bis fünfzig Fuß lang und zehn bis fünfzehn Fuß hoch sind, gehen nach einem geräumigen Zimmer zu, worin man einen Sarkophag erblickt, auf dessen Deckel die Figur eines Königs in erhabener Arbeit ausgehauen ist. Eine zweite Figur, mit einem Scepter in der Hand, zielt eine von den Seitenmauern, und eine dritte an der Decke des Saals trägt ebenfalls ein Scepter, und hat Flügel, die bis auf die

Füße herunter gehen. In einer zweiten sehr geräumigen Grotte sieht man an der Decke viele goldne Sterne, und Vögel in ihren natürlichen Farben, die noch nichts von ihrem ersten lebhaften Glanze verloren haben (obgleich diese Gemälde weit über zwei tausend Jahr alt sind); an den Mauern finden sich Hieroglyphen kolumnenweise eingehauen. Zur Seite der Thür, nach welcher eine lange sehr sanft abschüssige Treppe hinführt, befinden sich zwei sitzende Statuen. Der oben erwähnte Sarkophag besteht aus einem sechzehn Fuß hohen, zehn Fuß langen und vier Fuß breiten Stück rothen Granits. Rings umher ist eine hieroglyphische Inschrift eingehauen. In den Blenden, die an den Felsen angebracht sind, stehen vermuthlich Mummien von Personen aus der königlichen Familie. Die Sarkophagen, welche in den andern Sälen gestanden haben, sind gewaltsam zerstört worden, wie man aus den Trümmern davon sieht. Ganz am Ende des hintersten Gewölbes einer sehr schönen Grotte bemerkt man eine erhaben gearbeitete menschliche Figur, welche die Arme kreuzweis auf der Brust hält, und neben ihr knien auf beiden Seiten noch zwei andere Figuren. Ueberhaupt sind die Gallerieen und Säle mit unzähligen Figuren von Menschen und Thieren geziert, zum Theil erhaben gearbeitet, zum Theil gravirt, zum Theil mit unauslöschlichen Farben gemalt. Wenn man beim Schein der Fackeln (denn das Tageslicht dringt nicht hinein) durch sie hinwandelt, so überfällt einen ein heiliger Schauer,

als ob man durch seine Gegenwart die Ruhe der Todten zu stören fürchtete.

Nicht weit von diesen Gräbern, gegen Südost hin, trifft man die Ruinen eines Tempels an, auf dessen viereckigen Pfeilern Statuen stehen, denen aber sämmtlich die Köpfe abgeschlagen sind, und die in der einen Hand ein Scepter, in der andern eine Geißel tragen. Uebrigens ist das Gebäude weiter nichts als ein Ruinenhaufen. Auf der Südseite bemerkt man ein pyramidenförmiges Portal, das einer Säulenhalle zum Eingange diente. Den Umfang der Höfe, welche den Tempel umgaben, kann man noch an Trümmern von Säulen und an sehr großen Steinen erkennen. In einem dieser Höfe stehen die Torfos (verstümmelte Figuren) zweier Statuen von schwarzem Marmor, welche dreißig Fuß hoch gewesen sind. In einem andern bleibt man voll Erstaunen stehen bei dem Anblick eines Kolosses, der zur Erde niedergeworfen und in der Mitte zerschlagen ist. Die Breite von einer Schulter zur andern beträgt ein und zwanzig Fuß. Der Kopf hat elf Fuß in der Länge und achtzehn im Umfange. Diese gigantische Bildsäule wird nur von der Statue des Memnon (oder Phamenophis) an Größe übertroffen. Die Ueberreste von den Gebäuden, welche zu diesem Tempel gehörten, nehmen eine Fläche von beinahe zwei Meilen im Umfange ein, und erregen einen hohen Begriff von seiner Pracht.

Ungefähr eine halbe Meile weiter kommt man an die Ruinen von dem großen Mausoläum

des Osymandyas, eines alten Königs von Theben. Die Beschreibung, welche Diodor davon gibt, ist ganz in seiner Manier, d. h. ein wenig übertrieben und abentheuerlich. Nach ihm, führte zu diesem prächtigen Gebäude ein großer Thorweg, zweihundert Fuß lang und 45 Ellen hoch. Aus diesem kam man in einen viereckigen Hof, der auf jeder Seite vierhundert Fuß lang, und, anstatt der Kolonnaden, mit sechzehn Ellen hohen und aus einem Stein gehauenen Bildsäulen von Thieren ausgeziert war. Das steinerne Gewölbe über diesen Bildsäulen war auf blauem Grunde mit Sternen bemalt. Außer diesem Vorhofe war noch ein anderer Eingang und Thorweg angebracht, welcher dem erst beschriebenen vollkommen gleich, ausgenommen, daß man ihn mit noch mehr und feinerer Bildhauerarbeit ausgeschmückt hatte. Vor dem Eingange fand man drei Bildsäulen, welche alle aus Einem Steine gehauen und eine Arbeit des Bildhauers Memnon Sphinctes waren. Eine von diesen war sitzend vorgestellt, und die größte in ganz Aegypten, indem der Fuß allein über sieben Ellen lang war. Sie zeichnete sich überdies auch sowohl durch die künstliche Arbeit, als durch die treffliche Beschaffenheit des Steins aus, an welchem, seiner ungeheuren Masse ungeachtet, nicht der mindeste Fleck oder Riß zu sehen war. An derselben las man folgende Inschrift: „Ich bin Osymandyas, ein König der Könige. Wer wissen will, wie groß ich bin, und wo ich begraben liege, der zerstöre eins von diesen Werken.“ Neben dies

fer großen Bildsäule befand sich noch eine andre, die ebenfalls aus einem einzigen Steine gehauen und zwanzig Ellen hoch war. Sie stellte die Mutter des Oshmandyas vor, und trug drei Diademe auf dem Haupte, um anzudeuten, daß sie Tochter, Gemahlin und Mutter eines Königs gewesen seih. Aus dem ersten Vorhofe kam man in einen zweiten, der auf den Seiten mit Säulengängen eingefast und rings herum an den Wänden mit der feinsten Bildhauerarbeit verziert war. Die ausgehauenen Figuren stellten den siegreichen Zug des Oshmandyas gegen die Baktrianer, und die dabei vorgefallenen Begebenheiten vor, von welchen Basreliefs Diodor eine ziemlich ausführliche Beschreibung liefert. In der Mitte zwischen den Säulengängen stand unter freiem Himmel ein außerordentlich großer und aus den schönsten Steinen sehr künstlich aufgeführter Altar, und am Ende des Hofes sahe man zwei steinerne, aus Einem Stück gearbeitete, sieben und zwanzig Ellen hohe Bildsäulen. Neben diesen führten drei Gänge in einen großen Saal, an dessen Wänden eine Gerichtsitzung in Basrelief vorgestellt war. Dreißig Richter saßen beisammen, in ihrer Mitte der Oberrichter mit seinem Kleinod auf der Brust *); alle hatten die Augen auf Bücher geheft

*) Dies war bei den Aegyptischen Oberrichtern oder Präsidenten der Collegien ein sehr bedeutendes Symbol, dergleichen wir wohl anstatt der nicht viel sagenden Stetne und

tet, die vor ihnen aufgeschlagen lagen. Vor der Wand standen hölzerne Bildsäulen, welche die streitenden Partheien andeuteten. Aus diesem Saale kam man in ein andres großes Gebäude, worin sehr viele Zimmer waren. In einem derselben sah man an der Wand in erhabner Bildhauerarbeit und mit lebendigen Farben den König vorgestellt, wie er der Gottheit die jährliche Ausbeute der Aegyptischen Gold- und Silberbergwerke darbrachte. Die Summe des Ertrags dieser Bergwerke betrug (nach Diosdoro) mehr, als in unsern Zeiten alle Bergwerke auf der Erde zusammengenommen abwerfen mögen *).

Ordensbänder bei uns einführen sollten. Es bestand in einem mit Edelsteinen besetzten kleinen Schilde, welches an einer goldnen Kette vom Halse auf die Brust herabhäng, und in dessen Mitte das Wort „Wahrheit“ zu lesen war. Das Brustschildein des jüdischen Hohenpriesters (in der Luther. Uebersetzung der Bibel genante Licht und Recht) hat man als eine bloße Nachahmung jenes Aegyptischen Symbols anzusehen.

*) Der Thebanische Staat hatte allerdings sehr ergiebige Goldbergwerke, die zu den ältesten unser Erdbodens gehört zu haben scheinen. Sie lagen in dem Arabischen Gebirge, gleich oberhalb Aegyptens, und wurden (nach dem Berichte des Agatharchides) durch eine große Anzahl Gefangener bearbeitet, Männer, Weiber und Kinder, unter welche, nach Maßgabe ihrer Kräfte, die mancherlei Geschäfte vertheilt waren. Die Bearbeitung dieser Grube (sagt gedachter Schriftsteller) ist sehr alt, und schon von den ersten Königen dieser Gegenden herrschen worden. Sie wurde aber unterbrochen, als die Aethiopier, die Memnonium erbauet haben sollen, Aegypten überschwemmeten, und

Bei dem erwähnten großen Gebäude war auch eine Bibliothek, mit der Ueberschrift: Genesungs-ort für den Geist. Zunächst an die Bibliothek stieß ein Gebäude mit zwanzig Zimmern, in welchen sich Bildsäulen und Abbildungen der vornehmsten Gottheiten und derjenigen Thiere, die man in Aegypten für heilig hielt, befanden. Von da kam man endlich an das Grabmahl (Sarkophag) des Königs selbst, welches, wie man aus Diodors Worten schließen muß, in einem obern Stockwerke befindlich war. Ueber dem Sarkophag hatte man eine kreisförmige goldne Platte angebracht, eine Elle breit und 367 Ellen im Umfange. Sie war in eben so viele Grade, als sie Ellen im Umfange hatte, nach der Anzahl der Tage im Jahre abgetheilt, und für jeden Tag war dabei der Auf- und Untergang der Sterne nebst ihren Deutungen nach Berechnung der Aegyptischen Astrologen verzeichnet. Dieses kostbare Kunstwerk soll Cambyses nach der Eroberung des Landes weggeführt und überhaupt so viel als möglich sich bemühet haben, das Grabmahl des Osymandyas zu zerstören. Dessen ungeachtet hat sich

die Städte desselben lange besetzt hielten; nachher auch wieder unter der Herrschaft der Meder und Perser. In den damals bearbeiteten Gängen werden noch jetzt (nämlich zu Agatharchides Zeit) eherner Werkzeuge gefunden, weil man damals den Gebrauch des Eisens nicht kannte, und Menschenknochen in unzähliger Menge, von Leuten, die in den Gängen verschüttet wurden.

noch ein Theil dieses prachtvollen Gebäudes bis auf unsre Zeiten erhalten, wovon Pococke und andre Reisende Nachricht geben. Die Tempel, die Vorhöfe und Säulengänge sind bloße Ruinen; doch erheben sich unter ihnen einige pyramidenförmige, durch ihre Festigkeit unzerstörbare Thore. Eine Menge kolossalischer Statuen sind ebenfalls noch vorhanden, obgleich verstümmelt.

Dies sind also die vornehmsten Ruinen der einst so mächtigen und blühenden Stadt Theben, einer Stadt, die ohne Zweifel zu ihrer Zeit die größte auf dem Erdboden war.

Noch bemerken wir in Oberägypten die Trümmer von Abydos, der Residenz des Memnon, welche, nächst Theben, die angesehenste Stadt in diesem Theile Aegyptens war. Sie lag nicht weit von Sirge, dem jetzigen Hauptort in Oberägypten. Die Stadt selbst, die schon zu Strabo's Zeit ein unbedeutendes Dorf geworden war, ist heut zu Tage weiter nichts, als ein Haufen Ruinen ohne Einwohner. Aber westwärts, in einer kleinen Entfernung davon, findet man das berühmte Monument, dessen Erbauer Memnon oder Ismandes *) seyn soll. Man tritt zuerst in eine Halle, die ungefähr sechzig Fuß hoch ist, und von zwei Reihen

*) Strabo giebt diesem Könige beide Namen, und behauptet, es sey eben der, welcher das Labyrinth habe erbauen lassen.

großer Säulen getragen wird. Die unerschütterliche Festigkeit dieses Gebäudes, die großen Massen, aus denen es besteht, und die vielen Hieroglyphen zeigen, daß es ein Werk der alten Aegypter ist. Weiter hin steht ein Tempel, der dreihundert Fuß in der Länge und hundert und fünf und vierzig Fuß in der Breite hat. Wenn man hineintritt, sieht man einen ungeheuren großen Saal, dessen Decke auf acht und zwanzig Säulen ruhet, die sechzig Fuß hoch sind, und unten neunzehn Fuß in der Peripherie haben. Die ungeheuren Steine, woraus die Decke zusammengesetzt ist, sind vollkommen unter sich verbunden, so daß sie nur eine einzige Marmorplatte auszumachen scheinen. Die Wände sind mit unzähligen Hieroglyphen überladen. Die Bildhauerarbeit ist grob. Die Abbildungen der Gottheiten sollen mit den heutigen Indischen Göttern Ähnlichkeit haben. — Am Ende des ersten Saals öffnet sich eine große Thür, welche in ein Zimmer führt, das sechs und vierzig Fuß lang und zwei und zwanzig Fuß breit ist, und dessen Decke von sechs viereckigen Pfeilern getragen wird. In den Ecken sieht man die Thüren von vier andern Zimmern, die aber so verschüttet sind, daß man nicht hinein gehen kann. In dem hintersten Saale sind Treppen, vermittelst deren man in ein Couterrain kommt. Die Araber haben hier nach Schätzen gesucht, und Erd- und Schutthauften aufgehäuft. Die Eingebornen versichern, es befänden sich in dem Couterrain gerade eben so

viele Zimmer, als oben, und die Säulen wären dort eben so hoch, als hier. Eine sonderbare Treppe führt auf das Dach, an dessen beiden Seiten sechs Löwenköpfe angebracht sind, welche zu Dachrinnen dienen. Die Treppe besteht aus Steinen, die in die Wand eingemauert sind, und sechs Fuß hervorspringen, so daß sie, da sie nur auf Einer Seite eine Unterlage haben, in der Luft zu schweben scheinen. Weder die Mauern, noch das Dach und die Säulen dieses Gebäudes haben bis jetzt etwas gelitten. Wenn nicht die Hieroglyphen, die an mehreren Stellen verwittert sind, das Alterthum desselben bezeugten, so könnte es scheinen, als habe man sie vor nicht langer Zeit erst aufgeführt. — Zur Linken dieses großen Gebäudes sieht man ein andres viel kleineres, in dessen Hintergrunde eine Art von Altar steht. Vermuthlich war dies das Allerheiligste im Tempel des Osiris *), welcher vor allen andern dadurch merkwürdig ward, daß keine Musik in demselben gehört werden durfte.

Wir verlassen diese Gegend, und gehen weiter hinunter nach Mittelägypten, dessen Hauptstadt Memphis war. Sie lag auf der Westseite des Nils, ungefähr sechs Meilen von dem jetzigen

*) Von dieser symbolischen Gottheit wird weiter unten bei Satz mehr vorkommen.

Groß-Kairo. Die Gründung derselben wird vom Herodot dem Könige Menes, vom Diodor dem Whoreus zugeschrieben. Die angenehme und zur Handlung bequeme Lage bewog in der Folge die Könige, ihre Residenz von Theben hierher zu verlegen, wodurch sie eine der größten und schönsten Städte Aegyptens ward. Sie blieb auch, obgleich nachher Alexandrien ihr die Ehre, Aegyptens Hauptstadt zu seyn, entzog, immer noch eine ansehnliche und volkreiche Stadt, bis sie im sechsten Jahrhundert von dem Arabischen Kalifen Amrou mit Sturm erobert und gänzlich zerstört wurde, so daß man heutiges Tages nicht die geringste Spur von ihr mehr findet. Indessen sind in ihrer Nachbarschaft Denkmähler übrig geblieben, welche verdienen, daß wir ein wenig dabel verweilen.

Die Pyramiden — welcher Leser hat wohl diese Wunderwerke der Welt nicht schon nennen hören? — finden sich bloß in dieser Gegend von Mittelägypten, und sonst nirgends. Obeliskn sind durch ganz Aegypten zerstreuet, von Alexandrien bis Syene; aber Pyramiden stehen nur auf einer Strecke Landes, welche nicht über zehn Meilen lang ist. Nicht alle Pyramiden, deren die Alten gedenken, werden jetzt noch angetroffen, z. B. keine von denen im See Mdris, wovon Herodot Nachricht gibt. Dagegen sind auch nicht alle, welche neuere Reisende gefunden haben, von den Alten angezeiget worden. Letztere nennen nur zwölf, und wir kennen über vierzig. Keine einzige Pyramide

steht in der Ebene, sondern sie sind insgesamt auf Anhöhen, etwa hundert Fuß über der Fläche des Nils, errichtet. Keine Pyramide steht ferner ganz einzeln, sondern es befinden sich ihrer mehrere in der Nähe beisammen, die gleichsam Gruppen bilden. Weder von den Erbauern noch von dem Zwecke dieser Gebäude wissen wir etwas Gewisses. Was Herodot davon berichtet, hatte er wahrscheinlich aus den Büchern und Erzählungen der Priester zu Memphis gesammelt. In wie weit nun diese Glauben verdienen, läßt sich freilich nicht entscheiden. Da aber doch jener Schriftsteller wenigstens treu wiedergibt, was er gehört hat; so wollen wir seinen Bericht hier einschalten. „Nach dem Rhampsinit ward Cheops König, von Aegypten, ein ruckloser und tyrannischer Fürst. Er ließ alle Tempel verschließen, und alle Opfer abstellen, und befahl, daß alle Aegypter nur für ihn arbeiten sollten. Ein Theil des Volkes mußte in den Steinbrüchen der Arabischen Gebirge Steine aushauen, und bis an den Nil schaffen, wo sie auf Schiffe gelegt und dann von andern Arbeitern bis ans Lybische Gebirge jenseits des Flusses gebracht wurden. Zu dieser Arbeit wurden 100,000 Menschen gebraucht, von denen immer 10,000 alle drei Monat einander ablösten. Von der ganzen Zeit, wo das Volk diese Frohndienste verrichten mußte, verstrichen zehn Jahre bloß mit der Anlegung eines Damms, über welchen die Steine bis zu der Anhöhe, wo die Pyramide erbauet werden sollte, gebracht wur-

den. Dieser Damm kostete nicht viel weniger Arbeit, als die Pyramide selbst; denn er war fünf Stadien (beinahe 3000 Pariser Fuß) lang, sechzig Fuß breit, und in seiner höchsten Gegend 48 Fuß hoch, und mit polirten Steinen eingefast, worauf hieroglyphische Figuren eingegraben waren. Noch andre zehn Jahre soll man zugebracht haben, um theils in dem Hügel, auf dem die Pyramide steht, theils unter der Erde Gemächer auszuhauen, und auf einer unterirdischen Insel, welche durch einen aus dem Nil herbei geleiteten Kanal gebildet wurde, das Begräbniß für den König zuzurichten. Zwanzig Jahre wurden auf den Bau der Pyramide selbst verwendet, welche eine viereckige Gestalt erhielt. Sie ist an der Grundfläche auf jeder ihrer vier Seiten 800 Fuß breit, und eben so viel beträgt auch ihre Höhe. Die Steine, mit welchen sie (auswendig wenigstens) erbauet ist, sind polirt und aufs genaueste zusammen gefügt; keiner derselben ist weniger als dreißig Fuß lang. Die ganze Pyramide wurde stufen- oder absatzweise erbauet. Die Steine, mit denen man sie überkleiden wollte, brachte man vermittelst gewisser Hebewerkzeuge aus kurzen Hölzern von der Erde, am Fuß der Pyramide, zuerst auf die unterste Stufe, sodann vermittelst andrer Werkzeuge weiter in die Höhe. Doch hat man sich auch versichern wollen, es sey nur ein einziges Hebewerkzeug gebraucht worden. — Der Gipfel der Pyramide wurde zuerst, und die untersten Stufen wurden zuletzt vollendet und mit polir-

ten Steinen überkleidet. An der Spitze der Pyramide befindet sich eine Inschrift mit ägyptischen Buchstaben, welche anzeigt, wie hoch sich der Aufwand zur Beköstigung der Arbeiter mit Kettichen, Knoblauch und Zwiebeln belaufen habe. Der Dolmetscher, der mir diese Inschrift erklärte, versicherte mich, daß dieses (wenn ich mich recht erinnere) eine Summe von sechzehn hundert silbernen Talenten (etwa 1,350,000 Thaler) betrage. Wenn sich das wirklich so verhält, wie viel müssen erst die übrigen Speisen nebst den Kleidern für die Arbeiter, und die eisernen Werkzeuge gekostet haben! — Nun erzählt Herodot ein offenes Märchen von der Tochter des Cheops, welche sich öffentlich habe Preis geben müssen, das fehlende Geld zur Vollendung der Pyramide herbei zu schaffen. Diese habe nicht nur so viel verdient, sondern auch selbst eine Pyramide errichtet von den Steinen, welche ihre Liebhaber (jeder gab nur Einen Stein!) hätten liefern müssen. Ferner gedenkt er noch dreier Pyramiden, welche die Nachfolger des Cheops erbauen haben sollen.

Strabo beschreibt insbesondere die drei großen Pyramiden in der Nachbarschaft von Memphis. Der Hauptsache nach stimmt er mit dem Herodot überein; doch äußert er noch die Muthmaßung, daß sich an jeder Pyramide ein Stein finden müsse, den man heraus nehmen und auf diese Art zu dem verborgnen Eingange in das Innere des Gebäudes gelangen könne.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. Eben

Eben dieselben Pyramiden beschreibt auch Dioskor, und außerdem noch drei andre, desgleichen zwei, welche im See Mdris standen, und jetzt nicht mehr gefunden werden.

Plinius gibt ebenfalls Nachricht von den Pyramiden. Er sowohl als Strabo erwähnen eines 86 Ellen tiefen Brunnens, welcher in dem Inneren der größten Pyramide befindlich seyn und mit dem Nil Gemeinschaft haben soll.

Jetzt wollen wir auch hören, was die Neuern hiervon berichten. Ihren Beschreibungen zu Folge lassen sich die Pyramiden in nachstehende Gruppen abtheilen: 1) Die Gruppe bei Dsyze, wozu elf bis zwölf Pyramiden gehören, nebst den Trümmern verschiedner andren, die fast ganz niedergerissen sind. An der Spitze dieser Gruppe befinden sich die vier ersten Pyramiden, welche Herodot beschreibt. Sie liegen beinahe in einer geraden Linie hinter einander von Nordost gegen Südwest; jede ungefähr 500 Schritt von der andern. Die beiden nördlichsten sind die größten. Man schätzt ihre Höhe gegenwärtig auf 500 Fuß; doch weichen die Reisebeschreiber in dieser Bestimmung von einander ab, theils, weil sie nicht einerlei Maasstab gebrauchten, theils, weil der Flugsand am Fuße der Pyramiden zu einer Zeit sich anhäuft, zur andern wieder durch den Wind weggeführt wird. Die Anhöhe, auf der sie stehen, ist ungefähr 80 bis 100 Fuß höher, als die umliegende Ebene, und hat gegen Mitternacht und Morgen eine Abdachung. Sie ist

nützliche Unterhalt. I.

5

ganz mit Flugand bedeckt, in welchem man, so wie zum Theil in den Steinen der Pyramiden selbst, versteinerte Conchylien findet. Gegen Morgen sind zwei große Dämme: der eine davon (dessen Herodot gedenk) führt nach der nördlichsten großen Pyramide; der andre aber zu der dritten, oder vielmehr zu dem bei derselben befindlichen Tempel, wovon man die Trümmer auf der Ostseite sieht. 2) Die Gruppe bei Manjelmusa, etwa zwei Meilen gegen Süden gegen Dyze, wird von den Alten gar nicht erwähnt. Die Anzahl der dazu gehörigen Pyramiden beläuft sich auf zwanzig. Die meisten derselben sind stufenweise gebauet, und eine fährt auch bei den Arabern insbesondere den Namen Stufenpyramide, weil sie fünf Etagen hat, wovon jede elf Fuß breit und fünf und zwanzig bis dreißig Fuß hoch ist. Ihr Inneres besteht aus kleinen, durch Mörtel zusammengesügten Steinen; auswendig aber ist sie mit großen gehauenen Steinen bekleidet. 3) Die Gruppe bei Sakkara, deren die Alten ebenfalls nicht gedenken. Hier findet sich unter mehreren kleinern, zum Theil auch zertrümmerten Pyramiden eine große, die vielleicht anfangs, ehe der Sand um ihren Fuß sich anhäuete, so hoch, wie die große bei Dyze, gewesen seyn mag. Noch jetzt beträgt ihre Höhe gegen 345 Fuß, und auf jeder Seite ist sie unten 700 Fuß breit. In der Nähe dieser Pyramidengruppe sieht man sehr viele Katafomben (unterirdische Gänge), worin sich Mumien befinden. Hiervon nachher. 4) Die Gruppe

bei Dagschur, in welcher auch eine Pyramide von ungebrannten Steinen angetroffen wird, womit man noch jetzt in Aegypten zu bauen pflegt. Die Steine scheinen aus dem Nilflamme gemacht zu seyn; denn sie bestehen aus einer sandigen, schwarzen, mit Kieselsteinen und Muschelschalen untermischten Erde. Zur Verbindung des Thons hat man gehacktes Stroh darunter gemengt. Jeder Stein ist 14 bis 15 Zoll lang, 6 bis 7 breit, und 4 bis 5 dick. Die Höhe der Pyramide beträgt 150 Fuß.

Die größte Pyramide bei Dhyze kann am leichtesten bestiegen und untersucht werden, fällt auch am meisten in die Augen; daher haben alle Reisende diese am sorgfältigsten beobachtet, und die genaueste Nachricht von ihr gegeben. Hieroglyphen oder Inschriften, welche noch Herodot daran fand, sieht man weder an dieser großen, noch an den übrigen Pyramiden mehr. An der Nordseite ist der Eingang zum Innern der großen Pyramide, ungefähr hundert Fuß hoch über der Grundfläche. Strabo sagt, daß der Eingang in der Mitte der Pyramide sey; und da dieser Schriftsteller die Höhe derselben auf 615 Fuß angiebt, so muß seit seiner Zeit der Boden am Fuße der Pyramide um mehr als zwei hundert Fuß erhöht worden seyn. Wenn man durch den Eingang gekommen ist, so findet man eine Oeffnung, die nur etwa anderthalb Fuß hoch und zwei Fuß breit ist, durch welche man sich liegend von seinen Führern muß ziehen lassen. Dieser Durchgang ist jedoch nur zwei Ellen lang, und

führt zu einem geräumigern Plaze, durch welchen man zu einem zweiten Gange kommt, wo man das Innere der Pyramide übersehen, und wahrnehmen kann, daß sie inwendig ganz aus großen unbehaunten Steinen besteht, welche ohne Ordnung zusammengehäuft und durch einen festen Mörtel verkittet sind. Auch giebt es nach allen Seiten hin Gänge, die zu verschiedenen, meistens gewölbten und mit polirtem Granit bekleideten Zimmern führen. In einem dieser Zimmer steht ein viereckiger leerer Kasten von Stein, den man für einen Sarg ansieht. — Nachdem man das Innere der Pyramide besehen hat, und auf eben dem Wege, durch welchen man hineinging, wieder herausgekommen ist, steigt man auswendig bis zum Gipfel hinauf. Die Stufen sind von verschiedner Höhe, einige zwei, andre wohl vier Fuß hoch, und es ist daher sehr beschwerlich, hinauf zu klettern; man wird aber für diese Mühe durch die herrlichste Aussicht hinlänglich belohnt: eine Aussicht, die an Umfang, Mannigfaltigkeit und Schönheit ihres gleichen nicht hat. Ehrwürdige Denkmähler des Alterthums, Pyramiden, Begräbnißgrotten, Ruinen alter Tempel wechseln mit reizenden Büschen und Palmwäldchen auf der unermesslichen Ebne. Man befindet sich hier auf einem Gebäude, welches an Höhe alle anderen Gebäude auf der Erde übertrifft. Das höchste Gebäude in Europa ist der Münsterturm zu Straßburg; und dennoch ist er sechzig Fuß niedriger, als die gegenwärtige Höhe der Pyramide beträgt, und zu

Herodots Zeiten würde er 360 Fuß niedriger gewesen seyn; denn dieser gibt die Höhe der Pyramide zu 800 Fuß an *). Ueber den Zweck dieser ungeheuren Gebäude sind schon seit zwei tausend Jahren mancherlei Vermuthungen vorgebracht worden. Man hat sie für Begräbnißplätze der Könige, für Kornmagazine, — seltsam genug! — für Sternwarten u. aus gegeben; aber die wahrscheinlichste Meinung ist wohl die: sie sind Denkmähler der Eitelkeit und der Despotenlaune, die keinen Aufwand von Menschenkräften und Schätzen — sey er auch noch so groß und unnütz — in Anschlag bringt, wenn sie befriedigt seyn will.

Noch verdient das Urtheil des Hrn. Dr. Paus über die Pyramiden hier eine vorzügliche Stelle. Es befindet sich in seinen Anmerkungen zu Wans:

*) Ob man gleich mit Recht über die Kühnheit des Menschen erstaunt, der solche Werke auszuführen wagt, so verdient doch ein kleines Insekt in der That noch mehr Bewunderung; denn es bauet — und noch dazu ohne künstliche Werkzeuge — verhältnismäßig weit größere Gebäude, als je Menschen Hände errichtet haben. Die sogenannten weißen Ameisen (Termiten) in Afrika machen sich kugelförmige Wohnungen von Erde, zehn bis zwölf Fuß hoch, die so fest sind, daß sie den schwersten Ochsen tragen, ohne einzusinken. Diese Thierchen sind ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll lang. Vergleiche man ihre Größe mit der Größe des Menschen — 5 bis 6 Fuß — und die Höhe eines von ihren Gebäuden mit der Höhe jener Pyramide: so findet man, daß letztere verhältnismäßig über fünfmal kleiner ist, als erstere. Um ihnen gleich zu kommen, müßte der Mensch ein Gebäude über dreithausend tausend Fuß hoch auführen.

seiner zweiten Reise nach Aegypten und dem Orient. Er sagt: Mein eigentliches Glaubensbekenntniß von den Pyramiden stimmt mit dem überein, was Wansleb von der großen Pyramide schreibt, daß selbst diese in Felsen gehauen und von außen mit großen Steinmassen belegt sey. Die Aussenseiten, nebst einigen von dem Innern dieser Massen, zeigen zu viel Kunst, um alles der Natur zuzuschreiben. Die Grundanlage aber der stehenden Felsenmasse ist gewiß Naturprodukt *). Die alten Aegypter waren so klug, große Steinmassen, wie die Natur an der Stelle sie ihnen gegeben hatte, zu gewissen Absichten zu formen, auszuhöhlen, zu überkleiden, und durch Vereinigung von Natur und Kunst das unmöglich scheinende hervor zu bringen. Da die Bestimmung zur Aufbewahrung der Mummien bei den Grotten erwiesen ist, und mit der Ehrfurcht der alten Aegypter gegen die Todten die Vermuthung sehr übereinstimmt, daß sie dieselben auf eine der Zeit trogende Weise aufbewahrt haben wollten: so ist von den bei jenen Grotten so nahe gelegenen Pyramiden, in welchen nichts als ebenfalls einige Höhlungen angetroffen werden, mir immer dies wenigstens das Wahrscheinlichste, daß auch sie zu einer

*) Hr. Dr. Witte in Moskau hat in einer eignen Schrift die Hypothese aufgestellt: die Pyramiden wären bloß Produkte der Natur, und zwar Vulkanischen Ursprungs, wie z. B. auch die Basaltstulen seyn sollen.

ähnlichen Bestimmung (zur Aufbewahrung der Todten) zwar nicht erbauet, aber doch von Menschenkunst benützt und ausgebauet worden seyen.

Es ist vorher erwähnt worden, daß besonders in der Nähe der Pyramiden von Sakkara sich sehr viele Katakomben befinden, worin Mumien liegen. Diese Katakomben erstrecken sich auf viele Meilen weit, und bestehen aus unzähligen auf einander stoßenden Gängen und Gewölben, in welche man durch senkrechte, zum Theil über zwanzig Fuß tiefe Oeffnungen gelangt. Von außen sind sie oft manns hoch mit Flugsand bedeckt, und also nur sehr mühsam aufzufinden und aufzuräumen. Allein nicht bloß hier, sondern auch an andern Orten in Aegypten, werden dergleichen ange troffen; ja, das ganze Land ist mit Katakomben gleichsam unterminirt: nur sind die meisten leer von Mumien, vermuthlich weil die fremden erobernden Völker sie ausgeräumt und zu Kellern, Magazinen &c. gebraucht haben. Die Mumien nun gehören mit zu den merkwürdigen Resten des Alterthums, und verdienen als solche hier eine eigne Anzeige.

Das Wort Mumie wird abgeleitet von mum, welches in der Arabischen und den verwandten Sprachen Wachs heißt. Auch überzogen die Perser und andre alte Völker ihre Leichen wirklich mit Wachs und Honig, um sie gegen die Verwesung

zu schützen; aber die Aegypter bedienten sich zu eben dem Zweck einer andern Methode, und mummifirten die Körper, welche sie erhalten wollten, mit verschiedenen Arten von Balsamen. Herodot und Diodor geben eine dreifache Art an. Ersterer sagt: Das Einbalsamiren ist in Aegypten eine eigene Kunst, und wird von Personen, die dazu besonders bestellt sind, ausgeübt. Wenn ihnen die Besichtigung einer Leiche aufgetragen wird, so zeigen sie den Angehörigen des Verstorbenen hölzerne Modelle von Mumien, von welchen es drei Arten gibt. Die eine Art ist die mühsamste und kostbarste, die zweite ist schlechter und weniger kostbar, die dritte endlich ist die wohlfeilste. Je nachdem man nun die Leiche auf die eine oder die andre Art einbalsamiren lassen will, je nachdem werden auch die Kosten verschiedentlich bedungen. Das Einbalsamiren wird in den Häusern der dazu bestimmten Kunstverständigen vorgenommen. Sie fangen damit an, daß sie einen krummen eisernen Haken in die Nasenslöcher bringen, und damit des Gehirns herausziehen, an dessen statt sie flüssige Spezereien in die Kopfhöhle gießen. Hierauf schneiden sie den Unterleib unter den Rippen mit einem scharfen Messer von Aethiopischem Stein auf, nehmen alle Eingeweide heraus, reinigen und waschen sie erst mit rothem Wein, und dann mit gewürzhafteu Flüssigkeiten. Nunmehr wird der Körper in Natrum (Salpeter) gelegt, und damit ganz bedeckt, und auf diese Art bleibt er siebenzig

Tage liegen; denn länger darf das Einbalsamiren nicht dauern. Nach Verlauf dieser Zeit wäscht man den Körper ab, und wickelt ihn in Binden von Dyffus (Baumwolle) ein, welche mit Gummi überstrichen werden. So zubereitet wird er nun an die Verwandten abgeliefert, welche ihn in ein hohles hölzernes Bild, das wie ein Mensch gemalt ist, legen und so in einem besondern Zimmer neben andern Mumien aufgerichtet hinstellen*). — Bei der zweiten Art des Einbalsamirens verfährt man folgendermaßen: Man spritzt die Eingeweide durch den After mit Cedernharz aus, ohne den Bauch zu öffnen und die Därme heraus zu nehmen. Alsdann wird der Leichnam eine bestimmte Anzahl von Tagen hindurch in Natrum gelegt, welches alle fleischigen Theile verzehret, und nun zieht man das in die Gedärme gespritzte Harz wieder heraus, welches die Kraft hat, die inneren Theile ganz zu verzehren, so daß diese zugleich mit dem Harze herausgezogen werden können. Auf diese Art bleibt nichts als Haut und Knochen übrig, und die so zubereitete Mumie wird nun, ohne weitere Zurichtung, den Hinterlassenen abgeliefert. — Die dritte Art des Einbalsamirens ist nur bei armen Leuten gewöhnlich. Man spült den Leib bloß mit Salzwasser aus, und salzt ihn siebenzig Tage lang mit

*) Man vergleiche hiermit die oben beschriebene Art, wie die Aethiopier ihre Todten zu behandeln pflegten.

Natrum ein. Dies ist die ganze Zubereitung. — Herodot meldet ferner, daß man in Aegypten auch die Katzen, Hunde, Habichte und andre heilige Thiere einbalsamire; ganz besonders aber und auf die kostbarste Art balsamire man die Leichen derjenigen, welche im Nil ertrunken, oder von einem Krokodill getödtet worden wären.

Diese Nachricht des Herodot sowohl, als die etwas ausführlichere Beschreibung des Diodor scheinen in der Hauptsache richtig zu seyn, obwohl Beide in Nebendingen von einander abweichen. Auch stimmen sie in Ansehung des Umstandes mit Mose überein (in der Erzählung von Jakobs Begräbniß), daß die Leiche 30 Tage lang in Längensatze lag, und die Einbalsamirung 40 Tage dauerte. Diese 70 Tage waren die eigentliche Trauerzeit der Aegypter. Indessen sind die Beschreibungen dieser und anderer alten Schriftsteller doch nicht so genau, als man wohl wünschen möchte. Aller Untersuchungen ungeachtet, welche die geschicktesten Chemisten bisher mit den Mumien angestellt haben, weiß man doch die Materialien noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, deren sich die Aegypter bedienten, um ihre Leichen auf Jahrtausende gegen die Verwesung zu schützen. Hr. Hofr. Blumenbach (von dem die meisten Bemerkungen entlehnt sind) fand, daß eine Mischung von Kolophonium, Myrrhen und Labdanim noch die meiste Nützlichkeit mit der alten Mumie hatte. Seiner Vermuthung nach war die Basis bei den feinern Kompositionen Cedern-

harz, dem aber noch einige andre Dinge, bei Vornehmen z. B. Meccabalsam, beigemischt worden. Die allerfeinste und wohlriechendste Mumie, die er besitzt, ist von außen hart, glänzend, theils ganz schwarz, theils bräunlich; am Bruche matt glänzend, in der Mitte aber braungrau, und noch weich wie Wachs, so daß sie sich wie Pillenmasse behandeln läßt. —

In den Katakomben liegen die Mumien gemeinlich in einem Sarkophag vom Holze des so genannten Maulbeer-Feigenbaums (*Sycomoros*). Der Sarg hat im Ganzen ungefähr die Form einer Herme (*Mercurius*: Säule): unten eine Art Diebstal, daß er anfangs zu Hause, und nachher in der Gruft, in eine Nische hat gestellt werden können; oben auf dem Deckel ein ausgeschnittes Gesicht, welches das Portrait des darin liegenden Todten seyn soll. Bei vielen dieser Gesichter auf den Sarkophagen (aber nicht bei allen) ist unter dem Kinn ein spannenlanger Zapfen angebracht, dessen Bedeutung man nicht gewiß weiß. Hr. Hofr. Heyne stimmt denen bei, welche sagen, dieser Zapfen stelle einen Bart vor, und solle anzeigen, daß die Mumie männlichen Geschlechts sey; daher finde man ihn auch nicht an allen, d. i. nicht an den weiblichen, Mumien. — Zuweilen ist der Sarkophag von außen mit Hieroglyphen und Charakteren bemalt. Der hölzerne Sarkophag steht auch wohl — doch selten, und vermuthlich nur bei den vornehmsten Personen — in einem steinernen

offnen Kasten von Granit oder Basalt, woran denn ebenfalls Hieroglyphen eingehauen sind. Sehr viele Mumien liegen auch ohne Sarkophag, bloß in Schilf oder Palmzweige eingewickelt, vornämlich Kindermumien; oder die bloßen Körper sind nur ganz nachlässig in Stücke Kattun eingewickelt, auf eine Schicht Kohlen gelegt, und 7 bis 8 Fuß hoch mit Sand bedeckt.

Unter dem Deckel der Sarkophage liegt gemeinlich über der ganzen Mumie, vom Kopf bis zu den Füßen, eine längliche Maske von dick auf einander gepapptem und auch wohl mit einer Art von Gyps-Paste überstrichnem Kattun, die am Kopfe wieder ein gemahltes Gesicht und am Leibe herunter mancherlei Vergoldung und buntgemalte Figuren hat, welche bei den meisten die Balsamirung und Aegyptische Gottheiten vorstellen. Unter dieser gepappten Kattundecke liegt denn die Leiche selbst, in ihre Binden eingewickelt. Letztere sind baumwollen und von verschiedner Feine; einige kommen dem besten Indischen Kattun (der bekounlich viel feiner ist, als der Europäische) an Güte gleich. Die Menge der Binden, ihre Breite, die Art, wie sie gewickelt sind und dergl. ist verschieden. Bei manchen Mumien sollen an tausend Ellen verbraucht seyn. Im Göttingischen Museum befindet sich eine Mumie, an deren Schenkeln die Binden an manchen Stellen drei Quer-Finger dick über einander liegen. Die äußern Binden laufen über den ganzen Körper, so daß man an manchen von außen

weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden kann; unter ihnen liegen denn die innern Binden, womit die einzelnen Glieder und der Leib umwickelt sind, die auch zuweilen mit großen Stücken Kattun, wie halbe Hemden, abwechseln. Bei vielen ist das Gesicht entblößt und der Hinterkopf nur wie mit einer Haube und wie mit einem Perückenetz bedeckt; und bei diesen sind die fleischigen Theile des Gesichtes gemeintlich mürbe oder abgefallen. Hingegen sind die Köpfe einiger Mumien aufs mühsamste und sonderbarste übers Kreuz umwickelt, so daß hin und wieder viereckige Oeffnungen bleiben, und dergleichen Köpfe alten geschlossnen Helmen mit durchbrochnem Bisir ähneln. Ueberhaupt sind manche Mumienbandagen so unbegreiflich künstlich angelegt, daß selbst geschickte Wundärzte bezweifeln haben, ob man sie heutiges Tages nachmachen könne. Die Binden zunächst um den Leib und an den Armen sind bisweilen vergoldet. Gewöhnlich liegen die Arme kreuzweise auf der Brust über einander; bei einigen hangen sie jedoch an den Seiten des Körpers herunter. An manchen hat man die ganzen Hände, an andern nur die Nägel, vergoldet oder rothgefärbt gefunden.

An oder in den Mumien werden auch zuweilen verschiedne fremdartige Dinge angetroffen. Eine z. B. hatte ein Palmblatt unter den Lenden, und etwas, fast wie Muskatblüthe, im Unterleibe; in einer andern fand man einen Rosmarinzweig, der noch wie frisch abgebrochen aussah; wieder in

andern eine Menge kleiner Acacienschoten; eine Flasche voll Salbungsharz; auf der Brust etwas, den Saiten eines musikalischen Instruments Aehnliches; im Schlunde ein dünnes Goldblech, zehn Gran schwer, eingekerbt und zusammengelegt. Was das letztere betrifft, so hat man sonst wohl geglaubt, daß jede Mumie eine Münze unter der Zunge habe, und daß ihnen diese zum Fährgelde über den Fluß nach der Insel der Seligen mitgegeben worden sey. Allein es sind keine geprägte Goldstücke, sondern nur Bleche, die man bisweilen findet; und ob sie die angegebene Bestimmung haben, ist auch nicht ausgemacht. Die Araber erlauben den Europäern nicht leicht, in den Katakomben nach Mumien zu suchen, sondern sie thun dies selbst, um das etwa daran befindliche Gold erst wegnehmen zu können; folglich weiß man nicht einmal, ob alle Mumien solche Goldbleche im Munde haben *). — Unter den Binden der Mumien, oder in ihrer Brust, finden sich gewöhnlich eine oder mehrere Figuren von einer Art Steingut, oder von

*) So berichten Einige. Bqnslieben hingegen, der selbst in drei Katakomben gewesen war, erzählt, daß die Araber den Europäern nicht die geringste Schwierigkeit machen, die Mumiengrotten nach Besieben zu durchsuchen. Der Sand, womit die Eingänge bedeckt sind, wurde von den Arabern weggeschafft, und Wandstelen nebst seinen Reiseführern allein in die Grotte, mit Stricken um den Leib, hinab gelassen. Dafür zahlten sie dreißig Piaster (etwas mehr als Speise:Thaler), und hatten zugleich das Recht, alle Mumien und andre Merkwürdigkeiten, die sie darin

Kupfer, selten von Gold. Dies sind meistens kleine Ostrisbilder (hier von weiter unten), mit gekreuzten aufgehobnen Armen und Geißeln in beiden Händen. Außerdem werden noch verschiedne andre Figuren und Kunstfachen von Karniol, Jaspis, Achat ic. in den Mumien gefunden.

Einige Mumien haben sich so gut erhalten, daß man noch die ganze Bildung erkennen kann; sogar das Weiße im Auge, die Augenbraunen und Wimpern sind an manchen noch zu sehen.

Die vornehmste Ursache, warum die Aegypter und andre alte Völker die Leichen mumifirten, war die Vorstellung von einer Wiederkehr aller Dinge und von der Seelenwanderung. Sie glaubten, wenn der Körper des Menschen verwese, so gehe seine Seele in ein Thier über; finde die Seele aber nach dreitausend Jahren ihren vorigen Körper wieder, so beziehe sie diese Wohnung aufs neue. Wenigstens gibt Herodot diesen Grund der Einbalsamirung an.

finden, mitzunehmen. Man sieht daraus, daß die Sage ungegründet ist, als ob Juden in Alexandrien Mumien nachmachen und sie an Europäer verkaufen; denn die nachgemachten würden sicherlich höher zu stehen kommen, als die ächten. Noch vor etwa fünfzig Jahren kaufte man die vollständigste und schönste Mumie für dreißig Thaler. Daß die Mumien dessen ungeachtet eine Seltenheit in Europa sind, kommt von dem Aberglauben der Europäischen Völker her, welche sie nicht auf den Schiffen dulden wollen.

Nächst den Pyramiden sind die Obelisken die höchsten Denkmähler Aegyptischer Baukunst. Man versteht darunter vierseitige Säulen, welche gegen ihren Gipfel hin allmählig schmaler werden, und oben mit einer kleinen Pyramide (Pyramidion) sich endigen, die gemeinlich so hoch ist, wie der Obelisk unten an jeder Seite breit. Alle Obelisken bestehen aus einem einzigen Granitblock, obgleich die meisten funfzig bis hundert und achtzig Fuß hoch, und auf allen vier Seiten an der Basis vier bis fünf und zwanzig Fuß breit sind. Ihr Fußgestell ist meistens würfelförmig, und nur zwei bis drei Fuß breiter, als der Obelisk selbst unten ist. Sie sind fein polirt, und doch sieht man nicht die mindeste Spur, welche verriethe, daß Meißel dabei gebraucht worden wären. Man muß in der That erstaunen, nicht nur über ihre kolossalische Größe, sondern auch über die unsägliche Mühe, welche die Baumeister darauf verwendet haben. Es ist leicht zu vermuthen, daß mehrere Versuche fehlgeschlagen mußten, ehe es gelang, einen so ungeheuern Block im Ganzen aus dem Gebirge auszuhauen, weil der Granit bei aller seiner Härte dennoch sehr spröde ist, und unter der Bearbeitung mit eisernen Werkzeugen sehr leicht Risse bekommt. Hatte man nun aber endlich einmal einen solchen Granitblock von der verlangten Größe glücklich aus dem Gebirge herausgehauen; wie viel Zeit, Mühe und Geduld kostete dann nicht noch die regelmäßige Behauung und Politur, zumal, da man sich zum Poliren

keine

keiner eisernen Werkzeuge — welche die Steinart nicht vertrug — bedienen konnte, sondern wahrscheinlich durch Schleifen mit Smirgel und Sandsteinen der Säule die erforderliche Glätte geben mußte. War nun der Obelisk ganz ausgearbeitet, so mußte er aus dem Gebirge, oft sehr weit, zu dem Orte seiner Bestimmung geschafft werden. Dieses geschah zwar vermuthlich zur Zeit der Nilüberschwemmung, wo man sich zum Transport auf den Kanälen großer Flüsse bedienen konnte; indeß ist begreiflich, daß schon die Erbauung solcher Fahrzeuge allein, auf welchen so ungeheure Massen verführt werden sollten, und noch mehr das Fortziehen derselben, nicht ohne außerordentlich großen Zeit- und Kostenaufwand, und nicht ohne Hülfe mehrerer tausend Arbeiter hat bewerkstelligt werden können. Endlich mußte nun auch der Obelisk perpendicular auf seinem Fußgestelle aufgerichtet und befestigt werden; und dies war in der That nicht der kleinste Theil der ganzen Arbeit, besonders, da man Sorge trug, die vier Seiten jedesmal genau nach den vier Weltgegenden zu richten. Wahrscheinlich bediente man sich zu allen diesen Unternehmungen verschiedener Maschinen, Hebewerkzeuge und Kloben; denn sonst hätte auch die größte Menschenmenge nicht alles, am wenigsten die Aufrichtung der Obeliskeu, zu Stande bringen können. Von der Beschaffenheit dieser Werkzeuge sagen aber die Schriftsteller nichts.

Einige Obeliskeu sind durchaus glatt; andre
 tägliche Unterhalt. I.

hingegen von unten bis oben, entweder auf zwei oder auf allen vier Seiten, mit vertieft ausgearbeiteten (oft zwei Zoll tiefen) und meistens felderweise abgetheilten hieroglyphischen Figuren verziert. Diese Figuren können nicht mit Meißeln ausgegraben seyn: denn sie sind in ihrer Höhlung ganz rauh; man hat sie also vermuthlich mit Bohrern ausgearbeitet. An einigen Obeliskten findet man noch hin und wieder in den Höhlungen der Hieroglyphen eine weiße Masse, und mit dieser mögen wohl anfangs alle diese vertieften Figuren ausgefüllt gewesen seyn, und so eine Art von eingelegter Arbeit oder Mosaik vorgestellt haben.

Man sieht heut zu Tage noch viele stehende Obeliskten in Aegypten, z. B. bei Alexandrien, bei den Ruinen des alten Heliopolis und Thebens, u. Verschiedne sind aber aus Aegypten, nachdem dieses Land unter fremde Botmäßigkeit gekommen war, in andre Länder und besonders nach Rom gebracht worden, wo sie sich zum Theil bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Dahin gehört 1) der Obelisk bei der Kirche Madonna del Popolo zu Rom, den August aus Aegypten wegführen und in dem großen Circus aufstellen ließ. Er wurde nachher bei der Verheerung der Stadt durch die Gothen und andre barbarischen Völker ungerissen, und blieb viele Jahrhunderte hindurch in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte begraben, bis ihn Papp Sixtus V. im J. 1589 wieder ergänzen, und an dem Orte, wo er jetzt steht, aufrichten ließ. Sei-

ne Höhe beträgt, ohne das Fußgestell, 108 Fuß.

2) Der vatikanische Obelisk, welcher ganz glatt, ohne alle Hieroglyphen ist. Caligula ließ ihn nach Rom bringen und in einem Circus aufstellen; im J. 1586 wurde er aber von da weggebracht, und auf den Platz vor der Peterskirche versetzt. Er hat mit dem vorigen beinahe gleiche Höhe. 3) Der glatte Obelisk bei St. Maria Maggiore, den Kaiser Claudius nach Rom bringen und bei Augustus Grabmahl aufstellen ließ; er wurde aber in der Folge zerbrochen und sehr beschädigt. Sixtus V. ließ ihn ebenfalls wieder ergänzen und aufrichten. Er ist fast um ein Drittel kleiner, als die vorigen. 4) Der lateranische Obelisk, der auf allen vier Seiten mit Hieroglyphen bedeckt ist. Konstantin der Große ließ ihn nach Alexandrien, und Konstantin II. nach Rom bringen, wo er im großen Circus aufgestellt wurde. Im fünften Jahrhundert wurde er von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter Schutt und Morast vergraben, bis ihn Sixtus V. im J. 1588 wieder herstellen und auf dem Platze der Johanniskirche vom Lateran aufrichten ließ. Seine Höhe beträgt, ohne das Fußgestell, 145 Fuß, und er ist also unter allen zu Rom befindlichen Obeliskten der höchste. Es soll eben derselbe seyn, dessen Errichtung Plinius dem Aegyptischen Könige Nemeffes oder Rhampsinit zuschreibt, bei welcher Arbeit dieser, wie Plinius meldet, bei 120,000 Menschen gebraucht hat. Wenn man auch

mit einigen Kritikern annimmt, daß man statt jener Zahl nur 20,000 lesen müsse, so ist doch auch diese Menge weit größer, als bei dem Gebrauche tauglicher Maschinen nöthig gewesen wäre. Der päpstliche Banmeister Fontana brauchte, um eben diese Last mit allem daran hangenden Eisenwerk in die Höhe zu bringen und auf ein hohes Fußgestell zu setzen, nur fünf Hebel und vierzig Kreuzhaspel, die von 75 Pferden und 907 Menschen vermittelst eines starken Gerüstes von Holz in Bewegung gesetzt wurden. Und dennoch hat man berechnet, daß Fontana nicht einmal so viele Menschen und Werkzeuge nöthig gehabt hätte, indem die Kraft, welche er anwendete, hinreichend gewesen wäre, noch über eine halbe Million Pfund mehr, als der Obelisk wirklich wiegt (sein Gewicht ist über 13,000 Centner) zu heben. 5) Der Obelisk, welchen Augustus als Sonnenzeiger auf dem Marsfelde aufstellen ließ, ist in sechs Stücke zerbrochen. Papst Benedikt XIV. ließ ihn im J. 1748. aus dem Schutte heraus graben, und in einen Hof hinter der Pfarrkirche St. Lorenzo in Lucina legen. Bis jetzt ist er aber noch nicht zusammengesetzt und aufgerichtet worden.

Die Obeliskten waren ihrer Hauptbestimmung nach nichts anders, als Verzierungen, die man an den Eingang der Tempel und anderer Prachtgebäude setzte. Eine Nebenbestimmung mag auch die gewesen seyn, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, welche auf denselben in Hieroglyphen be-

schrieben wurden, der Nachwelt zu überliefern. Sonnenzeiger, wofür Einige sie haben halten wollen, konnten sie ursprünglich nicht seyn; denn derjenige, welcher in Rom zu diesem Zwecke diente, mußte erst dazu eingerichtet werden.

Noch finden sich in Mittelägypten zwei vorzüglich bemerkenswerthe Denkmähler der Aegyptischen Kunstwerke: der See Mōris und das Labyrinth.

Nach dem Berichte der Alten — die jedoch in der Beschreibung nicht ganz mit einander übereinstimmen — ließ König Mōris den See ungefähr 18 bis 20 Meilen oberhalb Memphis ausgraben. Er hing mit dem Nil durch einen beinahe zwei Deutsche Meilen langen und 280 Fuß breiten Kanal zusammen. Sein Umfang betrug etwa 48 Meilen, und seine größte Tiefe 230 Fuß. In der Mitte desselben waren zwei Pyramiden errichtet, welche eben so hoch über dem Wasser hervorragten, als sie unter demselben standen; folglich kann man ihre Höhe auf 560 Fuß schätzen. Die Spitze einer jeden von diesen Pyramiden trug eine marmorne kolossalische Statue in sitzender Stellung. Alles Wasser dieses Sees kam aus dem Nil; denn der See selbst befand sich in einer übrigens ganz dürren und wasserarmen Gegend. Sechs Monate lang floß das Wasser aus dem Nil in den See; in den übrigen sechs Monaten floß es wieder aus dem See in das Nilbett durch einen andern Kanal,

welcher nahe bei Memphis mit dem Nil Gemeinschaft hatte. Noch ein dritter Kanal war westwärts gegen das Gebirge hin geführt, und durch diesen wurde das überflüssige Wasser in die Libyschen Wästen abgeleitet. Die Einkünfte der Fischerei betragen in den sechs Monaten, wo das Wasser aus dem Nil eintrat, täglich ein Talent Silbers (gegen 900 Thlr.), und in den übrigen sechs Monaten täglich etwa halb so viel. Diese Einkünfte waren, wie Diodor vorgiebt, den Aegyptischen Königinnen zum Nadelgelde angewiesen. Wahrscheinlich ist aber der Betrag zu hoch angegeben.

Dieser See hatte für Aegypten mehr als Einen Nutzen. Wann der Nil anschwoll, so öffnete man den südlichen Kanal, welcher von Oberägypten her nach dem See führte, und so mußte das Wasser in diesen eintreten. Die nördlichen Kanäle, welche aus dem See gegen Memphis hin bis zum Nil führten, wurden zu gleicher Zeit durch Schleusen und Dämme verschlossen; folglich mußte sich das Wasser in dem See anhäufen, und bis zu der Höhe, welche der Nil bei der größten Ueberschwemmung hatte, nämlich bis auf dreißig Fuß, steigen. Wann der Nil wieder abnahm, so verschloß man den südlichen Kanal; und wann der Strom endlich ganz niedrig und seicht geworden war, so wurden die nördlichen Kanäle geöffnet. Dadurch bewirkte man eine zweite Ueberschwemmung, indem das Wasser des Sees, welches alsdann dreißig Fuß höher als das Wasser in dem Flusse stand,

nunmehr theils in das Nilbett zurück kehrte, und
 daselbst die Schifffahrt in den trocknen Monaten
 beförderte; theils durch viele kleine Seitenkanäle
 in die umliegende Gegend sich verbreitete und die
 Saatsfelder überall bewässerte. In den Jahren,
 wo der Nil nicht hoch genug stieg, sammelte sich
 in dem See ein großer Theil des Wassers, welches
 sich sonst unbenuzt ins Meer ergossen haben würde,
 und man konnte durch eine künstliche Ueberschwem-
 mung den Mangel der natürlichen ersetzen. War
 hingegen in andern Jahren das Anwachsen des
 Stroms übermäßig groß, so nahm der See das
 überflüssige Wasser, welches dem Feldbau nachtheilig
 gewesen wäre, in sich auf. Um zu verhindern,
 daß dieses künstliche Meer nicht die Dämme, von
 welchen es umgeben war, durchrisse, und die um-
 liegende Gegend durch gewaltsame Ueberschwem-
 mung verwüstete, hatte man mitten durch das westliche
 Gebirge den oben erwähnten Kanal geführt, wel-
 cher dem überflüssigen Wasser einen Abfluß in die
 Libyschen Sandwüsten verschaffte. Diodor versichert,
 die Eröffnung und Verschließung der zum See ge-
 hörigen Schleusen habe jedesmal an fünfzig Talente
 (über 40,000 Thlr.) gekostet.

Heut zu Tage ist der See, den man Möris
 nennt, kaum noch den vierten Theil so groß, wie
 der ehemalige; ja, die Beschreibungen der Alten
 passen in Ansehung der Lage nicht einmal auf den
 jetzigen, so daß verschiedene Gelehrten glauben, der
 See, von welchem Herodotus und Andre reden, sey

gar nicht mehr vorhanden. Diese Schriftsteller setzen ihn nämlich in den Nomos von Herakleopolis, und der heutige See Mdris liegt in dem Nomos, dessen Hauptstadt Arsinoe (gegenwärtig M. Fejum) war. Die neuern Aegypter, welche alle vom Alterthum herkommende große und nützliche Anstalten in ihrem Lande dem Erzvater Joseph zuschreiben, geben vor, daß der ganze arsinoitische Nomos in alten Zeiten sumpfig und morastig gewesen und von Joseph urbar gemacht worden sey. Dittmar *) erklärt sich also die Sache so: König Mdris habe vielleicht den Sumpf, der den arsinoitischen Nomos bedeckte, ableiten und das Land urbar machen wollen. Zu dem Ende habe er den großen Kanal, der aus dem nordwestlichen Ende des Sees Mdris heil nahe bis zum See Mareotis geht (dieser Kanal hieß Lykus, ist aber jetzt ohne Wasser), anlegen lassen. Vermitteltst desselben Kanals habe er auch einen neuen Weg aus dem Nil nach dem See Mareotis, und aus diesem nach dem mittelländischen Meere zu eröffnen gesucht, und deshalb den Kanal graben lassen, der oberhalb Memphis aus dem Nil dahin geleitet war, und den Herodot, Diodor und Plinius hier schon den See Mdris nennen. Ein solcher Kanal konnte süglich einen Umfang von 48 Meilen haben und ein See heißen. Indes mag

*) S. dessen Beschreibung des alten Aegyptens. Zweite Aufg.
verbeßert von P a u l u s.

der Erfolg dieses Unternehmens mit der Erwartung nicht übereingekommen, der Sumpf nicht ganz abgelaufen, sondern der nördliche tiefere Theil, der noch jetzt da ist, stehen geblieben, und folglich das Wasser nicht bis zum See Mareotis hingekommen seyn. Dieser stehengebliebene Sumpf kam mit dem oberhalb Memphis aus dem Nil kommenden Kanal zu den Zeiten Diodors und Plinius den Namey See Mōris noch geführt, in spätern Zeiten aber der See allein denselben behalten haben. Da der See auch dazu dienen sollte, das überflüssige Nilwasser einzunehmen, und dieses zu einer andern Zeit dem Nil wieder zuzuführen: so konnte dies mittelst des eben angeführten Kanals und mittelst des aus Oberägypten hieher geleiteten Kanals geschehen. Letzterer wird jetzt Josephs-Kanal (Bahr-Zusfluß) genannt, und ist unter der Herrschaft fremder Völker so sehr vernachlässigt und so seicht geworden, daß er zu seiner Bestimmung gar nicht mehr taugt.

Auf der Südseite des Sees Mōris, nicht weit von der alten Stadt Arsinoe, stand das berühmte Labyrinth. Herodot gibt davon folgende Nachricht: „Die zwölf Könige *) wollten ihres Namens Gedächtniß durch ein gemeinschaftlich errichtetes Denkmahl vereewigen. In dieser Absicht bauten sie das Labyrinth oberhalb des Sees Mōris, nicht

*) S. oben den Kurzen Abriss der Geschichte der alten Ägypter.

weit von der Krokodilstadt (Arsinoe, wo das Krokodil verehrt wurde). Ich habe es gesehen, und so hoch auch meine Erwartung davon gespannt war, so wurde sie doch durch den Anblick selbst übertroffen. Denn auch die vortrefflichsten Gebäude der Griechen, die berühmten Tempel von Samos und Ephesus, ja die Pyramiden selbst müssen dem Labyrinth nachstehen. Es enthält zwölf Palläste unter einem gemeinschaftlichen Dache, deren Thore einander gegenüber, nämlich sechs gegen Mitternacht, und sechs gegen Mittag, angebracht sind. Eine gemeinschaftliche Mauer umfaßt diese Palläste. Die Anzahl aller Zimmer in diesen Gebäuden beläuft sich auf dreitausend; davon sind 1500 über, und eben so viele unter der Erde. Die erstern habe ich selbst gesehen; die unterirdischen Gemächer aber kenne ich nur vom Hörensagen: denn die Aufseher des Labyrinths wollten sie mir nicht zeigen, und sagten bloß, es würden daselbst die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Krokodile aufbewahrt. Die obern Zimmer übertreffen an Kunst und Pracht alle andern menschlichen Werke. Die Ausgänge durch die Dächer, die unzählig mannigfaltig verschlungenen Wege, die durch die Palläste führen, setzen in Erstaunen. Man kommt immer aus einem Pallast in die Gemächer des andern, aus diesen in Seitenzimmer, und wieder aus diesen auf andre Dächer und in andre Palläste. Die Decken und Mauern des ganzen Gebäudes sind durchaus von Stein und mit künstlich eingegrab-

nen hieroglyphischen Figuren verziert. Die Säle ruhen ringsherum auf Säulen, welche größtentheils von weißem Marmor sind. Am äußersten Ende des Labyrinths steht eine vierzig Klafter hohe und mit Hieroglyphen ganz bedeckte Pyramide, in welche ein unterirdischer Weg führt *).

Strabo's Beschreibung stimmt mit dieser mehrtheils überein; nur gibt er, statt der zwölf Paläste, sieben und zwanzig an, nach der Zahl der Nomen oder Provinzen, in welche Aegypten abgetheilt war. Plinius hat mancherlei wunderbare Sagen mit aufgenommen, z. B. die Thüren einiger Gemächer wären so eingerichtet, daß sich, wenn man sie öffnete, inwendig ein fürchterliches, dem Donner ähnliches Getöse hören lasse, u. d. m.

Die meisten neuern Reisebeschreiber erwähnen der Ruinen dieses merkwürdigen Gebäudes gar nicht. Der einzige Paul Lucas suchte sie auf, und fand auch einige Reste davon. Er nahm, um sich nicht zu verirren, über 2000 Klafter Bindfaden und gehacktes Stroh, um den Weg damit zu bestreuen, konnte aber nur in hundert und fünfzig Zimmer mit großer Mühe, oft kriechend, kommen; weiter einzudringen erlaubten ihm der Schutt und die Finsterniß nicht. Auf der Ostseite des Gebäudes fand er eine breite bedeckte Gallerie, welche auf vier Gra-

*) Diese Pyramide ist noch vorhanden, und steht in der Herrschaft des jetzigen Savara.

nitsäulen ruheten. Die mittelfte Thür hatte sehr starke Schwellen und Gesimse; auf jeder Seite derselben stand ein Anubis (eine Aegyptische Gottheit) mit Hieroglyphen bedeckt, und über der Thür ein geflügelter und geschleierter Kopf mit hieroglyphischer Unterschrift. Ueber dieser Thür sah er noch Ueberbleibsel von andern, aber ganz verfallnen Thüren. Durch die vorhin erwähnte Thür und Gallerie kam er in einen großen Saal, welcher über vierzig Fuß hoch, fünf und zwanzig Fuß breit, sechs und dreißig lang und mit zwölf großen Granitplatten gedeckt war. An dem Ende dieses Saals gegen Westen, der ersten Thüre gegenüber, befand sich eine zweite bedeckte Gallerie, welche zu einem zweiten kleinern Saale, so wie dieser in einen noch kleinern Säulengang und Saal, führte. Am Ende des dritten Saales war noch eine vierte Gallerie, welche sich an der Mauer endigte. Alle diese Säle hatten verschiedene Thüren an der Seite und am Fußboden, durch welche man theils in unterirdische, theils in Seitenzimmer kommen konnte.

Ueber den Zweck, welchen der oder die Erbauer des Labyrinths gehabt haben, sind die Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller verschieden. Einige glauben, es sey zum Begräbnisorte für die Könige und heiligen Thiere bestimmt gewesen; Andre halten es für eine Art von Pantheon, wo man den Aegyptischen Göttern geopfert habe, oder für ein Gebäude, welches den vornehmsten Staatsbeamten zu ihren Versammlungen und Berathschlagungen

angewiesen worden sey. Neuere geben es für den Ort aus, wo die Priester ihre Mysterien gefeiert und gelehrt, oder gar für ein Laboratorium, worin sie den so genannten Stein der Weisen gesucht und Gold gemacht hätten. Hr. H. Gatterer unterstützt die Hypothese mit vielem Scharfsinn, nach welcher das Labyrinth ein der Sonne geheiligtes Gebäude war, welches eine architektonisch symbolische Vorstellung des Thierkreises und des Laufs der Sonne mit den übrigen Planeten durch denselben geben sollte. *) Indes läßt sich wohl bis jezt über die eigentliche Bestimmung des Labyrinths nichts mit Gewisheit behaupten; alles bleibt Muthmaßung: doch scheint die letztere des Hrn. Gatterer viel für sich zu haben.

Wir gehen jetzt weiter hinab nach Unterägypten. Hier lag die ehemalige dritte Hauptstadt Egyptens, Alexandrien, welche ihre Entstehung dem berühmtesten Eroberer Alexander zu verdanken hatte. Als dieser von dem Orakel des Ammon in Lybien zurück kam, gefiel ihm die Gegend an der westlichen Seite des kanopischen Nilausflusses, der Insel Pharos gegen über, so wohl, daß er sich entschloß, eine Stadt daselbst anzulegen. Er trug die Auf-

*) S. dessen Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Th. 1. S. 504. 1c. wo diese Hypothese ausführlich vorgelegt und mit Gründen unterstügt wird.

sicht über den Bau und die Ausführung des ganzen Plans dem Baumeister Dinochares (im J. 331 vor Chr. Geb.) auf, reiste unterdessen nach Oberägypten, wo er ein Jahr lang verweilte, und bei seiner Zurückkunft fand er die Stadt schon größtentheils aufgebaut. Sie wurde auch in kurzer Zeit stark bevölkert, indem sich eine Menge Menschen aus den benachbarten Provinzen dahin zog, weil Alexander den Einwohnern vorzügliche Freiheiten ertheilte.

Die Größe dieser alten Stadt wird von den Schriftstellern verschiedentlich angegeben. Ungefähr mochte sie vier Stunden im Umfange haben. Gegen Mitternacht war sie vom Meere, und gegen Mittag vom mareotischen See begrenzt. Auf der Landseite hatte sie nur zwei schmale Zugänge. Vermöge dieser Lage war die Stadt theils gegen feindliche Ueberfälle hinlänglich gesichert, theils auch im Besitze aller der Vortheile, welche die Nachbarschaft des Meeres dem Handel, und die kühlen erfrischenden Seewinde der Gesundheit der Einwohner gewähren konnten. Zahlreiche und gerade Straßen durchschnitten die Stadt in ihrer Länge und Breite. Die eine Hauptstraße lief mitten durch die Stadt von dem Nekropolitischen bis zum Kanopischen Thore, und war beinahe eine Deutsche Meile lang und hundert Fuß breit. Eine andre eben so breite Straße durchschnitt jene in der Mitte rechtwinkelig; und gerade in der Mitte zwischen beiden Hauptstraßen

war ein großer viereckiger Platz, auf welchem man die Aussicht nach den beiden vornehmsten Thoren und nach dem östlichen und westlichen Hafen hatte. Dem die Stadt hatte mehrere Häfen: der östliche, in den man neben dem östlichen Vorgebirge der Insel Pharos einlief, hieß der große Hafen; in den andern kam man von der Westseite hinein, und dieser führte den Namen Eunostus, d. i. glückliche Rückkunft (jetzt wird er der alte Hafen genannt). Beide Häfen waren durch einen langen Damm, Heptastadium genannt, der vom festen Lande bis zur Insel Pharos hinüber ging, von einander abgetrennt, doch so, daß im Damme zwei Brücken waren, eine in der Nähe der Stadt, die andre in der Nähe der Insel, durch welche Oeffnungen man aus einem Hafen in den andern überschiffen konnte. Ein dritter Hafen, oder vielmehr, eine in dem großen Hafen gegrabne Bucht, befand sich dem Schlosse gegen über, diente nur zum Gebrauche der Könige, und hieß deshalb der Königshafen. Einen ähnlichen kleinen Hafen, Kibotos, d. i. Behälter, genannt, enthielt der Hafen Eunostus, der mit dem marcotischen See durch einen Kanal zusammenhing. Dieser Kanal führte den Namen der Kanobische, weil man auf demselben nach der Stadt Kanobus schiffen konnte. Dem Königshafen gegen über lag die Insel Antirhodus, welche ebenfalls einen kleinen Hafen und einen königlichen Pallast hatte. Diese Insel ist jetzt vom Meere verschlungen, und man sieht daselbst nun noch einige Säulen aus dem

Wasser hervorragen, welche vermuthlich Ruinen des erwähnten Pallastes sind.

Der königliche Pallast in Alexandrien selbst nahm mehr als den vierten Theil der Stadt ein. Die Ptolemäer (welche nach Alexanders Tode über Aegypten herrschten) wetteiferten mit einander in ihren Bemühungen, diesen Pallast zu erweitern und zu verschönern. In seinem Bezirke befand sich nebst dem Museen auch die berühmte Alexandrinische Bibliothek. Dieser Theil der Stadt hieß Bruchium, war fest, von der Stadt durch eine Mauer abge sondert, und konnte eine Belagerung aushalten. In der Folge ließ Kaiser Aurelian wegen der unruhigen Bürger diese Festungswerke niederreißen und dieses ganze Viertel der Stadt nebst dem Museen zerstören. — Ein andres Schloß in diesem Bezirke war zum Begräbnißorte der Könige bestimmt, in welchem auch Alexanders Leichnam beigelegt wurde. Eigentlich sollte derselbe nach Lybien in den Tempel des Ammon gebracht werden; es kam aber nicht dazu. Als nämlich Alexander in Babylon an den Folgen seiner Unmäßigkeit gestorben war, wollte Nektäus, einer seiner vornehmsten Generale, die Leiche zum Tempel des Ammon, den ein Orakel für den Vater Alexanders erklärt hatte, abführen. Die Zurüstungen zu diesem Leichenzuge währten zwei Jahre. Ptolemäus, des Lagos Sohn, der bei Alexanders Lebzeiten Statthalter von Aegypten gewesen war, und sich nunmehr der Alleinherrschaft bemächtigt hatte, ging mit seiner ganzen Armee

dem Leichenzuge bis an die Syrischen Gränzen entgegen, und führte den Leichnam zunächst nach Alexandrien, bis er nachher an den Ort seiner Bestimmung gebracht werden könnte. Unterdessen ließ er ihn in einem goldnen Sarge beisehen, und als dieser von dem Syrischen Könige Seleukus Cibysaktes geraubt war, legte man ihn in einen gläsernen Sarg. So fand ihn noch Augustus, welcher, um dem Helden seine Hochachtung zu bezeigen, sein Grab mit Blumen bestreute, und mit einer goldnen Krone schmückte.

In der Nähe des königlichen Schlosses befand sich das Theater, die Börse und der Tempel des Neptuns, auf einem Plage, Posidium genannt, welchen der in der Römischen Geschichte berühmte Antonius durch einen Damm bis in die Mitte des Königshafens verlängerte, und auf dem er das Schloß Timonium *) erbauete, worin er nach der Niederlage bei Actium, von Jedermann verlassen, leben wollte. Der Theil der Stadt zwischen dem großen Hafen Eunostus hieß Rhacotis. Er war schon vor Erbauung der Stadt Alexandrien vorhanden, und wurde von den Soldaten, welche die Küsten bewachen mußten, bewohnt. Eine andre Vorstadt in dieser Gegend hieß Bukolis (Hirtenstadt), wo mehrtheils Hirten wohnten. Nicht weit davon stand

*) Nach dem Namen des bekannten Timon von Athen, des allgemeinen Menschenfeindes.

auf dem Gipfel eines künstlichen Berges der berühmte Tempel des Serapis *) oder das Serapitum. Das Innere des Berges war mit Schwibbogen und Pfeilern gestützt, und enthielt eine große Anzahl unterirdischer Gewölbe. Von außen stieg man auf hundert Stufen zum Tempel hinan, den auf allen vier Seiten eine prächtige Säulenlaube umgab. Inwendig war er mit den herrlichsten Statuen und den auserlesensten Werken Aegyptischer und Griechischer Kunst geschmückt. Er erhielt sich nebst dem Serapisdienste bis ins vierte Jahrhundert (389) nach Chr. G., da schon Theodosius der Große alle heidnische Opfer in seinen Ländern (folglich auch in Aegypten) streng untersagt hatte. Theophilus, damaliger Patriarch von Alexandrien, den der immer noch fortdauernde Götzendienst ärgerte, hetzte die Alexandrinischen Christen wider die heidnischen Einwohner der Stadt auf; beide Theile griffen zu den Waffen, und es entstand ein blutiger Bürgerkrieg. Die Obrigkeit verglich endlich die Partheien dahin, daß sie einen Waffenstillstand schlossen, und die Entscheidung des Kaisers abwarten wollten. Diese fiel natürlich zu Gunsten der Christen aus, und somit zog der heilige Theophilus an der Spitze der letztern hin, um den Tempel des Serapis zu zerstören.

*) Serapis ist eben derselbe, der schon in den ältesten Zeiten unter dem Namen Osiris in Aegypten verehrt wurde. Weiter unten wird der Ort seyn, mehr von dieser Gottheit zu sagen.

ren. In kurzer Zeit waren alle Gebäude desselben in einen Schutthaufen verwandelt. Auf dem Platze, wo er gestanden hatte, bauete man nachher eine christliche Kirche zu Ehren der Märtyrer. — Im westlichen Theile der Stadt war das Gymnasium oder der Übungsplatz, das Dikasterium, in welchem Gericht gehalten wurde, und das Panium, ein Berg, von dem man die ganze Stadt übersehen konnte, und auf welchen man vermittelst einer Wendeltreppe in die Höhe stieg. Hinter diesen Gebäuden nach Westen zu lag die Vorstadt Nekropolis, d. i. Todtenstadt, worin Gärten, Begräbnisse und Häuser zu Balsamirung der Todten waren, auch Wettläufe und andre Spiele gefeiert wurden. Noch jetzt sieht man jenseits des Kanals von Kanobus eine Menge Katafomben; viele aber sind vom Wasser zu Grunde gerichtet.

Nicht allein prächtige Tempel und Palläste zierten die Stadt, sondern sie war auch der Hauptsitz der Wissenschaften und des Handels geworden. Die Bibliothek, welche die beiden ersten Ptolemäer hier anlegten, und ihre Nachfolger vermehrten, zog Gelehrte aus allen Ländern in die Stadt. Sie war theils im Museum, theils im Serapium aufgestellt; in jenem soll sich die Anzahl der Bücher auf 400,000, in diesem auf 200,000 belaufen haben. Erstere ward ein Raub der Flammen, als das Stadtviertel Bruchion bei der Anwesenheit Julius Cäsars in Brand gerieth. Diesen Verlust ersetzte zwar die Königin Kleopatra durch die Pergamische Bibliothek, welche

ihm Antonius zum Geschenk gegeben hatte: allein der ganze Büchervorrath ging in der Folge doch verloren. Der gemeinen Sage nach, soll der Kalif Omar, der Alexandrien im J. 642. eroberte, die Bücher zum Heizen der Badstuben haben brauchen lassen. Daß dies aber ein Märchen ist, zeigt Gibbon (in seiner Geschichte des Verfalls und Unterganges des Römischen Reichs) mit überzeugenden Gründen, und beweiset, daß die Bibliothek schon lange vor dem Einfall der Araber in Aegypten, nämlich im J. 389, ein Opfer der Glaubenswuth der Christen ward, als sie das Serapium zerstörten.

Unter der Oberherrschaft der Römer, litt der alte Glanz und Ruhm dieser Stadt keine merkliche Veränderung, ausgenommen, daß die prächtigen heidnischen Tempel verwüstet wurden. Mehr verlor sie, als sie unter Arabische Botmäßigkeit kam; am meisten aber verfiel sie seit der Eroberung durch die Türken (im J. 1517). Die schönsten Häuser und Palläste wurden in Kurzem von ihren Bewohnern verlassen, aus Furcht vor den Gewaltthätigkeiten habgieriger Massen, in deren Augen der Reichtum des Privatmanns ein Verbrechen ist. Auch der weltberühmte Pharos oder Leuchtturm wurde von diesen Barbaren zerstört. Dieser lag auf einer Insel, welche den Alexandrinischen Hafen schloß und deckte und zwei Vorgebirge hatte, wovon das östliche (Phosias) dem festen Lande näher lag, als das westliche. Nur neben dem östlichen

konnte man in den Hafen einlaufen, jedoch auch nicht ohne große Gefahr; daher ließ Ptolemäus Philadelphus durch Sostratus von Cnidus auf diesem Vorgebirge einen marmornen Leuchtturm 180 Ellen hoch aufbauen, welcher den Seefahrern zum Wegweiser dienen sollte. Er bestand aus mehreren über einander gesetzten Stockwerken, die ringsumher mit marmornen Säulengängen eingefast waren. Auf dem höchsten Gipfel hatte man einen stählernen Spiegel angebracht, der so gestellt war, daß man vermittelst desselben die ankommenden Schiffe in einer großen Entfernung entdecken konnte. Nachts unterhielt man hier oben ein beständiges Feuer, dessen Schein über zwanzig Meilen weit zu sehen war. An die Stelle dieses herrlichen Gebäudes, erbauten die Türken ein elendes Fort, dessen Mauern ein einziges Linieneschiff zu Grunde richten konnte. Jetzt sind kaum noch einige Spuren von dem alten Leuchtturme zu bemerken. Auch ist der größte Theil der alten Stadt ein Schutthausen, unter welchem man hier und da Trümmer von den herrlichsten Obeliskn und Säulen, als traurige Zeugen der ehemaligen Pracht dieser Stadt, hervorragen sieht. Das neue Alexandrien ist, in Vergleichung mit dem alten, nur ein Marktflecken von mittlerer Größe, und hat kaum 6000 Einwohner, dagegen jenes deren 300,000 hatte. Unter den Ruinen der letztern haben sich einige noch recht gut erhalten, z. B. die kostbaren Wasserleitungen und Eisternen, welche die Stadt mit süßem Wasser versorgten; ferner, der

eine von den beiden Obelisken der Kleopatra, dem alten königlichen Schlosse gegenüber; der andre aber ist abgebrochen, und liegt im Sande begraben. Sie sind beide von rothem Granit, über sechzig Fuß hoch, und überall mit zolltiefen hieroglyphischen Charakteren bedeckt. Am meisten zieht die so genannte Pompejus-Säule das Auge und die Bewunderung der Fremden auf sich. Sie steht auf einer Anhöhe, ungefähr eine Viertelstunde weit von der Stadt gegen Süden, und ist ebenfalls von rothem Granit. Ihre Höhe beträgt — nach dem Schatzen gemessen — 114 Fuß. Der eigentliche Säulenschaft besteht aus einem einzigen Stein, und ist 58 Fuß hoch. Da weder Diodor noch Strabo — Beide Zeitgenossen des Augustus — ihrer gedenken, so hat sie wohl ihren Zunamen nicht mit Recht von Pompejus erhalten. Man vermüthet vielmehr nach wahrscheinlichen Gründen, daß sie dem Kaiser Severus zu Ehren errichtet worden sey. Sie dient gegenwärtig, da man sie in einer großen Entfernung wahrnehmen kann, den Schiffen, welche nach Alexandrien segeln, zu einem Merkmahe, daß sie sich dem Hafen nähern.

Außer den Ruinen von Alexandrien und der nächst umliegenden Gegend, sind noch einige wenige Reste — bloß ihres Alterthums und der ehemaligen Heiligkeit wegen — von Heliopolis, Kanopus und Sais bemerkenswerth.

Heliopolis (d. i. Sonnenstadt) lag an der östlichen Seite des Nils, in der Gegend, wo jetzt

der Flecken *Nat area* gesehen wird. In der Bibel heißt sie *On*, welches Wort Aegyptischen Ursprungs ist, und ebenfalls Sonne oder Sonnenstadt bedeutet. Joseph vermählte sich, nach dem Berichte der Bibel, mit der Tochter des dasigen Oberpriesters. — Die Stadt stand auf einem hohen Damme, unter welchem Kanäle aus dem Nil geleitet hingingen. Dieser Damm ist noch jetzt sichtbar, und in seinem Bezirke findet man die wenigen Ueberbleibsel jener alten Stadt. Herodot nennt die Heliopoliten die edelsten unter den Aegyptern. Aus ihnen wurden jedesmal zehn Personen zu Beisitzern des höchsten Gerichts gewählt. Die Sonne, und der Ochse *Mnevis* oder *Marvis* (eben der, den man zu Memphis unter dem Namen *Apis* verehrte), welcher hier ernährt wurde, waren die besondern Gottheiten der Stadt. Beide hatten prächtige Tempel; vornämlich war der Sonnentempel eins der herrlichsten Gebäude des alten Aegyptens. Die Zugänge zu ihm waren auf beiden Seiten mit langen Reihen von Obelisken und Sphynxen eingefast. Inwendig sah man an den Wänden des Tempels lauter hieroglyphische Figuren, welche die Geschichte der daselbst verehrten Gottheit und des Königs, der den Tempel erbauet hatte, vorstellten. Von vier großen Obelisken, die in Heliopolis standen, ließ Augustus, als Aegypten eine Römische Provinz geworden war, zwei nach Rom bringen. Den dritten haben die Araber umgeworfen, und nur der vierte steht noch auf seinem Fuß:

gestülte. Er ist von rothem Granit, ohne den Säulenstuhl acht und sechzig Fuß hoch, auf allen vier Seiten mehr als sechs Fuß breit, und auf der fein polirten Oberfläche mit Hieroglyphen bedeckt. Von dem Sonnentempel selbst, haben sich nur wenige Ruinen erhalten; unter andern ein 22 Fuß langer Sphinx von gelbem Marmor, der aber fast über die Hälfte im Sande begraben liegt. — Die Priester dieses Tempels waren vor andern ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse wegen berühmt. Pythagoras, Plato und andre große Männer kamen aus der Ferne nach Heliopolis, um ihres Unterrichts zu genießen, und Herodot erhielt von ihnen einen großen Theil der Nachrichten, welche er uns von Aegypten hinterlassen hat.

Kanopus oder Kanobus soll diesen Namen von einem Steuermanne des Spartanischen Königs Menelaus, der daselbst gestorben, erhalten haben. Dies ist aber bloß eine Griechische Sage ohne Grund. Die Stadt lag ungefähr anderthalb Meilen von Alexandrien, von wo man auch täglich auf dem Kanobischen Kanale Lustpartieen nach Kanopus zu machen pflegte. *) Am häufigsten aber wurde sie eines wunderthätigen Serapis Tempels wegen besucht, zu welchem beständig eine große

*) Diesen Kanobischen Kanal muß man nicht verwechseln mit dem Kanobischen Nilarm, der ebenfalls nach der Stadt benannt war, weil er von hier in das Meer ging.

Menge von Menschen wallfahrtete. Kranke glaubten daselbst durch die Kraft dieses Gnadenorts, und durch den Rath, welchen Serapis im Traum denjenigen, die in seinem Tempel schliefen, ertheilte, ihre Gesundheit wieder zu erlangen. — So alt ist dieser Aberglaube, der unter anderen Namen sich bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt hat! — Von diesem Wunderorte sind nur noch wenige Ruinen in der Gegend des jetzigen Fleckens Aboukir zu sehen.

Eben so unbeträchtlich sind die Ruinen der alten Stadt Sais, die nicht weit von Kanopus lag; sie war aber zu ihrer Zeit eine der merkwürdigsten Städte in Aegypten. Die Göttin Neith hatte hier einen prächtigen Tempel, den König Amasis (weshalb er in Sais residirte) noch verschönerte. Unter andern ließ er ein aus einem einzigen Steine ausgehauenes Haus, 21 Ellen lang, 14 Ellen breit und 8 Ellen hoch, von Elephantine — am äußersten Ende Oberägyptens, beinahe 120 Meilen weit — auf dem Nil hierher bringen, und den Vorhof des Tempels damit verschönern. Zweitausend Menschen hatten 3 Jahre lang zu thun, um diese ungeheure Steinmasse den Nil herab zu fließen. — Das Fest, welches der Neith zu Ehren gefeiert wurde, hieß das Lampenfest, weil man nach dargebrachtem feierlichen Opfer die ganze Nacht hindurch Lampen brennen ließ, und alle Häuser erleuchtete. Dies geschah nicht nur in Sais, sondern auch in ganz Aegypten, so daß in dieser Festnacht ganz Aegypten illuminirt war.

Dieses merkwürdige Fest gibt mir Gelegenheit, das Resultat der neuesten Untersuchungen des schon oben erwähnten Herrn Dörneben über das Aegyptische Götterwesen hier zum Beschlusse kürzlich anzuführen.

Neitha wird eine Tochter des Nils genannt (Cic. de natur. Deor. III. 23).

Der Nil gab durch die Dauer einer periodischen Veränderung (durch das periodische Steigen und Fallen) die Zeitbestimmung des Jahrs. Die Größe dieser Zeitbestimmung wurde auf 365 Tage gesetzt. Der Name Nei-los heißt bestimmter Zeit Orakel (Kälender).

Die Größe dieser Zeitbestimmung — 365 Tage — wandte man auf die Größe der Dauer des periodischen Sonnenlaufs an, setzte diese auch auf 365 Tage, und nannte sie Osiris, d. i. bestimmter Zeit Schöpfer.

Weil beide Zeitbestimmungen, Nil und Osiris, in Ansehung ihrer Größe nicht verschieden sind, so hielt der Aegypter den Nil mit dem Osiris für gleichbedeutend. Beide Zeitbestimmungen aber sind in Ansehung des Objekts (Gegenstandes), nach welchem sie bestimmt worden, unterschieden, indem das Objekt der einen (des Osiris, der Sonne) am Himmel, das Objekt der andern (der Nil) auf der Erde ist. Deshalb heißt der Nil Osiris terrestris, der irdische Osiris.

In der Folge bemerkte der Aegypter, daß alle vier Jahre der Anfang der Nilüberschwemmung, die er auf den ersten Neumond nach dem Sommer

solstitium gesetzt hatte, einen Tag später kam, und daß an diesem Tage ein Hirsstern, der Sirius, kurz vor dem Aufgange der Sonne zu erscheinen pflegt. Es betrug demnach die Zeit von einem Aufgange des Sirius bis zum andern, in Verhältniß zu der auf den ersten Neumond nach dem Sommer-solstitium gesetzten Nilüberschwemmung 365 Tage und 6 Stunden, und dies machte neben dem Osiris wieder eine besondere Zeitbestimmung aus. Diese Zeitbestimmung (365 Tage und 6 Stunden) ward von jetzt an die Grundlage des Aegyptischen Kalenders, und erhielt den Namen Neith, d. i. Anführer der Zeitbestimmung. Man sieht daraus zugleich, in wie fern Neith eine Tochter des Nilflusses genannt wird. Die berühmte Inschrift am Tempel der Neith zu Sais: „Ich bin alles, was war, was ist und was seyn wird;“ erhält ebenfalls dadurch Licht; denn sie sagt nichts weiter, als: Ich bestimme die vergangene, die gegenwärtige und die zukünftige Zeit. Die folgenden Worte der Inschrift: Kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier; sind ein Zusatz des Griechischen Schriftstellers (Plutarch), welcher die Aegyptische Neith mit der Griechischen Minerva verwechselte, und auf den aller Jahre vorgetragenen Schleier derselben anspielte.

Das Lampenbrennensfest erläutert Hr. D. so: Der Aegyptische Kalender ist in den Tempeln von ganz Aegypten enthalten, und alle Theile des Kalenders waren in Aegypten Götter. Jeder Theil des Kalenders wurde durch irgend ein

Objekt dargestellt, und jedes, irgend einen Theil des Aegyptischen Kalenders darstellende Objekt war ein Gott. Fast der Anfang jeder Zeitbestimmung ist durch irgend ein Fest bezeichnet; daher die große Menge Feste in Aegypten. Die Bezeichnung des Anfangs irgend einer Zeitbestimmung durch ein Fest konnte in Aegypten nur mit Objektschrift *) angegeben werden. Diese Objektschrift setzt Leuchten statt Zeitbestimmen, weil das Licht (die Sonne, Osiris) Schöpfer der bestimmten Zeit ist. Man brannte also Lampen am Feste der Neith, um durch diese symbolische Handlung anzuzeigen, daß Neith Anführer der Zeitbestimmung (die Grundlage des Kalenders) sey.

Herodot sagt: Im Tempel der Minerva zu Sais ist das Grabmahl dessen, den ich bei dieser Gelegenheit zu nennen für unheilig halte. In dem Bezirke dieses Tempels ist auch ein rund gegrabener See, in welchem die Aegypter die Schicksale des Vorgedachten (den er nicht nennen will) darstellen. Diese Darstellungen nennen die Aegypter Mystereien. Obwohl ich von ihnen viel weiß, so verhindert mich doch die Heiligkeit der Sache, davon zu reden.

*) Objektschrift nennt Hr. D. eine solche, die vermittelt gewisser, an Objekten anzureichender Merkmale durch die Objekte, woran sie diese Merkmale gewahrt wird, sich etwas zur Erinnerung aufschreibt. Er nennt sie auch die mnemonisirende Schrift. Gewöhnlicher brauchte man sonst das Wort Hieroglyphen.

Man weiß aus dem ganzen Zusammenhange, daß der vom Herodot nicht Genannte, Osiris gewesen, und daß folglich in den sogenannten Aegyptischen Mysterien des Nachts die Schicksale des Osiris, so wie in den Griechischen die Schicksale des Dionysos, dargestellt worden sind. In welcher Nacht dies geschehen sey, sagt zwar Herodot nicht; es kann aber keine andre seyn, als die, in welcher durch ganz Aegypten Lampen brannten.

Osiris lag todt im Grabe, heißt: die Zeitbestimmung von 365 Tagen war abgelaufen.

Osiris Schicksale waren: Leben, Sterben und Wiedergeborenwerden, d. i. Ansfangen, Enden und Wiederanfängen. Die Priester stellten die Schicksale des Osiris dar, nämlich so: Zuerst trugen sie Osiris im Sarge liegend heraus, und heulten und klagten, wie einer, dem seine Eltern gestorben sind. Dann erschienen andre, und trugen die Göttin Neitha, welche dem (verjüngten und gleichsam neugebornen) Knaben Osiris die Brust reichte. Diese frohlockten, und stimmten über Osiris Wiedergeburt Jubelgesänge an. Und in diesem Possenspiele bestand das ganze Mysterienwesen der Aegypter.

III.

Des Russischen Gesandten Hsbrant Ides
Gesandtschaftsreise nach China in den J.
1692 bis 1695 *). Ein Seitenstück zu
des Engl. Gesandten Lord Macartney's
Reise nach eben diesem Lande.

Bei weitem der größte Theil von ganz Asien ist in
zwei Staaten von ungeheurem Umfange vertheilt:
das Asiatische Rußland und China. Jenes
nimmt den ganzen nördlichen Theil, von Europa
bis an den großen Ocean, eine Fläche von etwa
260,000 geographischen Quadratmeilen, ein; dieses
den mittleren und östlichen, welches, wenn alle jetzt
zugehörige Länder mitgerechnet werden, ebenfalls einen
Flächenraum von 200,000 Quadratmeilen ausmacht.
Wenn auch ganz Asien auf 700,000 Quadratmeilen
geschätzt wird, welches eher zu viel, als zu wenig

*) Die Beschreibung dieser Reise ist von dem Gesandten selbst
aufgesetzt worden. Hier hat man sie in einen freien Aus-
zug gebracht, mit Anmerkungen und nöthigen Erläuterun-
gen versehen, und dabei besondre Rücksicht auf die Be-
schreibung der neuesten Englischen Gesandtschaftsreise ge-
nommen.

ist, so beträgt das Asiatische Rußland mehr als ein Drittel, das Chinesische Reich etwas weniger als ein Drittel des ganzen Erdtheils, und jedes ungefähr ein Neuntel der ganzen bewohnbaren Erdofläche. Weit beträchtlicher als der Unterschied der Größen dieser beiden kolossalischen Reiche, ist der Unterschied der Volksmenge. Rußland zählt auf jener unermesslichen Fläche kaum 4 Millionen, China hingegen vielleicht hundertmal so viel. Dieses merkwürdige Land hat im Durchschnitt über 1400 Menschen auf einem Raume, wo England und Frankreich nur etwa 150, Deutschland nur etwa 130, Spanien nur etwas über 60, Schweden nur 14, Norwegen nur 5, und Island nur 1 Bewohner hat. Es ist also das bevölkertste Land, welches wir kennen; so wie es in mancher andern Hinsicht eins der merkwürdigsten ist. Seit undenklichen Jahren stehen die Bewohner auf einer gewissen Stufe der Cultur, von der sie, wie es scheint, weder merklich auf- noch abwärts gestiegen sind. Ihre Sitten, ihre Lebensart, ihre Kleidung, ihre Complimente, alles ist so vorschriftsmäßig und unveränderlich bleibend, wie vielleicht bei keinem andern Volke der Erde. Das Interesse, das eine solche große, so gemodelte Nation für die Menschenkunde hat, würde indessen wohl nicht ein hinreichender Antrieb gewesen seyn, sie durch kostbare Veranstaltungen näher kennen zu lernen; aber ein Paar wirksamere Triebfedern, Gewinn- und Befehrungsucht, Handel und Religion, bewogen schon längst verschiedene Euro-

päische Nationen, sich um China zu bekümmern, welches sich seinerseits immer wenig um jene bekümmerte, und ihre Besuche nicht selten sehr kalsinnig aufnahm. Der Chineser ist viel zu sehr von der Vollkommenheit seines Landes, seiner Staatseinrichtung, seiner Kenntnisse und seiner Kunstarbeiten eingenommen, als daß ihn nach der Bekanntschaft mit den übrigen Menschen und ihrer Cultur gelüsten könnte. China ist ihm das Corps de logis der Erde; die übrigen Länder hält er nur für Neben- und Hintergebäude *). Eine wünschenswerthe Selbstgenügsamkeit, wenn sie nicht eine Frucht der Unwissenheit wäre!

Die

*) Die Chineser nennen ihr Land nicht China, sondern Tschong-Ku, das Königreich der Mitte, oder Tschong-hoa, die Blume der Mitte, weil sie es nämlich für die Mitte und für den Haupttheil der Erde halten. Die übrigen Stücke der Erde füllen, ihrer Meinung nach, nur die Ränder und die Winkel des Vierecks aus. Es versteht sich übrigens, daß es auch besser unterrichtete Personen unter ihnen gibt, welche richtigere Begriffe von der Astronomie und Geographie haben. Ist doch unter uns hochcultivirten Europäern ein großer Theil des Volks, wenn auch nicht eben so zufrieden, doch eben so unwissend in seiner Lage. — Jene Benennungen sind übrigens, wie man ihnen anseht, dichterische; gewöhnlich nennen die Chineser ihr Land nach der regierenden Dynastie. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird es von einem Tungusen-Stamme beherrscht, der schon ehemals unter dem Namen Kin sich von dem Lande Meißer machte. Den Persern und Arabern wurde es im Anfange der christlichen Zeitrechnung unter dem Namen Schin oder Sin bekannt. Die Indier sprechen dieß
erwa

Die Portugiesen, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1496 — 1499) den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien gefunden hatten, suchten schon im Jahr 1517 mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Dies gelang ihnen aber besonders erst durch den Beistand, den sie, im Anfange des folgenden Jahrhunderts, dem Chinesischen Reiche gegen einen Seeräuber Tschang-si-lao leisteten, wofür ihnen der Kaiser zur Dankbarkeit die Insel Macao überließ, welche sie dem Seeräuber entrissen hatten *).

Auf ähnliche Art gelang es den Holländern, ihren Handel nach China auszudehnen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts nämlich, kamen sie mit ihrer Flotte dem Kaiser gegen den Seeräuber Cosching-he zu Hülfe, der China mit einer starken Flotte bedrohte. Der Kaiser Sun-dschü, der damals als der erste aus dem Mantschu-

etwa wie Tschin aus, welches auch der Chinesischen Aussprache selbst am nächsten kommt. Von den Indiern lernen zuerst die Portugiesen, dann die Spanier, Franzosen u. s. w. diesen Namen, der seitdem beibehalten, nur durch die Endung a in China oder Tschina verändert worden ist. Das nördliche China führte eine Zeitlang den Namen Cathai oder Kitai, unter welchem die dahin handelnden Nationen auch das ganze Land verstanden. Diese Benennung ist noch jetzt bei den Russen gewöhnlich. (Allgemeine geographische Ephemeriden, 25 Stück, Februar 1798.)

*) Du Halde description de la Chine.

Königliche Unterthan. I. 2

Stamme regierte, erlaubte ihnen aus Dankbarkeit, selbst nach der Hauptstadt des Reichs, nach Peking, zu kommen, und daselbst Handel zu treiben.

Der folgende Kaiser Cang:chi (der friedliche) war ein Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften, und nahm deshalb mehrere Ausländer in seine Staaten auf. Die Portugiesischen Missionarien mußten sich durch ihre Kenntnisse, besonders in der Astronomie und andern Theilen der Mathematik, beliebt und angesehen zu machen, und verschafften dadurch auch ihrer Religion bessern Eingang, deren Verbreitung der Zweck ihrer Sendung war *).

Wenn China überhaupt gegen fremde Nationen, die mit ihm in Verbindung zu treten suchen, ungefähr die Rolle einer spröden Schöne spielt, so sind doch die Portugiesen und Holländer bisher die noch am meisten begünstigten Liebhaber ge-

*) Deutsche Leser wird es vielleicht interessiren, das einer der beliebtesten Missionarien ein Deutscher war. Der Vater Johann Adam Schall, ein Jesuit aus Eßin gebürtig, kam schon unter der Regierung der Familie Tai:mizg um das Jahr 1618 nach China, und zehn Jahre darauf nach der Hauptstadt Peking. Ein vornehmer Staatsbedienter, Paul: Sin, welcher der christlichen Religion zugethan war, empfahl ihn dem damals regierenden Soai:Tsong wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in der Sternkunde, wodurch er dem Reiche in Verbesserung des Kalenders wichtige Dienste leisten könnte. Das große Ansehen des Vaters Schall erhielt und vergrößerte sich noch unter den Man:schuischen Chahan. Der zuvor erwähnte Sun:dschi, der Erste dieses Stammes, schätzte

wesen. Den Engländern gelang es bis jetzt weniger, sich dort festzusetzen, ob sie es gleich nicht an Versuchen fehlen ließen. Zuerst im Jahre 1634 schickten sie eine Anzahl Schiffe ab, und kamen mit dem Vicekönig zu So a überein, nach den Portugiesischen Etablissements in China Handel treiben zu dürfen; allein sie wurden nicht günstig aufgenommen, und mußten sich so wenig beliebt zu machen, daß, als sie schon in Canton wirklich Handel trieben, die Chineser sie immer noch aus Verachtung nicht anders als Nothköpfe nannten. Ein Zufall, da nämlich ein Englisches Schiff aus Versehen beim Abfeuern des Geschützes eine Kugel in einer Kanone gelassen hatte, wodurch ein Paar Chineser getödtet wurden, vermehrte noch die üble Meinung, welche man von den Engländern hatte. Diese suchten indessen auf alle Art die Chineser wieder zu Freunden zu bekommen, um besonders

ihn so hoch, daß er ihn immer nur seinen alten Vater (Ma : fa) nannte und ihn 1650 zum Präsidenten des Tribunals der mathematischen Wissenschaften machte. Nach dem Tode des Sun : d schi, während der Minderjährigkeit seines Nachfolger Tang : schi, wurden die Christen in China sehr verfolgt. P. Hall wurde 1664 nebst andern ins Gefängnis geworfen. Er sollte erst aufgehängt, dann noch lebendig abgenommen und in Stücke zerschnitten werden. Allein ein Erdbeben und eine Feuersbrunst in dem Pallaste des Chans bewogen die Regierung, ihm das Leben zu schenken. Er starb aber bald darauf, 1665 den 15. August, in einem Alter von 77 Jahren. (Müllers Sammlung Russischer Geschichte, Th. IV. S. 307.)

den Handel mit Thee nicht zu verlieren. Mehrere Versuche mißlingen; ein Abgeordneter wurde förmlich bestraft, bloß weil er es hatte wagen wollen, nach Peking selbst zu reisen; ein anderer von England abgeschickter Gesandter starb auf dem Wege nach England. Endlich wurde neuerlich der Lord Macartney zu eben dem Zwecke abgesandt, welcher auch glücklich hin und zurück kam. Diese Reise, die neuste nach jenem immer noch sehr unvollkommen bekannten Lande, ist von Herrn Staunton, welcher den Gesandten begleitete, beschrieben; auch hat Herr Hütner, der die Reise ebenfalls mitmachte, eine kürzere, aber interessante Nachricht davon herausgegeben. Beide sind den Deutschen Lesern schon bekannt, und gewähren eine unterhaltende Lectüre.

Es ist angenehm, diese neueste Reise mit ähnlichen älteren zu vergleichen, die von Russen und Holländern angestellt sind. So wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts des Handels wegen eine Holländische Gesandtschaft abgeschickt, welche den 7ten Jul. 1656 in Peking ankam, und welche von Neuhof beschrieben ist. Um eben die Zeit war auch ein Russischer Gesandter Namens Baikow in China, der zwar schon früher als der Holländische angekommen war, aber ohne Audienz zu erhalten wieder abreisen mußte, weil er sich den Cerimonien, die er für seine Würde unschicklich fand, nicht unterwerfen wollte; dagegen die Holländer

sich alles gefallen lassen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Von Rußland, welches mit China, wegen der angränzenden Lage beider Reiche, in noch näheren Verhältnissen, steht als andere Nationen, sind mehrere Gesandtschaften abgeschickt worden. Eine der interessantesten dieser Reisen, nämlich die des *Yßbrant Ides* am Ende des vorigen Jahrhunderts (von 1692 bis 1695) wollen wir hier etwas ausführlicher erzählen *).

Diese Reise wurde auf Befehl der beiden damals regierenden Czaare *Iwan Alexiewiç* und *Peter Alexiewiç* **) unternommen, um verschiedene wichtige Angelegenheiten in Ansehung des Handels und der Gränzen zwischen Rußland und China aufs Neue zu bringen. Sie ging von

*) Diese Reise steht im 5ten Bande der *Voyages au Nord*, und ist nach *Meiners* Urtheile (*Grundriß der Geschichte der Menschheit* S. 344.) die lehrreichste der ganzen Sammlung. Sie ist aber auch besonders herausgekommen. Ich habe eine Uebersetzung aus dem Holländischen vor mir, die sich gut liest, und mit nicht ganz schlechten Kupfern geziert ist. Frankfurt, bei *Thomas Fritschen*, 1707.

**) Diese beiden Czaare waren Halbbrüder, beide nämlich Söhne des Czaars *Alexius Michailowich*; und war *Iwan* von der ersten, *Peter* von der zweiten Gemahlin. *Iwan* dankte 1699 freiwillig ab, und *Peter* I. erhielt die Regierung allein, ob er gleich von seiner Halbschwester der Prinzessin *Sopha*, viele Nachstellungen erfahren mußte, die er aber glücklich vereitelte. Er wurde gleichsam der Schöpfer seiner Nation, und wird mit Recht *Peter*

Moskau durch einen Theil des Europäischen Rußlandes, durch die großen, wenig oder gar nicht bewohnten Länder, die wir unter dem Namen Sibirien begreifen, durch die Mongolei nach den nördlichen Gränzen von China — ein äußerst beschwerlicher, gefahrvoller Weg, von mehr als tausend Deutschen Meilen, durch zum Theil wüste und unwirthbare Gegenden, wo man theils auf Schiffen, theils auf Fuhrwerken und Kameelen fortzukommen suchen mußte. Vergleicht man damit eine Reise zur See, wie z. B. die letzte Englische Gesandtschaftsreise nach China, so findet man, daß diese, ungeachtet der mehr als dreimal größern Länge des Weges, und ungeachtet der vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren, die sie mit sich führen mag, doch weit weniger umständlich, mühsam und gefährlich ist, als jene Landreise. Die Europäischen Seeschiffe sind so groß, daß der Reisende auf denselben fast die Bequemlichkeit eines wohlgerichteten Hauses, nur nach etwas verjüngtem Maßstabe, wiederfindet: gute Bohnstuben, Küche, Vorrathskammern, Schränke, Betten u. s. w.

der Große genannt; er starb 1725. Seine zweite Gemahlin, Katharina I. Petrovna, die Tochter eines gemeinen Mannes Samuel aus Litthauen, regierte nach ihm, und starb 1727. Ihr Enkel Peter III. war der unglückliche Gemahl der letztverstorbenen Kaiserin Katharina II. aus dem Hause Anhalt-Zerbst, deren Sohn Paul I. jetzt auf dem Russischen Throne sitzt.

alles so bequem und compendiös wie möglich. Die Kajüte gibt ihm Schuß gegen üble Witterung; das Verdeck Raum genug, um sich Bewegung zu machen und der frischen Seelust zu genießen. Durch den Kompaß und astronomische Kenntnisse geleitet, schiffte der Seemann sicherer durch das Weltmeer, als der Reisende zu Lande durch Wälder und Wüsten geht. Doch wir kehren zu unserer Gesandtschaft zurück.

Im Jahr 1692 den 14ten März reiste N. H. Brant Ides als Gesandter mit seinem Gefolge auf Schlitten von Moskau ab, welche Stadt damals noch die Residenz der Czaare war *). Das eingefallne Thauwetter und ein anhaltender Regen hatten die Wege so schlecht gemacht, daß man nur mit vieler Mühe über die halbgefrorenen Flüsse kommen konnte. Endlich erreichte man die Stadt Wologda, wo man still liegen mußte, um besseres Wetter zu erwarten, weil bei dem angeschwollenen Wasser unmöglich fortzukommen war. Diese Stadt liegt an dem Flusse gleiches Namens, einem Arme der Suchona; sie ist ein wichtiger Handelsort,

*) Diese alte Haupt- und Residenzstadt des Russischen Reichs liegt an dem Flusse Moskwa, in einer gut angebauten Gegend, und ist von ungemeiner Größe; sie hat nämlich fünf Meilen im Umfange, und etwa 20000 Einwohner. Sie besteht aus vier Kreisen, die einander einschließen, und aus 30 Vorstädten. Im Anfange dieses Jahrhunderts verlegte Peter der Große die Residenz nach Petersburg, wodurch Moskau viel von seinem ehemaligen Glanze verlor.

besonders auch für den Handel nach China, und die Niederlage für den Handel des innern Russlandes nach Archangel. Der Aufenthalt in dieser Stadt hatte nur drei Tage gedauert, als noch ein starker Nachwinter kam, so daß alle Flüsse zufroren und Schnee genug fiel, um die Reise in Schlitten weiter fortsetzen zu können. Der Fluß Suchona, oder wie ihn Ybrant nennet, Suchina, durchströmt eine fruchtbare, gut angebaute Gegend von Süden nach Norden. An seinen Ufern liegt die Stadt Totma. Bei Groß Ustuga (Usting Weliki) vereinigt er sich mit einem kleineren Flusse Irga, und fließt von hier unter dem Namen Dwina bei Archangel in das weiße Meer. Ungeachtet seines steinigten Bettes und seines schnellen Laufs, ist er doch schiffbar, und befördert sehr den inländischen Handel zwischen Bologda und Archangel. Nach einem kurzen Aufenthalt in Groß Ustuga, kamen unsere Reisenden nach Solwitschegoskoi (Solowikjogda), einer nicht unbeträchtlichen Stadt, welche besonders große Salzwerke hat. Von da fuhren sie den 1sten April weiter, und kamen den 6ten nach vielen Mühseligkeiten in Kaigorod an. Es fiel nämlich wieder starkes Thauwetter ein, und das Wasser stieg so schnell, daß die Schlitten fast immer schwammen; über die Flüsse und Bäche mußten erst Brücken gebauet werden, um hinüber zu kommen, weil dem Eise nicht mehr zu trauen war. Der größte Fluß dieser Gegenden ist die Kama, an welcher nicht weit von ihrem Ursprunge

die eben genannte Stadt Kalgorod liegt. Die Kama fließt nach Süden, und vereinigt sich, nachdem sie die Biarka aufgenommen hat, mit der Wolga, die sich nicht weit von Astrachan in das Kaspische Meer ergießt. Die Namen Kama und Biarka kommen aus der Sprache der Wotjaken und Tscheremissen her, welche Völkerschaften die Gegenden um diese beiden Flüsse bewohnen. Kam bedeutet in der ersten, und Wit in der andern Sprache überhaupt einen großen Fluß *).

Eine kurze Nachricht von den eben genannten beiden Völkerschaften, nach einem neueren Reisenden (Pallas), wird man hier nicht ungern lesen. Die Wotjaken, oder Ut: murt **), wie sie sich selbst nennen, haben viel Charakteristisches, wodurch sie sich von ihren Nachbarn, den Tscheremissen, merklich unterscheiden; sie sind lebhafter, lustiger, etwas weniger hartnäckig, dabei (sowohl Männer als Weiber) dem Trunk sehr ergeben. Man findet unter ihnen wenige starke, große und wohlgebildete Leute; besonders sind die Weiber klein und unansehnlich. Kein Volk ist so reich an feuerrothen Haaren als dieses. Der Kopfschuß der Weiber ist der sonderbarste und ungeheuerste von allen, die bei so vielen Rußland unterwürfigen Völkern in Ge-

*) Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs III. S. 476. 481.

**) Murt heißt in ihrer Sprache überhaupt: Männer.

brauch sind. Ein Stück Birkenrinde, eine Spanne hoch, wird in einen halben Cylinder, der oben auf den Kopf paßt, zusammengebogen, und inwendig mit einem halben Bogen von Holz und Querhölzern befestigt und auseinander gehalten. Ueber dem obern Rande ist noch eine andere, viereckige, fast spannenhohe Birkenrinde angenähet, so daß sie etwas vorn übergeneigt und zu beiden Seiten nach hinten zu umgebogen ist. Diese obere Rinde pflegt mit rothem, die untere aber mit blauem Tuche bekleidet, und letztere mit zinnernen Blechen und Münzen besetzt zu seyn. Diese zwei Spannen hohe *Nischun*, wird, wie eine Grenadiermütze, etwas vorn überneigend, auf dem Kopfe befestigt, und oben darüber ein Ellen großes, viereckiges, bunt ausgenähetes Tuch gelegt. Das Haar wird auf beiden Seiten über dem Ohre zusammen geflochten, und in einen dicken Knoten geschürzt, den einige mit Korallen u. d. g. verzieren. Kein verehlichtes Weib zeigt sich ohne diesen Pus vor Fremden; sogar wenn diese bei Nachtzeit einkehren, sieht man die Weiber mit diesem unbequemen Kopfzeuge sich niederlegen, das sie auch sonst bei aller Arbeit und Bewegung nie verlieren oder verrücken. Nur Wittwen und ganz alte Weiber befreien sich von dieser Last, und wickeln sich bloß ein Tuch um den Kopf. Die unverheiratheten Mädchen tragen eine runde, mit Korallen u. d. g. besetzte Mütze. Weiber und Mädchen tragen genau schließende Weinkleider. Die *Wottaken* sind zwar größtentheils zur Annehmung

der christlichen Religion gebracht, und es gibt nur wenige noch ganz heidnische Dörfer; indeß haben auch die getauften noch viele Anhänglichkeit an ihre alten religiösen Gebräuche, welche sie aber aus Furcht vor den Russischen Geistlichen, die über sie gesetzt sind, sehr geheim halten. Sie beten einen großen Gott an, den sie Inmar nennen; außerdem aber noch einen Gott der Erde und des Gezeihens, Mu Kalzin; einen Gott des Wassers, Wu Inmar; auch die Sonne, als den Sitz der obersten Gottheit, und noch verschiedene Untergötter. Bei ihren jährlichen Festen und feierlichen Opfern, werden von priesterlichen Greisen, welche sie Zona nennen, Gebete hergesagt. Ihre Keremets oder Opferplätze haben sie in Tannenwäldern, vornehmlich an einem angenehm liegenden, mit schönen hohen Weißtannen (Näs) umgebenen Platze, den sie einzäunen, und diese bei ihnen für heilig gehaltenen Bäume sorgfältig hegen. Sie feiern jährlich vier große Feste; das erste Buntschun: Nunal um Ostern, ist der Anfang ihres Jahres, und wird mit Schmausen und Trinken; das zweite Julys: Nunal nach gescheneher Sommersaat, dem Gott der Erde mit Opfern und Beten; das dritte Wiffäsko: Nunal vor der Heuernte gezeiert und dabei Buntspechte geopfert; das vierte und größte Keremet: Nunal nach Endigung der Ernte und aller Feldarbeit gemeinschaftlich in dem Opferplatze oder Keremet des Dorfes mit feierlichen Opfern bezangen. Bei diesem pflügt ein Pferd,

am liebsten von Fuchsfarbe oder auch von jeder andern, nur nicht von schwarzer Farbe, ein Stier, ein Schaf, eine Gans und eine Ente geopfert und verzehrt zu werden. Zuerst werden die kleineren Thiere, zuletzt das Pferd, durch einen Gehälfen des Tona geschlachtet.

Die Tscheremissen sind von mittlerer Größe, mehrentheils hellblond oder röthlich von Haaren, kraftlos, träge, furchtsam, dabei betriegerisch und hartnäckig. Ihre Weiber lassen nicht gern ihr Haar sehen, und bedecken es sorgfältig mit einer bunten gemalten Kappe. Sie sind fleißige und fornnreiche Ackerleute, auch haben sie Pferde, Vieh; und Viehzucht. In ihren religiösen Gebräuchen, Festen, Opfern, u. s. w. haben sie viele Aehnlichkeit mit den Botiaken; nur scheinen sie weniger Anhänglichkeit an ihre alten Götzen zu haben: denn sie verehren auch Russische Heilige und selbst den Mahomet.

Von Raigorod oder Raigorodok konnte man nicht eher abreisen, als bis die Kama vom Eise befreiet war. Dann begab die Gesandtschaft sich auf Schiffe, und gelangte in vier Tagen, vom 23 bis 27sten, April nach Solikamsköt. Diese Stadt liegt an der Kama, und treibt ziemlichen Handel; besonders hat sie große Salzwerke. Das Salz wird auf etwa 40 Ellen langen und platten Schiffen die Kama hinabgeschifft, bis dahin, wo sie in die Wolga fällt. Die Kama ist ein schöner Fluß mit angenehmen, ziemlich bewohnten Ufern, und sehr fischreich. Unter andern verdient angemerkt zu

werden, daß man eine gewisse Salmart darin fängt, welche in der Wolga, wovon sich doch die Kama ergießt, sehr selten, und in der Kaspischen See, wo die Wolga ausfließt, gar nicht gefunden wird. Man schließt daraus, daß diese Fische aus dem Nordmeer durch die Dwina und Petschora heraufsteigen, deren Quellen nicht weit von den Quellen der Kama sind, und so bei hohem Wasser im Frühlinge aus dem einen Fluß in den andern gerathen.

Den 14ten Mai setzte Ißbrant seine Reise fort, kam auf der Kama (wie er schreibt) aus Europa in Asien, und hielt am ersten Pfingsttage sein letztes Mittagsmahl auf Europäischem Grase. Wir führen diese Kleinigkeit hier an, weil sie mit unsern heutigen Karten nicht übereinstimmt, da die Gränze zwischen Europa und Asien nicht bei der Kama, sondern viel weiter westlich gezogen wird, so daß nicht nur Solikamskoi, sondern auch Kaigorod nicht zum Europäischen, sondern zum Asiatischen Rußland gehören. — Aus der Kama fuhr man nun seitwärts in die Suzawaja, welche sich von Osten her in die Kama ergießt. Diesen Strom bei hoch angeschwollenem Wasser aufwärts zu fahren, kostete nicht geringe Mühe. Nach einer Fahrt von 12 Tagen kam man in die von den Wogulen bewohnten Länder, wo Ißbrant ans Land ging, um diese Völkerschaft etwas kennen zu lernen. Die Wogulen wohnen in ihren Wäldern gemeiniglich nur in Familien oder Verwandtschaften zusammen, und jede Familie rech-

net ihr Gebiet, so weit die umliegende Nachbar-
schaft ihnen der Jagd wegen herumzustreifen er-
laubt: sie wohnen daher weit auseinander. Die
wohlhabendsten halten einige Kühe; sonst aber leben
sie von der Jagd, besonders der Eleuthiere, wel-
che sie durch aufgestellte Bogen oder durch Fallgru-
ben fangen. Sie sind durchgängig klein und von
Kalmuckischer Gesichtsbildung, meistens von schwarzen
oder dunkeln Haaren. Im Sommer wohnen sie in
offenen Hütten von Birkenrinde, vor denen sie ein be-
ständiges Rauchfeuer unterhalten, um sich vor den
Mücken und Bremsen zu schützen. Im Winter
aber beziehen sie ihre Jurten, welche von Holz
viereckig gezimmert und oben nicht mit einem schrägen
Dache, sondern bloß mit der platten Decke verse-
hen sind, worin eine Oeffnung ist, die den Rauch
hinaus und das Licht hereinläßt. Sie sind zwar
jetzt äußerlich der christlichen Religion zugethan, ha-
ben aber noch viele geheime Anhänglichkeit an den
alten Aberglauben. Sie sollen zur Elennsjagd, Zo-
beljagd u. s. w. besondere Götzen anrufen und den
Bildern dieser Thiere Opfer bringen. Auch haben
sie Götzen in menschlicher Gestalt aus Holz geschnitz-
t. Vor ihrer Bekehrung stellten sie ihre Götzenbilder
in Felsenhöhlen oder über hohen und steilen Fels-
wänden, oder an hohen Fichten auf, um die heil-
lige Furcht dadurch zu erhöhen *). Zu Yßbrants

*) Dattas Reisen, II. B.

Zeiten wollten sie vom Christenthum noch nichts wissen. „Unter andern (erzählt er) vermahnte ich sie, daß es Zeit sey, Christum zu erkennen; alsdann sie nicht nur ihrer zeitlichen, sondern auch ewigen Wohlfahrt könnten versichert seyn. Darauf antworteten sie: was das zeitliche Wohlseyn anlangt, so sehen wir täglich vor unsern Augen so viel arme Russen, welche, ob sie wohl an Christum glauben, dennoch kaum ein Stück trocken Brot erürigen können; was aber die Dinge der ewigen Wohlfahrt anlangt, die werden sich von selbst wohl finden. Ich fragte sie nach ihrer Erkenntniß von Gott, ob sie nicht glaubten, daß droben in dem Himmel ein Gott und Herr wäre, der alles geschaffen habe, erhalte und regiere. Darauf sagten sie: dieses glauben wir wohl; denn wir sehen, daß Sonne und Mond, die zwei hellen Lichter, welche wir verehren, auch Sterne am Himmel sind, und daß einer ist, welcher sie regiert. Von dem Teufel aber wollten sie im geringsten nichts hören noch ihn kennen, weil er sich ihnen durch nichts offenbare. Eine Auferstehung der Todten glauben sie; was aber ihr Lohn sey, wissen sie nicht.“ — Man sieht, daß in diesen Religionsbegriffen doch manches ganz vernünftig ist; die beiden wesentlichen Stücke, Glaube an ein höchstes Wesen und an Fortdauer nach dem Tode, fehlten ihnen nicht.

Nachdem die Reisenden zu Schiffe bis an das Schloß Ulka gekommen waren, fuhren sie über Land mit Pferd und Wagen bis Mexianskoi am Flusse

Neria, von hier wieder zu Wasser auf der Neria in die Tura, welche sie den 25. Junius nach der Stadt Sämeen, ferner in den Fluß Tobol und so nach Tobolsk, der Hauptstadt von Sibirien, brachte, wo sie den 1. Julius ankamen. Diese liegt unter $56^{\circ} 54'$ Länge und $58^{\circ} 12\frac{1}{2}'$ nördl. Breite, am Zusammenflusse des Tobol mit dem Irtysh, ist ziemlich gut gebauet, und hat jetzt etwa 13000 Einwohner. Der Handel ist wichtig. Aus Europa, aus China, aus der Bucharei kommt eine große Menge Waaren nach Tobolsk, theils zu Wasser, theils mit Karawanen. Die Gegend umher ist reich an Wild, als Eleuthieren, Hirschen, Nehen, besonders auch an Thieren, die schönes Pelzwerk liefern. Der Fluß Irtysh ist ungemein fischreich, und das Getreide gedeihet gut. Die Lebensmittel waren daher sehr wohlfeil; ein Stör von 40 bis 50 Pfund kostete nur 5 bis 6 Kopeken (etwa 2 bis 3 Groschen nach unserm Gelde), 100 Pfund Getreide 16 Kopeken (etwa 8 Groschen), ein Ochse 2 bis 3 Thaler u. s. w.

Hervant berichtet, daß man damals viel von räuberischen Einfällen der Kalmycken, Kosaken, u. s. w. zu befürchten gehabt habe, und erzähle bei dieser Veranlassung die in der Russischen Geschichte merkwürdige Begebenheit, wie Sibirien unter Russische Herrschaft gekommen ist.

Ezaar Iwan II. Wasiliewitsch, mit dem Zunamen der Grausame, welcher den langen Zeitraum von 1533 bis 1584 regierte, suchte sein Land durch Beförderung der Handlung mit andern Asiatischen Völkern in Aufnahme zu bringen; aber die Karawanen, welche zwischen Rußland und Persien ab- und zuzingen, wurden häufig von den räuberischen Kosaken beunruhigt, weshalb der Ezaar 1777 eine starke Macht zu Wasser und zu Lande gegen sie ausschickte. Etwa 6000 dieser Kosaken entflohen, unter Anführung des Ataman Jermolai oder Jermak Timosenjewitsch, die Kama und Tschussowaja hinauf nach Sibirien. Der Großvater dieses Kosaken, Namens Stroginoff, hatte hier große Ländereien an der Kama; durch ihn ließ Timosenjewitsch dem Ezaar den Vorschlag thun: wenn dieser ihm verzeihen und Schutz geben wolle, ganz Sibirien unter seine Herrschaft zu bringen. Dies wurde angenommen. Timosenjewitsch erhielt von Stroginoff Beistand an Schiffen, Gewehr und Mannschaft, fuhr in leichten Fahrzeugen den Fluß Oberebrankoy hinauf, der in die Tschussowaja fällt, schleppte hier seine Fahrzeuge über Land bis an den Fluß Tagil, trieb diesen Fluß hinab bis in die Tura, und nahm zuerst die an diesem Flusse liegende Festung Tumeen ein, wo alles ein Opfer seiner Grausamkeit wurde. Nun fuhr er den Tobol hinauf bis nach Tobolsk, wo damals ein junger, nur etwa zwölfjähriger, Tatarischer Prinz Altanai Kusjumowitsch residirte, eroberte die Stadt ohne künigliche Unterhalt. I.

großen Widerstand, nahm den jungen Chai gefangen, und schickte ihn nach Moskau. Hierauf ging er ferner den Irtsch hinunter, wurde aber nicht weit von Tobolsk von einer Parthei Tataren in der Nacht überfallen, welche viele von seinen Leuten niedermachten. Er selbst wollte sich von seinem Schiffe auf ein anderes begeben; da er aber zu kurz sprang, so fiel er in den Fluß, und ging, seiner schweren Rüstung wegen, sogleich zu Grunde. Die Eroberung Sibiriens war aber durch ihn schon so gut als entschieden, indem die von ihm eingenommenen Orter sogleich von Rußland aus mit hinlänglicher Mannschaft besetzt wurden. Noch jetzt sieht man Spuren von einem besetzten Lager des Jermak an dem steilen Ufer des Tagil, unter dem Namen Jermakowo Goroditsche *).

Von Tobolsk reiste Jhbrant den 22sten Jul. nordwärts den Irtsch hinunter, und kam den 28sten in Samarowskoi an, wo sich der Irtsch bald in den Oby ergießt. Hier ließ er in seinen Schiffen Mastbäume errichten, um den Oby mit gutem Winde hinauf zu segeln. Im Winter bedient man sich in diesen Gegenden, wie in ganz

*) Pallas erwähnt dieser alten Beschanzung und einiger Ueberbleibsel der aufs Land gezogenen Fahrzeuge in seinen Reisen II B. 204. Wann die wichtigsten Plätze in Sibirien von den Russen erobert sind, zeigt folgendes Verzeichniß: Kumeen 1586. Tobolsk 1587. Tura 1594. Werchowetz 1598. Turinsk 1600. Tomsk 1604. Kuznetsk 1618. Jeniseisk 1619. Krasnojarsk 1625. Jakutsk 1632. Ilimsk 1641. Nereschinsk 1658. Irkutsk 1661. Selenginsk 1666. Udinsk 1670.

Sibirien, der Schlitten mit Hunden bespannt, was schon im Elementarbuch (1ter Th. 2te Hälfte S. 199 bis 202.) in der Beschreibung der Reise des Franzosen Lesseps, ausführliche Nachricht gegeben ist. — Der Oby ist ein großer und starker Strom, dessen Breite beim Zusammenflusse mit dem Irtysh gegen eine halbe Meile beträgt. Die Ufer an der Ostseite sind mit hohen Bergen umgeben, hingegen an der Westseite flaches Land, so weit man sehen kann. Am östlichen Ufer des Oby liegt die Stadt Surgut. Die Gegend von hier bis Narum (oder Narim), ist vorzüglich reich an schönen Pelzthieren, als Zobeln, Hermelinen, Vielfraßen und besonders schwarzen Füchsen, welche hier besser als an irgend einem Orte in ganz Sibirien seyn sollen. Die ganz schwarzen Füchse sind die seltensten, und ihre Felle werden so theuer bezahlt, daß der Jäger sich keine Mühe verbrießen läßt, diese schlauen Thiere zu fangen. Von der List dieser Füchse erzählt Pfibrant eine artige Anekdote. Ein Bauer in der Nähe von Surgut kam einem schönen schwarzen Fuchse mit einigen gut abgerichteten Hunden, ebenfalls von schwarzer Farbe, auf die Spur. Als der Fuchs merkte, daß er nicht entfliehen konnte, ließ er schmeichelnd den Hunden entgegen, legte sich auf den Rücken nieder, leckte ihnen das Maul, und lief eine lange Weile mit ihnen hin und her. Die Hunde, durch diese unerwartete Freundlichkeit getäuscht, thaten ihm nichts zu Leide. Er nahm seine Gelegenheit wahr und entwischte

glücklich. Der arme Bauer ging ein Paar Tage darauf wieder mit einem andern weißen Hunde aus, um dem Fuchse aufzulauern. Dieser machte es wieder so, wie mit den vorigen Hunden; aber der weiße Hund ließ sich nicht täuschen, und that einen Sprung nach dem Fuchse, welchem aber dieser durch eine Wendung auswich und zum zweitemale entkam. Zum drittemale aber überlistete doch der Bauer den Fuchs, indem er den weißen Hund schwarz färbte. Der Fuchs kam nämlich diesem, in der Meinung, daß es einer von den ersten Hunden sey, so nahe, daß er gefangen wurde. Der Bauer verkaufte sein Fell für 100 Rubel. — An den Ufern des Obys und anderer fischreicher Flüsse halten sich viele Biber auf, größten Theils zwar nur einzeln, doch an wenig besuchten Orten auch noch in ganzen Kolonien, da sie denn jene bewundernswerthe Gebäude aufrichten, welche fast einem Werke von Menschenhänden und mit menschlicher Ueberlegung gebauet, ähnlich sehen.

Die Einwohner dieser Gegenden sind die Obyschen Ostiaken *), eine der beträchtlichsten Völkerschaften Sibiriens, ob sie gleich, wie fast alle Sibirische Völker, seit der Eroberung durch Blattern und andere ihnen ehemals unbekannte Uebel sehr

*) Der Name kommt aus der tatarischen Sprache; sie selbst nennen sich Kondycho; Cho bedeutet in ihrer Sprache einen Menschen. Wallas Reisen III. B. 38.

vermindert sind. Sie sind meistens kleiner Statur, schwach, und besonders an Schenkeln und Beinen sehr mager. Ihre Gesichter sind bleich, platt, und durchgängig unangenehm, wozu das rothe oder gelbliche, unordentlich um den Kopf hängende Haar mit beiträgt. Sie sind furchtsam, abergläubisch und einfältig, übrigens aber gutmüthig, und bei ihrer schlechten und mühsamen Lebensart arbeitsam, so lange die Noth sie treibt; wenn aber dies nicht der Fall ist, so gehen sie auch gern müßig, besonders die Männer. In ihrer ganzen Haushaltung sind sie sehr unreinlich. Die Gewohnheit Figuren in die Haut zu äßen, welche bei so vielen unkultivirten Nationen gefunden wird, ist auch bei den Ostiaken, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, eingeführt. Sie machen zu dem Ende erst die Zeichnung mit Kuß auf der Haut, und zerstechen diese dann mit Nadeln bis aufs Blut, da denn jeder Stich einen blauen Punkt zurückläßt.

Die Weiber sehen es für eine Schönheit an, solche Figuren auf den Händen, ferner auf dem Vorderarm und an den Schienbeinen zu haben. Die Männer pflegen gewöhnlich nur auf dem Handgelenk ein Zeichen einzuäßen, womit sie in die Tributbücher eingeschrieben sind, und welches gerichtlich statt ihrer Namensunterschrift gilt. Sie haben Sommer- und Winterwohnungen: jene bestehen aus zusammengenähter Birkenrinde, die über einige Stangen gedeckt wird; diese aus viereckigen, leicht gezimmerten hölzernen Hütten ohne Dach,

bloß mit einer platten Decke, worüber Erde geschütet wird, und worin des Lichtes wegen ein viereckiges Loch ist, welches mit einem Stücke Eis verschlossen wird. In einer solchen Jurte wohnen drei bis vier Familien zusammen, und man kann sich einigermaßen einen Begriff von der Wirtschaft darthun machen, wenn man bedenkt, daß Männer, Weiber, Kinder, Hausgeräth, Hunde u. s. w. beisammen sind. Die kleinen Kinder liegen in einer Art Wiege von Birkenrinde, die in der Jurte aufgehängt wird. Die Erwachsenen schlafen an den Wänden der Jurte auf der Erde, oder auf niedrigen Bänken, unter denen die Hunde liegen. In der Mitte der Jurte wird beständig Feuer unterhalten, wo jeder, wenn es ihm einfällt, sein Essen zubereitet; denn sie haben keine bestimmte Mittags- und Abendmahlzeiten, wo die Familie zusammen aße, wie wir. Ihre Unreinlichkeit ist so groß, daß man sie nicht ohne Ekel erzählen kann; wir wollen daher die vielen Beweise mit Stillschweigen übergehen. Fischerei und Jagd sind die einzigen Beschäftigungen der Männer; den Weibern ist alles Uebrige aufgebürdet, auch das Aufbauen der Jurten. Jeder von den noch heidnischen Ostiaken nimmt so viele Weiber, als er ernähren zu können glaubt, und betrachtet sie nicht als Gefährtinnen, sondern vielmehr als Hauschier, die er für das, was sie ihm gekostet haben, auch mit Arbeit überladen kann. Die Töchter bekommen gar keinen Namen; daher werden die Weiber immer nur *Jmi* (Weib) genannt. Sie begraben ihre

Todten auf eigenen Begräbnißplätzen (Chakas), und zwar so geschwind als möglich: wer des Morgens stirbt, wird Mittags schon begraben. Man zieht dem Verstorbenen seine besten Kleider an, gibt ihm Messer, Beil und ein gefülltes Schnupstabakshorn mit, und trägt ihn unter großem Geheul in einen vorn und hinten abgestumpften Kahn, anstatt des Sarges, nach dem Begräbnißplatze, wobei zugleich einige Kennthiere geopfert werden. Es herrscht unter diesem Volke der größste Götzendienst und der blindeste Aberglaube. Sie haben in ihren Wohnungen grobgeschnitzte Puppen, die ungefähr eine menschliche Gestalt vorstellen sollen; vor diesen steht ein Kästchen, auf das allerlei kleine Geschenke, besonders aber ein immer gefülltes Schnupstabakshorn, gelegt werden. Man schmiert ihnen auch reichlich Fischfett in den Mund, und erzeigt ihnen sonst allerlei Ehre. Sogar kleine unbehaunte oder auch keilförmig behaunte Stückchen Holz, kleine Kästchen und andere Sachen, die sie von den Russen erhandeln, dienen ihnen zu einer Art von Gößen. „Diese ihre Gößen nennen sie Saitan; sie möchten wohl sagen Satan,“ bemerkt der ehrliche Yßbrant. Lächerlich ist es, wenn durchreisende Russen dem Hausgößen des Nachts sein Schnupstabakshorn ausleeren. Da wundern sich die einfältigen Ostiaken, wie er so viel habe schnupfen können, und glauben er sey auf der Jagd gewesen. Bei dieser dummen Verehrung trifft aber die Gößen auch oft das Schicksal, weggeworfen, zerschlagen

und zerhackt zu werden, wenn es dem Bewohner unglücklich geht. Außer diesen Hausgötzen haben sie aber auch noch allgemeine und vornehmere Götzen, die in einem waldigen Thale sorgfältig vor den Russen bewacht und denen feterliche Opfer von vielen Rennthieren gebracht werden, wobei sich keiner besser befindet, als die Schamanen, (so heißen ihre Priester und Zauberer). Wenn sie einen Bären erlegt haben, so hängen sie das Fell an einem Baume auf, und erzeigen demselben auch eine Art von Verehrung, um den Schaden, den ihnen der Geist des Thieres zufügen könnte, auf eine höfliche Art abzuwenden. Sie laufen einigemal um den todtten Bären herum, und beklagen ihn, wobei sie den Russen die Schuld seines Todes beimessen. „Wer hat dich doch todt geschlagen?“ fragen sie den Bären, und antworten selbst: „die Russen! Wer hat dir den Kopf abgehauen? Ein Russisches Beil. Wer hat dir den Bauch aufgeschnitten? Ein Messer welches die Russen gemacht haben,“ u. d. m. Die Zeitvertreibe der Ostiaken bestehen in pralerischen Erzählungen von alten Heldenthaten, in Gesängen, welche sie aus dem Stegereif dichten, und welche nicht selten satirischen Inhalts sind, und in Tänzen, welche das Verfahren auf der Jagd, oder auch die Posturen und den Gang verschiedener Thiere, z. B. des Kranichs, des Elennthiers u. s. w. vorstellen, oder satirische Nachahmungen fremder Handlungen und Sitten, überhaupt possierlich und lächerlich sind. Diese zum Theil wirklich schwierigen und

wohlausgesonnenen Tänze werden mit Gesang oder mit der Dombra, einer unvollkommenen Art von Harfe, begleitet.

Unsere Reisenden waren jetzt, den 1. September, den Oby hinauf gefahren bis an das Städtchen Ketskoi, wo der Fluß Keta sich in den Oby ergießt. Sie fuhren nun die Keta hinauf, und kamen den 3. Oktober an ein Dorf Moroznikin, wo einer aus dem Gefolge des Gesandten, Georg Welzel, ein Kunstmahler aus Schleswig, starb; er wurde den 7. Oktober in dem Dorf Wafostkot begraben. Die Fahrt auf dem Keta-Strom war bisher die mühsamste und verdrießlichste. Man kann sich vorstellen, wie wenig angenehm es seyn müsse, fünf Wochen hindurch langsam Strom an zu fahren, in einer unbekanten und unbewohnten Gegend, wo kein Mensch zu sehen und zu hören war, außer von Zeit zu Zeit ein einzelner Ostiak, der sich sogleich wieder in das Gehölz verkroch. Ueberdies kam jetzt noch ein anderer schlimmer Umstand dazu, welcher der Gesellschaft nicht wenig Unruhe machte, nämlich Mangel an Lebensmitteln, besonders an Mehl, der früher eintrat, als man glaubte, weil man den armen Ostiaken, welche die Schiffe oft an der Leine fortzogen und durch diese harte Arbeit ganz abgemattet waren, aus Mitleiden größere Portionen geben mußte, als man gedacht haben mochte. Diese Leute mußten zu der Arbeit gezwungen wer-

*) Heutzutage ist diese Gegend am Keta nicht mehr so wüß.

den; man war genöthigt, ihnen immer Wache zu geben, damit sie nicht davon liefen, welches dessen ungeachtet täglich einem oder dem andern gelang. Zuletzt waren sie auch so kraftlos, daß sie gar nicht mehr zur Arbeit gebraucht werden konnten. Glücklicher Weise hatte der Statthalter von Jeniseiskoi vorläufig den Auftrag erhalten, ihnen Hülfe entgegen zu schicken; sonst wären die Schiffe eingefroren und die Reisenden vielleicht ums Leben gekommen: denn kaum hatten sie das Dorf Makofskoi erreicht, so froh der Fluß zu, und die Reise mußte zu Lande fortgesetzt werden. In der Gegend dieses Flusses, wie in mehreren Gegenden von Sibirien, findet man die sogenannten Mammuthsknochen und Zähne, welche letzteren unter dem Namen gegrabenes Elfenbein verkauft werden. Im December 1771 fand man am Wilui-Fluß ein ganzes, noch mit der Haut bekleidetes Gerippe vom Rhinoceros *). Die Ueberbleibsel von Thieren, welche nur in einem warmen Klima leben, als Elephanten und Rhinoceros, sind in der That eine große Merkwürdigkeit. Entweder muß ehemals das nördliche Asien ein anderes Klima gehabt oder eine große Fluth von Süden nach Norden muß diese Thiere in dies entfernte kalte Land geschwemmt haben. Die abergläubischen Ostliaken, Jakuten, u. s. w. glauben, das Thier, von dem man die großen Knochen und Zähne finde, lebe im-

*) Pallas Reisen III. 97.

mer wie ein Manthwurf unter der Erde; sie wollen es haben gehen sehen, da es denn die Erde über sich in die Höhe hebe, sie möge auch noch so stark gefroren seyn. Wenn man über die Einfalt dieser unwissenden Leute lächelt, so kann man ihnen doch ihren ungereimten Glauben verzeihen, da wohl noch ungereimtere Dinge von gelehrten Europäern behauptet worden sind.

Von dem Dorfe Makofekoi ging die Reise nun weiter zu Lande, bis zur Stadt Jeniseisk, welche sechzehn Meilen weiter am Jenisei liegt. Hier langten die Reisenden den 12. Oktober an, und mußten sich eine Zeit lang aufhalten, um härteren Frost und Schlittenbahn abzuwarten. Der Jenisei ist bei dieser Stadt etwa eine Viertelmeile breit, hat ein helles reines Wasser, ist aber nicht fischreich. Einige Jahre vorher, als unsre Reisenden durch diese Gegend kamen, hatten die Bürger von Jeniseisk ein Schiff zum Wallfischfang ausgerüstet, wovon aber keiner wieder etwas gesehen oder gehört hat. Vermuthlich war es von einem starken Eisgang ergriffen und zu Grunde gerichtet worden. Die umliegende Gegend ist gut zum Ackerbau; das Getreide gedeihet gut, auch gibt es daselbst Feder- und Hornvieh in Menge.

Erst im Januar des folgenden Jahres 1693 wurde die Reise von Jeniseisk auf Schlitten fortgesetzt. Den 20. Januar erreichte man die Insel Ribnoy, welches so viel heißt, als: eine Fischinsel. Sie liegt nämlich mitten in dem Flusse Tunguska, der hier

reich an großen Störren, Forellen, Hechten und andern Fischen ist. Den 25. Januar kam man nach Klimskoi (Klimsk), einer Stadt an dem Flusse Klim, welcher sich in die Tunguska ergießt. Einige Tage reisen von hier ist, nach dem Bericht unseres Hsbrant, ein großer Wasserfall in dem Flusse Tunguska, in einer felsigen Gegend, welche Schamanskoi, das heißt: Zaubberthal, genannt wird. Dieser Wasserfall (schreibe Hsbrant) breitet sich aus auf eine halbe Meile Wegs niederwärts. Das Ufer besteht aus hohen Steinbergen, so daß der ganze Grund dieses Flusses lauter Stein ist. Der Wasserfall ist erschrecklich anzusehen; er macht ein großes und entsetzliches Geräusch, dessen Schall sehr fern und weit durch die Luft ertönet, so daß der, theils über vorgene, theils über hervorragende Felsen und Klippen abrauchende, schnelle Lauf des Wassers bei stillem Wetter über drei Deutsche Meilen weit gehört werden kann. Die Schiffe oder Dofchaniken, welche gegen diesen Strom auffahren, bringen auf diesem großen und höchst gefährlichen Wasserfall öfters fünf, sechs, ja sieben Tage zu, bloß allein, die ledigen Fahrzeuge, durch das Auswerfen ihrer Anker und durch Beihülfe vieler Menschen, darüber aufzuwinden. Ja selbst an einigen Orten, wo das Wasser gar seicht und niedrig ist, und die Steine hoch liegen, haben sie fast einen ganzen Tag zu thun, ehe sie so weit, als ein Schiff lang ist, fortkommen können; und das Schiff steht oft mit dem einen Ende gerade in die Höhe. Die Schiffe, so

wohl die, welche abwärts, als die, welche aufwärts fahren, müssen allemal ausgeladen und die Güter über Land fortgebracht werden, bis sie bei diesem gefährlichen Orte vorbei sind, da sie denn wieder eingeschiffet werden. Die abwärts fahrenden Schiffe werden in 12 Minuten durch diese halbe Meile fortgetrieben. Auch findet man gar wenig Leute unter den Russen und Tungusen, welche die Wissenschaft hätten, die Schiffe überzubringen, die doch hinten und vorn mit einem Ruder und auf beiden Seiten mit Riemen *) versehen seyn müssen. Die Steuermänner wissen den Ruderknechten mit einem Schnupstuche geschwind ein Zeichen zu geben und zu winken, wie sie die Riemen führen und ziehen sollen; denn das Zurufen würde wegen des entsetzlich rauschenden Wassers unmöglich können gehört werden. Es werden auch die Schiffe überall dicht zugemacht, damit das wüthende Wasser, welches oft über die Schiffe wegschlägt, nicht hinein schlägt und sie zu Grunde stürze. Doch geschehen alle Jahr Unglücksfälle, sonderlich wenn unerfahrene Steuerleute die Fahrzeuge überzubringen sich unterstehen, welche dann gegen die unter Wasser verborgen liegenden Klippen anstoßen und in Stücke zerscheitern. Alsdann ist es auch unmöglich, die Menschen zu retten, welche augenblicklich in diesem wüthenden

*) Riemen sind solche Ruderfängen, wie sie bei unsen Rädern gebraucht werden.

Wasser untergehen und an den Klippen zerschmettern; daher auch die todten Körper sehr selten wieder zu finden und die Ufer daselbst herum mit vielen Hundert Kreuzen besetzt sind, zum Zeichen der daselbst ertrunkenen und begrabenen Menschen^{*)}. Nicht weit von diesem Wasserfalle wohnte ein berühmter Tungusischer Schaman, dessen Ruf den Gesandten neugierig machte, ihn zu sehen. Er fuhr also hin, um ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Es war ein alter langer Mann, der zwölf Weiber hatte und unverschämt stolz auf seine Kunst war. Er ließ sein Zauberkleid sehen, nebst den andern Werkzeugen, die er zum Zaubern gebrauchte. Der Rock war von lauter Eisenblechen zusammengesetzt, welche allerlei Bilder von Thieren, als Fischen, Raben, Eulen u. dergl., auch Thier- und Vogelklauen, Beile, Aerte, Sägen, Hämmer, Messer, Säbel u. s. w. vorstellten, und hatte ein Gewicht, daß man ihn kaum aufheben konnte. Die Beine waren mit einer Art von Strümpfen bekleidet, die auch von solchen Eisenblechen zusammengesetzt waren; die Hände mit einer Art von Handschuhen, welche wie eiserne Bärenklauen ausahen. Auch der Kopf war mit solchen eisernen Bildern geziert, und vorn erhoben sich über der Stirn zwei eiserne Reihörner. Wenn der Schaman nun zaubern wollte, so nahm er eine Art

*) Auf den Karten, selbst auf der Specialkarte in Walla's Reisen, ist dieser Wasserfall nicht angegeben, wie wir ihn denn überhaupt nirgends als hier beschrieben finden.

von Trommel in die linke, und ein mit Bergmäusefell überzogenes glattes Stäbchen in die rechte Hand, und sprang mit einem Fuß über dem andern in die Höhe, so daß er zugleich den Leib schüttelte und das viele Eisenwerk ein starkes Gerassel machte. Dabei schlug er immer auf seine Trommel mit aufwärts verkehrten Augen, und schrie dazu mit einer brüllenden Stimme. Dies waren die Vorspiele. Seine Zauberei selbst aber verrichtete er auf folgende Weise. Wenn einem z. B. etwas gestohlen worden war, oder einer sonst etwas zu wissen verlangte, so mußte vor allen Dingen erst der Lohn voraus bezahlt werden. Alsdann machte er die eben beschriebenen Poffen, fiel vor Schwindel und Entzückung auf die Erde, lag etwa eine Viertelstunde wie todt, und gab dann seine Aussprüche von sich. Er war sehr reich an Vieh, weil die Leute häufiger auch von abgelegenen Orten zu ihm kamen und ihm gaben, was er nur forderte *).

Die Tungusen, ein Völkerverstamm, der von Jenissei an, sich in den größten Theil des nordöstlichen Asiens verbreitete, unterscheiden sich sehr zu ihrem Vortheile von den Ostiaken und andern Sibirischen Völkern. Sie sind größer, stärker, haben lauges schwarzes Haar, breite Gesichter, doch nicht so platte Nasen und so kleine Augen, wie die Kalmycken. Sie pflegen

*). Ähnliche Verrichtungen mit ähnlichem Erfolge gekönt zu sehen, brauche man nicht zu den Tungusen zu reisen; man kann es sehr in der Nähe haben.

sich auch Figuren in das Gesicht zu äzen, oder vielmehr zu nähen. Sie stecken nämlich einen Drath in beliebigen Figuren durch die Haut, schmieren ihn mit schwarzem Fette, und ziehen ihn nach einigen Tagen wieder heraus, da denn die Figur stehen bleibt. Auf dem Kopfe tragen die Männer die Haut von einem Rehbock, woran noch die Oeffnungen der Augen, die Ohren u. s. w. zu sehen sind. Vöbrant sagt: sie ließen auch die Hörner daran, um auf der Jagd die Nehe desto besser zu täuschen. Pallas aber bemerkt, er habe sie nie mit Hörnern gesehen; die Tungussischen Fuhrleute hätten ihm gesagt, daß sie diese den Schamanen überließen *). Ihre von Holz grob geschnittenen Götzen verehren sie, so wie die Ostiaken, indem sie ihnen ihre besten Speisen vorsetzen und sie füttern. Ihre Hütten sind aus Birkenrinde zusammengesetzt. An dieselben her hängen sie Pferdebeschwefel, Pferdemaähnen und andre dergleichen Dinge auf; auch sah man vor den meisten Wohnungen todtte junge Hunde aufgehängt. Ihre Todten legen sie nackt auf Bäume; wenn nun die Körper ganz eingetrocknet sind, so nehmen sie dieselben herunter und begraben sie. Zu ihren Belustigungen gehört unter andern folgendes Spiel. Mehrere stellen sich in einen Kreis. Einer unter ihnen tritt mit einem langen Stock in die Mitte desselben, und schlägt,

*) Pallas Reisen III. 239.

indem er sich umdreht, einen der Umstehenden nach den Weinen. Diese wissen dann ihre Weine so geschwind aufzuheben und dem ankommenden Stocke schlage so geschickt auszuweichen, daß er nicht leicht einen trifft. Wer aber so ungeschickt ist, daß er sich treffen läßt, den taucht man zur Strafe ins Wasser, daß er über und über naß wird. Ihre Rähne sind, wie die Hütten, aus Birkenrinde gleich Korbmacherarbeit zusammen geflochten, lang und schmal, ohne Bänke, und etwa für sieben bis acht Personen eingerichtet. Sie sitzen darin auf den Knien, halten ein langes, an beiden Enden breiteres Ruder in der Mitte mit beiden Händen, und schlagen damit abwechselnd links und rechts ins Wasser, wodurch, zumal wenn mehrere zugleich eudern, die leichten Fahrzeuge mit großer Geschwindigkeit fortgetrieben werden.

Unsere Reisenden näherten sich jetzt dem Baikalsee, indem sie längs der Angara hinauf gingen. Den 1ten Feb. erreichten sie die Festung Durakoi, den 1ten Bulagauskoi, und einige Tage darauf Irkutsk, eine der Hauptstädte des Asiatischen Rußlandes nicht weit von dem Baikalsee, wo die untere Angara, welche aus demselben heransströmt, den Fluß Irkut aufnimmt. Die Stadt ist ziemlich groß und regelmäßig gebaut, auch wegen des starken Handels, der hier getrieben wird, sehr volkreich, lebhaft und gesellig. Unter allen Sibirischen Städten soll sie daher den angenehmsten Aufenthalt gewähren. — Die Gegend umher ist fruchtbar, aber von

sehr vulkanischer Natur. Nicht weit von der Stadt fand sich eine brennende Höhle, welche einige Jahre vor der Ankunft des Gesandten Flammen auswarf, jetzt aber erloschen war; doch wenn man einen langen Stock in eine Spalte des Bodens steckte, fühlte man noch eine große Hitze.

Den roten März kam die Reisegesellschaft an den Baikalsee, der noch fest gefroren war, so daß das Eis eine Dicke von zwei Ellen hatte. Dieser inländische See ist einer von den merkwürdigsten, die es gibt, und verdient daher, daß wir uns etwas bei seiner Beschreibung verweilen. Er ist über 70 geographische Meilen lang, über 10 Meilen breit, und an vielen Stellen unergründlich tief; man hat nach Pallas Zeugnisse mit drei bis vierhundert Klaftern keinen Grund gefunden. Der ganze See ist gleichsam ein ungeheurer Schlund, der durch gewaltfame Zerspaltung der Erdrinde gebildet zu seyn scheint. Die Ufer bestehen aus Felsen, denen man das graueste Alterthum und Spuren heftiger Veränderungen ansieht. Wir haben schon erwähnt, daß die ganze Gegend vulkanischer Natur ist. Ein unterirdisches Feuer wüthet hier im Innern der Erde, und zeigt seine schreckliche Gewalt durch häufige Erdbeben, Aufwallungen des Sees, und Flammeausbrüche. Das Wasser des Sees ist süß von Geschmack, hat aber die grünliche Farbe des Wassers im Ocean. Viele Flüsse und Bäche strömen besonders von Süden und Osten her in den Baikal, worunter die Selenga, die aus der Chinesischen

Mongoley herabströmt, der größte Fluß ist. An dem nordöstlichen Ende des Sees ergießt sich die von Osten herkommende obere Angara in denselben. Dagegen hat er keinen andern Ausfluß als durch die untere Angara, welche nicht weit vom westlichen Ende des Sees nordwärts ausströmt, sich endlich nach Westen wendet, wo sie den Namen Tunguska erhält und sich dann mit dem Jenisei vereinigt. Den Benennungen nach scheint es, daß man die untere Angara gleichsam als die Fortsetzung der obern Angara betrachtet. Der Größe nach, würde eher die Selenga mit der unteren Angara als ein Fluß anzusehen seyn, der so durch den Baikal strömt, wie etwa der Rhein durch den Bodensee, oder wie die Rhone durch den Genfersee. In dem Baikal gibt es mehrere größere und kleinere Inseln am Ufer, auch viele warme Stellen und Wirbel, welche die Fahrt über denselben im Winter gefährlich machen, besonders wenn gerade ein Sturmwind die Reisenden überfällt, welches oft geschieht, indem er einer der stürmischsten Seen ist, die es gibt. Schlitten, Pferde, Menschen, u. s. w. werden dann öfters umgeworfen und von dem Winde über das glatte Eis fortgetrieben, bis sie in eine offene Stelle gerathen. Die Winde, besonders die westlichen, welche hier sehr häufig sind, lassen selten Schnee auf der Eisfläche liegen, weshalb die Zug- und Lastthiere scharf beschlagen werden müssen. Die Pferde beschlägt man auf die bei uns gewöhnliche Art mit scharfen Hufeisen. Den Kameez

len, deren Füße nicht wohl Hufeisen verstaten,
 bindet man eine Art von Stiefeln an die Füße,
 welche unten scharf beschlagen sind. Auch die Och-
 sen werden mit scharfen Eisen durch das Horn ihrer
 Füße versehen. Das Eis berstet oft mit großem
 Krachen, wie Donnerschläge, einige Klaftern weit
 von einander, und einige Stunden darauf setzt es
 sich wieder so fest zusammen, wie es vorher war.
 Die Schiffer auf dem Baikal haben einen besondern
 Kompaß, auf welchem nur drei Winde unterschieden
 werden, denen sie folgende Benennungen geben:
 Bargasin heißen die, welche aus der Gegend
 zwischen Nordwest und Süden her wehen, (von dem
 Orte Bargasinskoi oder dem Flusse Bargasin an der
 östlichen Küste); Kultuk die, welche zwischen Nord-
 west und Südwest wehen; Pogada, das heißt
 Bergwinde, sind die, welche gerade aus Norden
 kommen, weil die nördliche Küste sehr gebirgig ist.
 Diese letztern sind die gefährlichsten; sie kommen
 gewöhnlich plötzlich und unerwartet, und wüthen
 wie die heftigsten Orkane; daher die Schiffe ent-
 weder an der südlichen Küste stranden oder auch,
 wenn die Segel nicht geschwind genug eingenommen
 werden können, umgeworfen werden oder wenigstens
 die Masten verlieren. Die übrigen Winde sind we-
 niger gefährlich, weil der See in der Gegend, wo
 die meiste Uebefahrt ist, nämlich zwischen der An-
 gara und Selenga-Mündung, keine Untiefen oder
 verborgene Klippen hat. Der See ist sehr fischreich.
 Unter andern findet man darin den Omul, einen

Fisch von der Größe eines Hering, der ursprünglich aus dem nördlichen Eismeere herkommt, durch den Jenisei, die Tunguska und Angara, in den Baikal und selbst weiter hinauf bis in die Selenga gekommen ist; so wie er auch aus dem östlichen Ocean in die Kamtschatka kommt. Es scheint, daß diese Fische nicht wieder nach dem Nordmeere zurückgekehrt sind, vermuthlich, weil sie in dem Baikal ein weites und tiefes Meer fanden, wo sie von keinen Raubfischen gestört wurden; daher sie nur in demselben zu Hause gehören. Merkwürdig ist es, daß man in diesem inländischen, und vom Ocean so weit entfernten Wasser, auch Seeheunde findet, und zwar in großer Menge, welche sich nur durch eine, mehr in das Schwarze fallende Farbe von denen im Weltmeer unterscheiden; unso merkwürdiger, da man sie jetzt niemals in den Flüssen Angara und Jenisei sieht, und sich diese Thiere sonst nie (wie einige Fische) so weit vom offenen Meere zu entfernen pflegen. Durch welche uns unbekante Veränderungen des Erdbodens mögen sie in den Baikal gekommen seyn? — Eine andre sonderbare Erscheinung in diesem See, ist eine Art von Fischen, die ihm allein eigen sind, von den Russischen Anwohnern Golumanka genannt werden, und erst seit nicht gar langer Zeit bemerkt sind, vermuthlich nur, weil man vorher nicht aufmerksam darauf war. Sie bestehen gleichsam aus einem Klumpen thranichten Fettes, und zerfließen über dem Feuer bis auf die

Gräten. Sie werden nie in Netzen gefangen, kommen auch überhaupt gar nicht lebendig zum Vorschein, sondern werden nur todt vom See ausgeworfen, vornehmlich bei den heftigen Stürmen aus Norden. An der südlichen Küste, um die Mündung der Selenga u. s. w., liegen sie dann zuweilen wie ein Wall am Strande aufgehäuft; da denn die Einwohner von dem daraus gekochten Thran, den sie zum Theil an die Chinesen verkaufen, guten Vortheil ziehen. Man vermuthet, daß diese seltsamen Geschöpfe sich nur in den tiefsten Abgründen des Baikals aufhalten, weil man sie nie lebendig in die Zugruke bekommt; aber durch welche Ursachen sie in die Höhe getrieben werden, ist räthselhaft. Die bloße Bewegung des Wassers, die von den Winden bewirkt wird, erstreckt sich nicht in die Tiefe; man muß also wohl innere Aufwallungen des Sees durch unterirdisches Feuer zur Hülfe nehmen. Die plötzlichen Stürme und übrigen sonderbaren Phänomene, die dieser See zeigt, haben ihm bei den unwissenden Einwohnern dieser Gegenden eine Art von abergläubischer Verehrung zu Wege gebracht. „Es ist merkwürdig,“ erzählt Pjbrant, „daß, als ich auf diesem See zu Schiffe ging, und das Kloster St. Nikolai, welches bei der Angara-Mündung am Meerufer liegt, hinter mir ließ, ich von vielen gar eifrig gewarnt und gebeten wurde, daß, wenn ich auf dies böse und wüthende Meer gekommen, ich doch dasselbe ja nicht einen Osera, das heißt ein stillstehendes Wasser,

sondern ein Dalei oder Meer nennen sollte: weil schon viele vornehme Leute, die sich auf diesen See begeben, und ihn einen Osera oder stillstehendes Wasser gescholten, deshalb den Augenblick von starken Sturmwinden überfallen worden, und in die äußerste Lebensgefahr gerathen wären. Es kam mir aber ganz lächerlich vor, daß der See sich nicht sollte spotten lassen, sondern selbst für seine Ehre und Ansehen streiten. Ich reiste deswegen in Gottes Namen fort, und als ich mitten auf dem See war, ließ ich mir ein gutes Glas Sirenschen Sekt geben, und trank eins auf die Gesundheit aller ehrlichen, aufrichtigen guten Christen und Freunde in ganz Europa; indem ich in Scherz hinzusetzte: und dich o Osera, oder stillstehendes Wasser, nehme ich hierzu zum Zeugen. Der Trunk bekam mir denn auch gar wohl; und ich verspürte, daß, je weiter wir fort kamen, der Wind, der etwas ungewöhnlich stark wehte, sich um desto mehr zu legen begann, so daß ich mit hellem Sonnenschein und schönem Wetter ans Land und in die erste Daurische Festung Kabania kam, ohne daß das Meer an mir die geringste Rache ausgeübt hätte. Ich mußte inzwischen über die Thorheit dieser Leute herzlich lachen, die solchen Märchen Glauben beimessen und nicht auf Gott vertrauen, der Alles erschaffen hat und regiert, und dem allein Wind und Meer gehorchen.“

Die Einwohner der Gegenden an und um den

Baikal. See, heißen Buräten *). Sie sind ziemlich groß, stark, und wohlgebildet; aber, wegen Unreinlichkeit, von schmutzigem und widrigem Ansehen. Sich waschen, die Nägel abschneiden, u. d. gl. ist bei ihnen nicht Mode. Die unverheiratheten Frauenspersonen haben einen sonderbaren Haarputz: sie flechten nämlich ihre Haare in eine große Menge dicht aneinander in die Höhe stehender Zöpfe. Die verheiratheten Frauen aber tragen das Haar in einem Zopf geflochten, der herunterhängt und mit zimmernen Figuren verziert ist. Ihre Wohnungen sind niedrige, von Holz zusammen gezimmerte, und mit Rasen bedeckte Hütten, oben mit einem Loch für Rauch und Licht, in der Mitte mit einem Feuerherde. Diese Wohnungen liegen in Dorfschaften beisammen, gewöhnlich an einem Flusse, und bleiben stehen. Die Buräten leben nämlich nicht nomadisch, das heißt, sie ziehen nicht mit ihren Zelten oder Hütten und übrigen Habseligkeiten von einem Orte zum andern herum, sondern haben feste Wohnsitze. Acker- und Gartenbau treiben sie jedoch nicht, sondern sie nähren sich von Viehzucht,

*) Nach Mülller (Samml. Russischer Geschichte IV. 280) sind die Buräten ein Stamm der Kalmücken. Die Kalmücken theilen sich in vier Hauptstämme, nämlich: in die Döbör, Törgör, Koschok und Burät. Davon sind die Törgör an der Wolga, und die Burät, oder insgemein sogenannten Bräzi, in der Gegend von Jekuz und Seienansuk, Russische Unterthanen. Wir werden nachher noch Gelegenheit haben, diese Eintheilung genauer anzugeben.

Jagd und Fischerei, und sind meistens sehr wohlhabend. Um ihre Wohnungen herum sieht man Böcke, Schafe, u. d. gl. aufgespießt, denen sie durch Neigen des Kopfes Ehrerbietung beweisen. Uebrigens verehren sie Sonne und Mond, indem sie auf den Knien mit gefalteten Händen dasthen, ohne ein Wort zu sprechen. Zauberer und Zauberinnen benutzen den Aberglauben des Volks zu ihrem Vortheil, wie bei allen solchen Nationen.

Nach der Ueberfahrt über den Baikal kamen unsre Reisenden den 12ten März nach Zlinskoi, einem großen Flecken, den 13ten März (da die Reise gerade ein ganzes Jahr gedauert hatte) nach Tanszenskoi, und den 19ten nach Udinsk, einer Stadt an Udastrom, welcher eine halbe Stunde davon in die Selenga fällt. Die Gegend umher ist sehr bergig, daher nicht zum Ackerbau, wohl aber zum Gartenbau tauglich. Nachdem die Reisenden hier einige Tage still gelegen hatten, entstand Abends gegen 9 Uhr ein fürchterliches Erdbeben. In einer Stunde erfolgten drei ziemlich starke Erschütterungen, so daß die Häuser in der Stadt sich bewegten; doch geschah weiter kein Schade. Der Fluß Uda hat gewöhnlich wenig Fische, außer Hechte und Forellen. Nur im Junius kommen die obenerwähnten Omul aus dem Baikal in großer Menge gegen den Strom herauf, doch nur bis an das Ende der Stadt, nahe bei einem abgefallenen Berge, wo sie sich einige Tage aufhalten und dann

wieder in den Baikalsee zurückkehren. Während dieser Zeit aber schwimmen sie so dicht und in solcher Menge neben- und übereinander, daß große Steine nicht im Flusse untersinken, sondern auf der Menge von Fischen liegen bleiben.

Zur Fortsetzung der Reise mußten nun Kameele und Pferde angeschafft werden. Ueber diese Zurüstungen ging so viel Zeit hin, daß man bis zum 6ten April in Udinsk stille liegen mußte. Der Weg von da bis Saranna (Sarauminskoi) war sehr langweilig und wüst; er ging beständig über hohe Felsen und Klippen, wo man keine Wohnungen und keine Menschen zu Gesicht bekam. Das Gefolge des Gesandten selbst bestand indessen schon aus 40 Personen, womit er endlich die Stadt Telimba oder Telabinskoi, wo die schönsten Zobel gefangen werden und erst den 20sten Mai die Stadt Nertschinsk erreichte. Jetzt mag vielleicht der Weg etwas weniger mühsam seyn. Es geht von Udinsk bis Nertschinsk die große sogenannte Nertschinskische Straße, welche mit Werksäulen *) besetzt ist; jedoch ist diese Straße übrigens der Natur überlassen und durch keine Brücken u. s. w. bequem gemacht. Die Stadt Nertschinsk ist eine Gränzfestung gegen China. Sie liegt in einer von hohen Bergen umgebenen

*) Werke sind Russische Meilen; es gehen ungefähr 7 Werke auf eine geographische Meile. Auf einen Grad des Aequators der Erde gehn 15 geographische Meilen und 104 $\frac{1}{2}$ Werke.

Ebene am Flusse Nerza, welcher eine Viertelstunde von hier in die Schilka fällt. In der Nähe der Stadt sind sehr ergiebige gold- und silberhaltige Bleigruben.

Die Bewohner dieser Gegenden sind wieder Tungusen, welche, von der Landschaft Daurien, zum Unterschiede Daurische Tungusen, oder auch von den Russen Konnye-Tungusen, d. h. Pferde-Tungusen, genannt werden, weil sie Pferde halten, welches die übrigen Tungusen-Stämme nicht thun. Sie selbst nennen sich Donki oder Dewdki. Sie sind ziemlich groß und stark, haben ein großes, breites Gesicht, keinen oder sehr schwachen Bart (wie die meisten Völker des östlichen Asiens), aber schwarzes, langes Haupthaar, welches sie um den Kopf herumhängen lassen oder auch auf der Scheitel in einen langen Zopf flechten, worin sie, wenn sie durch tiefes Wasser waten oder schwimmen, den Bogen knüpfen, um ihn trocken über zu bringen. „Als ich in Telimba übernachtete,“ erzählt Ybbrant, „kam ein Tungusischer Fürst mit Namen Uliulka zu mir. Er hatte ungemein langes Haar, welches er wegen seiner Länge in ein ledernes Band eingenähet und dreimal um seine Schultern gewunden hatte. Ich war sehr neugierig es losgewickelt zu sehen, ob es in der That so lang wäre, ließ ihn daher mit Brauntwein traktiren, und erlangte durch diese Ehrenbezeugung so viel, daß er sein Haar aus dem Bande losschneiden ließ, da ich denn fand, daß es wirklich sein eignes natürliches Haar war. Denn

ich befah es gar genau, nahm auch aus Neugierde eine Elle, maasß es damit, und fand zu meiner großen Verwunderung, daß es 4 Holländische Ellen lang war. Er hatte ein Söhnchen von 6 Jahren bei sich, dessen Haar, nach des Vaters Art, eine Elle weniger ein Achtel lang über seinen Rücken herabhing.“ Die Sprache dieser Tungusen ist jetzt wegen der Nachbarschaft der Buräten und Mongolen mit vielen Wörtern vermischet, die ihr nicht ursprünglich gehören. Wegen des beständigen Verkehrs mit den Russen, müssen sie die Russische Sprache verstehen, welche sie leichter erlernen, als die Buräten. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich wenig von den Buräten. Ihre Mützen machen sie, wie die vorhin erwähnten nördlichen Tungusen, von der Haut eines Rehkopfes. Ihre Wohnungen bestehen aus leicht zusammengeschlagenem Holzwerk, auswendig mit Filz bekleidet. Viehzucht, Fischerei und Jagd machen ihre Beschäftigungen und Nahrungsweige aus. Ehemals waren sie weit wohlhabender als jetzt; es gab Tungusen, die ihre Pferdeherden zu Tausenden zählten, dagegen sie jetzt größtentheils kaum ein Pferd und ein Stück Vieh besitzen, und den Russischen Bauern um Tagelohn dienen müssen. Man mißt ihnen selbst die Schuld ihres Verfalls bei, weil ihr unruhiger Geist sie zu häufigen Einfällen und Streifereien in das Gebiet benachbarter Mongolischer Völker trieb, welche ihnen aber überlegen waren. Das Verfahren der Russen mit den von ihnen überwöl-

tigten Asiatischen Völkern, sehr ähnlich dem des
 Spanier in Amerika, war wohl auch nicht
 eben dazu geeignet, den Wohlstand der armen
 unterdrückten Einwohner zu befördern. Die Kon-
 nye, Tungusen sind übrigens gut beritten und zum
 Bewundern geschickt im Gebrauch ihrer Waffen,
 das heißt vorzüglich, des Bogens. Auch Weiber
 und Mädchen, sagt Hbrant, sitzen zu Pferde,
 sind mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und wissen
 damit so fertig umzugehen, wie die Männer. Als
 Dallas sich in Akshinsk aufhielt, sah er mit
 Verwunderung ihre Uebungen im Pfeilschießen.
 Ein Pfeil wird mit der Spitze in die Erde gesteckt,
 und nach denselben im gestrecktesten Galopp, den die
 Pferde nur laufen können, geschossen. Der Rei-
 ter muß im Jagen das Pferd mit der Peitsche an-
 treiben, Bogen und Pfeil heraus nehmen und
 abschließen, ohne den Zügel zu halten, folglich bloß
 durch die Bewegung des Leibes das Pferd lenken
 und die Schwentung machen. Wenn man es an-
 sieht, so sollte man kaum glauben, daß es möglich
 sey, dabei nur auf dem Pferde sitzen zu bleiben.
 Gleichwohl wird der Pfeil, welcher zum Ziele dient,
 unfehlbar nach und nach bis auf die Erde weggeschos-
 sen. Sie wissen mit einem Reine im Sattel zu
 hangen und im vollen Sprunge den Leib seitwärts zu
 werfen, umzuwenden und rückwärts zu schießen,
 ohne das Pferd im Laufe zu stören. Tapferkeit und
 Treue sind ein Paar Eigenschaften, wodurch sie sich
 vor andern Ostasiatischen Völkern auszeichnen und

von jener harten Klassifikation eines berühmten Gelehrten wenigstens eine Ausnahme zu machen scheinen, nach welcher die Menschen dieser Gegend durchaus als häßlich an Leib und Seele dargestellt werden. Daß sie sehr abergläubisch sind und sehr ungeläuterte Religions-Begriffe haben, kann man nicht anders erwarten. Ihre Eroberer, die ihnen Blattern u. s. w. zugebracht haben, suchen ihnen auch andere Religion beizubringen, wofür sie aber weniger empfänglich sind, als die leichter zu überredenden Buräten. Die Anhänger des christlichen und des lamaischen Gottesdienstes haben ihren Bekehrungseifer längst an ihnen versucht, aber mit geringem Erfolge. Welcher Mittel man sich mitunter bedient, um sie glücklich zu machen, davon ist das ein Beweis, daß man Tungusische Weiber in Abwesenheit der Männer anlockte, und, wenn man sie in seiner Gewalt hatte, taufen ließ *). — Doch genug von den Tungusen. Wir begleiten jetzt unsere Reisenden weiter auf ihrem mühsamen Wege nach China.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, wurde die Reise den 18ten Julius über die Schilka nach Argunskoi fortgesetzt, wo man wieder einige Tage still liegen mußte, um eine Anzahl zweirädriger Karren machen zu lassen, deren man zur fer-

*) Pallas III. 241.

uern Reise benöthigt war. Der Fluß Argun, von dem dieser Ort den Namen hat, trennt zwei sehr ungleiche Landschaften. Bis hieher waren die Berge mit grünen Gebüsch und Waldungen bewachsen; an der andern Seite des Flusses aber sieht man wenige oder gar keine Gebüsch, höchstens nur einige einzelne, dürre Bäume.

Den 15ten August reiste die Gesellschaft von Argun ab, und kam über den Fluß Zerebranka, welches so viel heißt als: Silberstrom, weil in der Gegend desselben reiche Silbergruben sind, die schon vor alten Zeiten von den Mongolen bearbeitet wurden, in der Folge aber lange unbemüht gelegen haben. Ohne sonderliche Beschwerlichkeiten kam man an den Ganstrom, wo aber die Ueberfahrt sehr schlimm war: denn dieser Fluß war wegen des angeschwollenen Wassers so tief, daß kein Kameel darin Grund finden konnte. Man war genöthigt, in dieser wilden, wüsten und menschenleeren Gegend Bäume zu suchen und auszuhöhlen; diese wurden dann zwei und zwei zusammen gebunden und mit dem Reisegeräthe beladen. Die Noth macht erfinderisch. „Wir machten auch,“ erzählt Hübner, „von dünnem Gesträuch eine Art von Rähnen oder Machen, die wir mit zwei aneinander genäheten Ochsenhäuten überzogen, welches denn ein bequemes Fahrzeug gab, womit man ungefähr 2000 Pfund überführen konnte. Die Pferde, Ochsen und Kameele mußten durchschwimmen, welches denn die Kameele am allernächlichsten thun: denn so bald sie keinen Grund

mehr fühlen, treiben sie von selbst auf der einen Seite mit dem Wasser, ohne einen Fuß zu rühren, wie ein aufgeblasener, lederner Schlauch. Allein man muß fünf oder sechs Stück mit den Säumen aneinander und an den Schwänzen festbinden, auch Jemand zu Pferde voraus schwimmen lassen, der das vorderste Kameel mit dem Zaume fortzuschleppet und zugleich mit hinüber treibt; denn sonst würden sie einige Meilen den Strom hinab schwimmen, ehe sie hinüber kämen. Mit dieser mühseligen und verdrießlichen Ueberfahrt wurden etliche Tage zugebracht. Einige andre Flüsse, über die man noch setzen mußte, machten weniger Schwierigkeit.

Der Gesandte hatte einen Boten voraus nach Tsitsikar, der ersten Stadt in der Chinesischen Mongolei abgeschickt, um dem dortigen Befehlshaber seine Ankunft zu melden. Dieser Bote kam ihm den 1sten September nebst einem Chinesischen Hauptmann mit zehn Mann entgegen. Sie brachten einige Geschenke an Lebensmitteln, 15 Schafe, etwas Thee, Zuckerbrot, und 20 Pferde zum Fortbringen des Gepäcks, welches Alles mit Dank angenommen, und, so viel es die Umstände erlaubten, von dem Gesandten mit einigen Begeugeschenken erwidert wurde.

Der Weg durch diese unbewohnten Gegenden wurde theils durch Felsen, theils auch durch den fast gänzlichen Mangel an Holz sehr beschwerlich. Man mußte oft das Holz, dessen man zum Kochen der Speisen u. s. w. benöthigt war, ganze Tage

reisen

reisen weit mit sich fortschleppen. Uebrigens ist der Boden mit Gras, Kräutern und Blumen reichlich bewachsen; daher auch eine große Menge von Hirschen, Rehen und wilden Schafen, oft in Heerden von vielen Hunderten, gefunden wurden. Auch Vögel, als wilde Gänse, wilde Enten, Feldhühner u. s. w., sind hier in großer Anzahl; dagegen aber scheinen die Flüsse wenig oder gar nicht fischreich zu seyn. Die Gegend veränderte sich aber sehr angenehm auf der andern Seite des Flusses Jalo, und des nach demselben benannten Jalischen Gebirges. Das jenseitige Ufer des Flusses war mit schönen Eichen, Linden und Haselnußsträuchern bewachsen, welche letztern zwar sehr niedrig, aber voll Früchte waren.

Den 4ten September erblickten die Reisenden zu ihrer großen Freude die erste Chinesische Wache, welche auf einem hohen Berge ausgestellt war, von wo sie die ganze Gegend übersehen konnte. Die Einwohner dieses Landes leben in Hütten von Schilf und Rietgras; sie nähren sich vom Ackerbau, und halten Rindvieh, Schafe, Pferde und Kameele. Die Schafe sind besonders schön, groß, und haben Fettschwänze, welche eine gute Spanne dick sind. Yßbrant rühmt die angenehme Gegend längs dem Flusse Jalo; sobald er aber diesen verlassen und sich seitwärts gewendet hatte, kam er wieder in Felsen und Wüsten, wo Mangel an zwei notwendigen Bedürfnissen war, nämlich an Holz und gutem Wasser. Er mußte sich sammt seinem nöthigen Unterhalt. 1

Gefolge mit dem braunen stinkenden Wasser behelfen, das sich in gegrabenen Löchern sammelte. Glücklicher Weise dauerte dies nur einen Tag bis zum Flecken Tsitfikar.

Hier war schon ein Mandarin aus Peking abgeschickt, um den Russischen Gesandten zu empfangen. Ybrant ließ diesem seine Ankunft melden, und der Bote kam mit der Nachricht zurück, daß der Mandarin mit einer Begleitung von achtzig Personen im Anzuge sey, um ihn einzuholen. Die Chinesen sind von jeher große Liebhaber von Ceremonien gewesen; nirgends werden diese so systematisch gelehrt und ausgeübt, als bei ihnen. Eine Viertelstunde vor dem Flecken war also die erste Zusammenkunft des Gesandten und des Mandarins. „Wir naheten einander mit langsamen Schritten,“ schreibt Ybrant, „da ich denn von dem Mandarin mit großer Höflichkeit bewillkommet wurde. Nach abgelegten Complimenten ritten wir mit einander ordentlich fort, welches denn ein gar gutes Ansehn machte, bis in den Flecken, wo ich ein gar gutes Haus zu meiner Wohnung erhielt, und überdies alle Personen meines Gefolges, ein Jeder nach seinem Stande, nicht minder die Kosaken, die ich bei mir hatte, in die besten Häuser des Fleckens verlegt wurden.“

Dieser Strich Landes liegt unter einem sehr veränderlichen, dabei aber nicht ungesunden Klima. Um den Mittag erhebt sich insgemein ein starker Wind, welcher nur zwei Stunden währet. Ge-

wöhnlich ist der Himmel heiter und ohne Wolken; durch den beständigen Sonnenschein und täglichen Wind wird die Erde so trocken, daß man viel von dem aufstiegendern feinen und weißen Staube zu leiden hat. Die Veränderung des Klima ist auffallend. Etwa fünf Deutsche Meilen vor dem Flecken Esfir, sah man die Luft, so weit das Gebirge sich erstreckte, voll Wolken, aber nicht weiter: wo sich die Berge endigten, war die Luft durch einen Windbogen von Westen nach Osten scharf abgeschnitten; jenseits dieser Gränze war heller Himmel.

Die Daurier, die Bewohner dieses Landes, sind wohlgebildete Menschen; besonders hat das weibliche Geschlecht eine angenehme Gestalt. Ihre Wohnungen sind von Lehm aufgebauet, mit Schilf gedeckt, und durch Papierfenster erleuchtet, ungefähr wie die Bauerhäuser mancher Dörfer in Deutschland. Die Wände sind inwendig zum Theil mit weißem Kalk angestrichen. Um einen Pfeiler im Hause, der ungefähr von der Erde eine Klafter hoch ist, haben sie die Getärme eines Thiers gewickelt; dabei hängt ein kleiner Bogen mit Pfeilen, Speißen und andern Gewehren, wobei sie dann und wann niederfallen und eine Art von Gottesdienst verrichten. Die Häuser sind nicht in Gemächer eingetheilt; auch sind keine Böden darin. Zur Hälfte an den Wänden herum, sieht man eine Bank, mit einer aus Schilf geflochtenen Decke belegt. Unter diesen Bänken ist eine Höhle oder eine Art von Schornstein, wie in unsern Gewächshäu-

fern, wo von außen Feuer angemacht wird, welches aber die Wohnungen wenig erwärmt, und nur denen zu Gute kommt, die des Tages auf dieser Bank sitzen oder des Nachts darauf liegen. In jedem Hause findet man zwei eiserne Kessel: in dem einen wird immer warmes Wasser unterhalten, um Thee zu machen, welcher hier nach Christlicher Sitte häufig getrunken wird; der andere dient, die Speisen darin zu kochen. Sie treiben Acker- und Gartenbau, und pflanzen besonders viel Taback. — Der fromme Jbbrant ereiferte sich sehr über ihren Aberglauben. „Ihre Religion,“ schreibt er, „ist recht gottlos und teuflisch: denn sie sind alle, nach ihrer eigenen Aussage, Schamans; das ist: solche Leute, die dem Teufel dienen und ihn anrufen. Ungefähr um Mitternacht versammeln sich hters verschiedene Nachbarn, sowohl Männer als Weiber, bei einander: da legt sich denn einer von ihnen ganz ausgestreckt auf die Erde nieder, und die Umstehenden machen zusammen ein schreckliches Geschrei; andere schlagen auf Trommeln, und wenn diese ein wenig aufhören, fangen jene ihr Geschrei wieder an, welches zuweilen zwei Stunden lang währet, bis daß derjenige, welcher auf der Erde liegt, ganz außer sich selbst verrückt oder verwirrt zu seyn scheint, nach einem langen Geschrei sich aufrichtet und den Andern erzählt, wo er gewesen, was er gesehen und gehört habe, auch denen, die es verlangen, zukünftige Dinge weissagt. Um die Zeit, als ich da war, ist keine Nacht vorbeigegangen,

da sich nicht hier oder da einige von diesen Teufelsdienern mit ihrem Geschrei hören ließen.“ — Ihre Todten lassen sie drei Tage in dem Hause stehen; hernach setzen sie dieselben in ein erhabenes Grab, in einem Garten oder auf dem Felde. Die nächsten Freunde gehen täglich zu dem Grabe, an dessen Oberende ein Loch gemacht ist, und bringen dem Todten allerlei Speise und Trank. Die Speise legen sie mit einem dazu gemachten Löffel in dem Grabe auf des Verstorbenen Mund; das Getränk aber, welches von verschiedener Art ist, setzen sie in kleinen zinnernen Schüsseln rings um das Grab her. Dies thun sie einige Wochen nach einander, und dann erst vergraben sie die schon in Fäulniß übergegangene Leiche tiefer in die Erde. So lächerlich uns diese Gewohnheit scheinen mag, so ist sie doch vernünftiger, als die Gewohnheit der Ostiaken und Juden, die Todten zu schnell zu begraben, wie es auch oft unter uns geschieht. Wer wird sich nicht lieber todt füttern, als lebendig begraben lassen!

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen, während welcher der Gesandte und der Mandarin sich wechselseitig zu Gaste baten, reisten beide mit ihrem Gefolge den 28sten Septemb. von Tsiestkar ab, und kamen den folgenden Tag auf die andere Seite des Flusses Jalo, wo dieser sich in den Fluß Naun (oder Naunda) ergießt. Letzteren mit seinen schönen bergigen Ufern ließen sie linker Hand, und wendeten sich südlich in eine sandige und menschenleere Gegend, die überdies Mangel an Wasser

hatte, so, daß sie sich mit dem unreinen Wasser, welches sich in gegrabenen Löchern sammelte, behelfen mußten. Die Chinesen aber hatten die höfliche Aufmerksamkeit gehabt, hier eine hinlängliche Anzahl Zelte mit Filz bedeckt aufschlagen zu lassen, in deren jedem ein Kessel mit Wasser auf dem Feuer, und ein Mongol zur Bedienung, stand. Drei kleine Seen in dieser Gegend hatten ein salziges, bei nahe milchweißes Wasser.

So wüß und arm an Menschen und Wohnungen, wie dieses nördlich von China liegende Land jetzt ist, war es nicht immer, wie man aus den höchst merkwürdigen Ruinen verfallener Städte sieht, die von ehemaliger Größe und Bevölkerung zeugen. Vier Tage lang sahen unsre Reisenden keine Spur von Wohnungen; dann aber kamen sie an eine alte verwüstete Stadt, mit einem Wall von Erde umgeben, der ungefähr ein Viereck einschloß, dessen Umfang 9ßbrant wohl auf eine Deutsche Meile schätzte. Wieder nach einer Reise von sechs Tagen durch Wüsten, erreichten sie eine große in Ruinen liegende Stadt, die unsre Leser auf der Karte unter dem Namen Talmingjing finden werden; (ungefähr unter dem 140sten Grad der Länge von Ferro und unter dem 44sten Grad nördlicher Breite). Sie war ebenfalls mit einem Erdwall in einem Viereck umgeben und befestigt, woran man eine Art von Bollwerken bemerkte. Zwei hohe Thürme von ungleicher Größe, zogen insbesondere die Aufmerk-

sanktheit des Gesandten auf sich. Der größte war achteckig, an der vordern Seite von Mauersteinen aufgeführt. Ungefähr zehn Klafter hoch von der Erde, sah man an allen acht Seiten Steine, auf welchen Figuren ausgehauen waren. Auf einigen waren Personen in Lebensgröße, mit untergeschlagenen Beinen, nach Morgenländischer Sitte sitzend, abgebildet. Es schienen Könige und Königinnen zu seyn, die von ihrer Dienerschaft umgeben waren. Die Königinnen saßen mit gefalteten Händen, und hatten Kronen auf den Köpfen; die umherstehenden hatten einen Nimbus (Strahlen) um den Kopf, wie die Katholiken die Jungfrau Maria und die übrigen Heiligen abzubilden pflegen. An andren Stellen sah man Bilder von Kriegern, die nach Chinesischer Art mit Piken bewaffnet waren, und in ihrer Mitte den König oder Anführer mit unbedecktem Haupte und mit einem Scepter in der Hand. Andere Figuren standen umher in wunderlichen Gestalten, ungefähr wie man sonst den Teufel abzubilden pflegte. Alle diese Figuren waren so gut und natürlich gearbeitet, daß man sie (wie unser Reisende sich ausdrückt) für Meisterstücke eines Europäischen Bildhauers hätte halten können. Sonderbar war es, daß an dem ganzen Thurme kein Eingang zu finden, sondern alles dicke Mauer war. In der Stadt lagen hin und wieder viele große Haufen von Mauersteinen, wie auch viele steinerne Löwen und Schildkröten von ungemeyner Größe. Alle diese edlen Reste zeugten von einer ehemaligen

Haupt- und Residenzstadt, die über eine Deutsche Meile mochte im Umfange gehabt haben, und wo vielleicht vor Jahrhunderten Pracht und Ueppigkeit herrschten. Jetzt war kein Mensch weit umher zu hören oder zu sehen; auf den zertrümmerten Mauern wuchs hohes Gras, und eine Menge Hasen liefen durch die vier Oeffnungen des Walles aus und ein. Die Chinesen wußten nur so viel, daß vor vielen hundert Jahren ein König mit Namen Utai Chan daselbst regiert habe, von einem Könige von China aber überwunden und vertrieben worden sey.

Auf den Höhen in den Gebirgen ragten mehrere steinerne Thürme hervor, welche Grabmäler ehemaliger Großen zu seyn schienen.

Vier Tagereisen weiter, fand sich wieder eine verwüstete Stadt, deren Name, Burgankoton, ebenfalls auf den Karten zu finden ist, und Götterstadt bedeuten soll, weil nämlich vor Zeiten die obersten Götzen und deren Priester hier ihren Aufenthalt hatten. Ein alter, ganz verfallener Erdwall, bezeichnet noch ihren ansehnlichen Umkreis. Mitten in derselben stand ein hoher achteckiger Thurm, auf Chinesische Art gebaut, und mit mehreren Hunderten kleiner eiserner Glockchen behängt, die, wenn der Wind sich ein wenig erhob, ein nicht unangenehmes Geklingel machten. An diesem Thurme war ein Eingang, und der Gesandte schickte Einige von seinem Gefolge hinein, um zu sehen, ob etwas Merkwürdiges darin zu finden sey. Diese berichteten, sie hätten eine Menge dunkler Kammern

und Höhlen und viele kleine Götzenbilder gefunden; sie freueten sich aber, daß sie wieder heraus waren.

Nicht weit von diesen Ruinen kamen sie an einen heiligen Berg, über welchen die abergläubischen Bewohner dieser Gegenden nie reiseten, ohne etwas von ihren Kleidungsstücken oder andern Sachen, die sie bei sich trugen, gleichsam zum Opfer da zu lassen; daher die Birken, welche auf demselben stehen, von unten bis oben mit Mägen, Tüchern, Stiefeln, Beinkleidern, alten Röcken, Hemden, Peitschen, und andern solchen Dingen auf die seltsamste Art behängt waren.

Jenseits des Flusses Scharamurin wurde das Land wieder bevölkerter und angebauter. Zwar waren die Gebirge voll Felsen und Klippen; aber in den Thälern lagen ansehnliche Dörfer, mit wohl angebauten Aeckern umgeben. Die Reisgesellschaft näherte sich nun immer mehr den Gränzen des eigentlichen China. Die letzte Stadt, wo sie sich noch nördlich von der großen Mauer aufhielt, war Karakaton, oder die schwarze Stadt, welche mit Palissaden zum Schutz, nicht sowohl gegen Feinde, als gegen Tiger und Leoparden, umgeben war. Diese und andere wilde Thiere sind hier in großer Menge, und werden den Reisenden oft gefährlich. Der Kaiser von China kommt deshalb des Sommers auf einige Zeit hierher, um das Vergnügen der Jagd zu genießen. Eine Merkwürdigkeit auf diesem Wege war ein etwa 200 Klafter hoher Felsen, durch welchen von Menschenhänden

ein 7 Klafter breiter Weg gehauen war, weil an der Seite des Felsens ein tiefer Morast das Fortkommen unmöglich machte. Ein anderer, nicht minder merkwürdiger Felsen, welcher so steil war, daß er unersteiglich zu seyn schien, trug einen in den Felsen selbst gehauenen Götzentempel mit vier Fensterh, worin man ein Götzenbild und vor demselben menschliche Figuren in Stein gehauen sah. Es mußte erstaunliche Mühe gekostet haben, dieses Werk auf dem Gipfel eines Felsens auszuführen, der so steil war, daß, wie Hbrant sich ausdrückt, kaum eine Maus daran in die Höhe kriechen konnte.

Den 27sten October sah man zuerst die Wachthürme auf der großen Mauer, welche China von der Mongolei trennt. Ehe wir aber unsern Reisenden durch diese in das eigentliche China begleiten, wollen wir zuvor noch eine Bemerkung über das nördlich an China gränzende große Land einschalten, durch dessen Wüsten wir sie reisen sahen. Gewöhnlich pflegte man sonst dies Land die Chinesische Tartarei zu nennen; und unter diesem Namen wird es auch auf den Karten, selbst auf den neueren, gefunden. Fast das ganze mittlere Asien, zwischen Sibirien an der Nordseite und zwischen Persien, Tibet und China an der Südseite, wurde nämlich die Tartarei, oder auch die große Tartarei, genannt, und in die Russische, freie, und Chinesische eingetheilt. Aber diese alte Benennung und Eintheilung ist ganz unrichtig. Nur dem westlichen Theile des mittleren Asiens kommt der

Name Tartarei zu. Man nennt sie auch
 Dschagatay, und unterscheidet drei Abtheilungen
 derselben: nämlich Nord-Dschagatay am Kas-
 pischen See, am Ural-See und West-Sibirien;
 Süd-Dschagatay, oder die große Bucharei,
 längs Persien und Indien; und Ost-Dschagatay
 oder die kleine Bucharei, welche auch Kara Kitai
 genannt wird, zwischen Tibet, der Coschotai und
 Soongarei. Die Einwohner dieses westlichen mit-
 leren Asiens, sind eigentlich Tartaren, und von Re-
 ligion Mohamedaner. Ganz verschieden von die-
 sen in Sprache, Religion und Abkunft, sind die Be-
 wohner des östlichen Mittelasiens, oder des
 Landes, von dem wir eigentlich hier reden. Dieses
 muß die Mongolei genannt werden. Die Be-
 wohner sind Mongolen. Sie theilen sich in
 zwei Hauptstämme: 1. Dörbdü: Dirät (die
 Vier Verbündeten.) Diese waren nach den Kal-
 mykischen Geschichtbüchern folgende: a) Oelbt, oder
 die eigentlichen Kalmycken, welchen letzteren Na-
 men sie selbst nicht gebrauchen und nicht gern hören,
 weil er eine Art von Schimpfnamen ist, und so
 viel bedeuten soll, als Abtrünnige, oder Zurückgeblie-
 bene. Sie zertheilten sich seit der Zertrümmerung des
 großen Mongolischen Reiches wieder in vier Zweige,
 Coschot, Derbet, Soongar und Torgot.
 Von zweien derselben haben die Coschotai und
 Songarei den Namen. h) Choit. Dieses Geschlecht
 ist durch Kriege so aufgerieben und mit andern
 Stämmen vermischt, daß es nicht mehr als ein eige-

nes Volk existirt. c) Täm müt. Wo dieser Stamm geblieben sey, wissen die Kalmyken selbst nicht mehr. Sie glauben, daß er noch irgendwo im östlichen Asien zahlreich vorhanden sey; auch ist wirklich, sicheren Nachrichten zufolge, ein Stamm dieses Namens zwischen dem Flusse Maun und der Chinesischen Mauer, also in der Gegend, durch welche Jshrant reiste, vorhanden. d) Barga: Burat, die heutigen Buräten, in der Gegend um den Baikalsee. 2) Die eigentlichen Mongolen, welche die weitläufige Gegend zwischen Sibirien und China bewohnen, theilen sich in zwei Stämme: a) die Scharra: Mongolen, und b) die Kalkas: Mongolen *).

Nach dieser kleinen Abschweifung, wollen wir zu unsern Reisenden zurückkehren, die wir an der Chinesischen Mauer verlassen haben.

Die ungeheure Mauer nun **), von der alle Reisende mit Erstaunen sprechen, verdient wohl, als einer der sonderbarsten Reste aus dem Alterthume, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen. Sie erstreckt sich von Hoang: hay, oder dem gelben Meere an, in einer Länge von mehr als dreihundert Meilen längs den drei nördlichen Provinzen

*) Pallas' Sammlungen historischer Nachrichten von den Mongolischen Völkern. I. S. 5-7. — Allgemeine geographische Ephemeriden. 1798. Februar S. 141.

**) In Chinesischen Schans: Beschreibung.

von China, Petcheli, Chanfi und Tschensi, fast
 ununterbrochen fort über Berge, Felsen, Moräste
 und Flüsse. Bis zur Provinz Chanfi ist sie ge-
 mauert; von da an aber bis zu der westlichen
 Chinesischen Gränze ist nur ein Wall von Erde auf-
 geführt. Sie ist ungefähr 20 bis 30 Fuß hoch, und
 etwa 15 Fuß breit, daß fünf bis sechs Leute neben
 einander auf derselben reiten können. Yßbrant
 macht sie noch viel breiter; dagegen Hüttner, wel-
 cher mit der letzten Englischen Gesandtschaft reisete,
 ihre Breite nur auf zehn Fuß angiebt. Die obige
 Angabe ist von dem Vater Regis, der vom Kaiser
 gebraucht wurde, um Landkarten von China zu ma-
 chen, und deswegen oft auf dieser Mauer war.
 Am östlichen Ende sängt diese größte aller Mau-
 ern mit einem großen, in der See errichteten stei-
 nernen Pfeiler an, der auf einige versenkte
 Schiffe gegründet ist. Nicht weit westlich von
 demselben, ist das erste Thor, welches außerordent-
 lich hoch und stark ist. Jedes Thor wird durch eine,
 nach Chinesischer Art gebauete, Schanze geschützt. In
 Entfernungen von etwa 200 Schritten, ragen Thür-
 me hervor, auf welchen ehemals eine Million
 Soldaten als Besatzung soll gebraucht worden seyn,
 welche aber seit der Regierung der jetzigen Dynastie
 nicht mehr besetzt werden, außer an einigen Stellen.
 Die eigentliche Mauer ist nur auswendig von Zie-
 gelsteinen und Bruchsteinen gemacht, inwendig aber
 mit Schutt ausgefüllt. Von unten, bis etwa zur
 Höhe einer Klafter, besteht sie aus großen Feldstel-

nen; das Uebrige aus Mauersteinen und Kalk. Sie hat zwar, wie man denken kann, in den vielen Jahrhunderten von der Zeit gelitten, indess an vielen Orten sich doch auch sehr gut erhalten. Ybrant bemerkt ausdrücklich, sie sehe so rein und fest aus, als ob sie erst vor zwanzig Jahren erbauet sey. Der übrige Theil aber, der nur aus einem Erdwalle besteht, ist sehr verfallen. Dieses große Werk muß erstaunliche Arbeit und Aufwand von Kräften gekostet haben. Man bedenke, welche Menge Steine und Kalk dazu nöthig war; wie weit diese Materialien in dürrn Sandgegenden herbei geführt werden mußten; und endlich, die unsäglich Mühe, das Werk durch Moräste, und über steile Berge und Felsen fortzuleiten! Ueber die Flüsse ist sie vermittelst großer Schwibbogen geführt, den Hoang Ho, oder gelben Fluß, ausgenommen. An einigen Stellen, z. B. westlich von dem eben genannten Fluße, ist sie doppelt, und sogar dreifach. Die Zeit der Erbauung wird nicht übereinstimmend angegeben. Einige berichten, der Kaiser Chi-Hoang Ti, der auch Schin-schi-wang genannt wird, habe sie 215 Jahr vor Christi Geburt, und zwar in fünf Jahren, aufgeführt. Jeder dritte arbeitsfähige Mann in seinem Reiche habe daran arbeiten müssen, damit er noch bei seinen Lebzeiten sein Reich von der übrigen Welt abgesondert sehen konnte: gegen Osten und Süden durch das Meer, gegen Abend durch hohe Gebirge, gegen Norden durch diese Mauer. Es soll aber eine Volksem-

pörung daher entstanden, und der Kaiser dabei angekommen seyn.

Das Thor, durch welches Hybrant seinen Einzug hielt, war doppelt, weil die Mauer hier doppelt war, und jedes mit einer Wache von etwa 50 Soldaten besetzt. Auf der ersten Mauer stand ein Götzentempel.

Nicht weit von diesem Eingange kam die Gesandtschaft an eine mäßig große, mit einer vierseitigen Mauer umgebene Stadt, wo sie mit drei Kanonenschüssen bewillkommen wurde. Es verdient bei dieser Gelegenheit aus der neuern Reise des Lord Macartney angemerkt zu werden, daß man die Schiffe ebenfalls nur mit drei Schüssen salutirte. Ein Chineser, den die Engländer ihr Befremden darüber merken ließen, weil sie ihrerseits mit mehreren Schüssen begrüßt hatten, sagte: die Sparsamkeit der Chinesischen Regierung erstreckte sich so weit, daß sie zu einer Ehrenbezeugung dieser Art nie mehr als drei Schüsse erlaube; und dabei mußte er hinzu, die Mündung des Geschützes allemal aufwärts in die Luft gerichtet seyn. Hätten die Engländer, fuhr er fort, diese Vorsicht nachgeahmt, so würde der traurige Vorfall in Canton, der sie so verhaßt machte, nicht erfolgt seyn. Die Chinesische Regierung setzt voraus, daß jeder Schuß mit horizontaler Richtung der Kanone nicht anders als feindselig gemeint seyn könne.

In der Stadt, ob sie gleich nicht zu den reichsten und größten von China gehörte, war eine solche Menge neugieriger Leute auf den Straßen

zusammengelaufen, daß man kaum durchkommen konnte; besonders schien ihnen der Schall der Pauken und Trompeten viel Vergnügen zu machen. Alle Reisende, und so auch die von der neuesten Englischen Gesandtschaft, können das Gedränge von Menschen nicht genug beschreiben, welche sich um die Europäer versammelten, um diese fremden Gestalten zu besehen. Als die Engländer mit ihren Schiffen ankamen, konnten sie nicht verhindern, daß die Schiffe von diesen Neugierigen angefüllt wurden. Dabei aber mußten sie ihre Bescheidenheit bewundern; denn obgleich alle zur niedrigsten Volksklasse gehörten, so betrug sich doch kein einziger grob, ungesittet, oder auch nur so gedankenlos, als in ähnlichen Fällen der Pöbel der Europäischen civilisirten Nationen zu thun pflegt. Ob man gleich bei der unzählbaren Menge nicht jeden im Auge behalten konnte, so erfuhr man doch nicht das Mindeste von Borwitz, Ungeschicklichkeit, oder Dürerei. Alle erstaunten über die Größe der Schiffe, gegen die ihre Jonken (Schwanz) freilich nur kleine Fahrzeuge sind. In dem Zimmer des Lord Macartney hing das Bildniß des Chinesischen Kaisers an der Wand. Sie erkannten es sogleich, warfen sich ehrerbietig vor demselben nieder, und küßten den Fußboden zu wiederholtenmalen. Die Kleidertracht der Europäer hatte nicht ihren Beifall: es schien ihnen sehr unbequem, den Hals einzuwickeln, und sich in enge Kleider einzuzwingen; sie hielten es für eine Verletzung des Wohlstandes, die

wahren

wahren Umriß der Glieder zu zeigen; sie fanden es seltsam, sich die Haare mit weißem Staube zu bestreuen, u. dergl. Hingegen gefielen ihnen die Zeuge der Kleider, die Wäsche, Degen, Uhren, Schnallen, und besonders die Schuhe und Stiefeln. Ybrant wurde in die für ihn eingerichteten Gebäude eingeführt, und Abends ließ ihn der Mandarin an den Ort zur Abendmahlzeit einladen, wo der König selbst, wenn er hier durchreiste, zu wohnen pflegte. Als er hinkam, fand er daselbst den Gouverneur und den vornehmsten Beamten der Stadt. Zuerst wurde Thee getrunken, und dann ging man zur Abendtisch, während welcher die Gesellschaft durch Musik nach Chinesischer Art und durch Komödianten unterhalten wurde. Die Musik hatte am wenigsten den Beifall der an Europäische Musik gewöhnten Ohren. „Sie schlugen,“ sagt Ybrant, „auf allerhand Schnarrenwerken und Becken ohne alle Ordnung, und mit einem solchen grausamen Geräusch, daß man hätte wünschen mögen, lieber weit davon, als nahe dabei zu seyn.“ Wir wollen bei dieser Gelegenheit über die Mahlzeiten der Chinesen einiges anmerken. Die Tischgesellschaft setzt sich nicht, wie bei uns, um eine gemeinschaftliche große Tafel, sondern paarweise an kleinere Tische, die mit kleinen seidnen, schön gestickten Vorhängen verziert, von schönem Holze und schön lackirt sind. Man sitzt entweder mit kreuzweis unter sich geschlagenen Beinen, nach Morgenländischer Art, auf Polstern, oder auch wie

Engliche Unterhalt. I. P

bei uns auf Stühlen; letzteres besonders bei Tische, gegen die sonstige Sitte aller übrigen orientalischen Völker. Ihre Art zu essen unterscheidet sich noch in manchen andern Dingen von der unsrigen. Die Chinesen essen vieles, was bei uns nicht eben für Delikatesse gehalten wird, z. B. Katzen, Hunde, Nasen, Schlangen, Heuschrecken u. dergl.. Pferdefleisch, und nächst dem Hundefleisch, sind sehr beliebte Gerichte. Wirklich beruhet auch die Abneigung, die wir dagegen haben, nur auf Gewohnheit; wir essen Schweine und andere Thiere, die bei weitem nicht so reinlich sind, wie Pferde und Hunde. Das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Chinesen ist Reis. Die ärmere Volksklasse lebt fast bloß davon; auch ist das Brot gewöhnlich nur aus Reis gebacken, ob es ihnen gleich nicht an andrem Getreide fehlt. Die Chinesischen Köche haben besonders die Geschicklichkeit, aus einerlei Fleisch oder Gemüse eine Menge verschiedener Gerichte zu bereiten und ihnen durch Gewürze u. s. w. allerlei Farben, Geschmack und Geruch zu geben. Die Speisen werden, in kleine, mundrechte Bissen zerschnitten, aufgetragen. Da sieht man keine ganzen Truthühner, Gänse, Schweinsköpfe, Spanferkel u. s. w., und kein Borschneider kann seine Geschicklichkeit im Tranchiren von der Gesellschaft bewundern lassen, ausgenommen an den öffentlichen Wirthstafeln. Jedem wird sein porcellänenes Napfchen vor seinen Platz hingestellt, wie bei uns den Kindern. Tischtücher, Servietten, Löffel, Messer

und Gabel, werden nicht gebraucht. Jeder hat sein Schnupstuch an der Seite hängen, um sich nöthigen Falls die Hände daran abzuwischen, was aber durch die zugeschnittenen Bissen weniger nöthig wird; anstatt der Messer und Gabel, die für uns unentbehrliche Tischgeräthschaften sind, hat jeder Gast zwei dünne und lange Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz bei sich, mit denen er die Stückchen sehr geschickt zu fassen und in den Mund zu bringen weiß. Die Europäer wissen sich mit diesen Essstäbchen nicht zu behelfen, und mögen wohl manchmal den Mund umsonst öffnen, um einen Bissen hinein zu bringen, der wieder in das Näpfschen zurück fällt; die Chinesen aber nehmen die Stäbchen so geschickt zwischen Daumen und beide Vorderfinger der rechten Hand, daß sie eine Stecknadel damit aufheben können. Weil sie keine Löffel gebrauchen, so nimmt jeder seine Schale mit Suppe, welche vor ihn gesetzt ist, und — (wir wollen Übrant selbst reden lassen) „sauget oder sauft daraus, und was er nicht kann hineinschlürfen, steckt er mit seinen runden Stäbchen in den Mund, damit nichts vorbeilaufe und ihre Kleider nicht beschmiert werden. Unter andern Gerichten bereiten sie eins von ausgeschälten Garnalen und Taubeneiern, so daß sie das Weiße roth und gelb färben; darauf legen sie etwas Grünes, vornehmlich Endivien, das sie in lange schmale Stückchen schneiden: ein Gericht, welches für Geruch und Geschmack gleich angenehm ist. Anstatt der Salzässer,

stehen kleine Becken mit Salzwasser auf jedem Tische, worin man die Speisen eintunkt. In den Wirthstafeln in öffentlichen Häusern steht ein Vorschneider, und hat den Braten oder dergleichen vor sich, welchen er im Beiseyn der Gäste in kleine Stückchen von den Knochen abschneidet, in Schälchen legt und auf die Tafel setzt. Dieser Vorschneider gebraucht kein Tuch, seine Hände abzuwischen, sondern er schneidet so lange als er kann, das Beste ringsherum ab, und dann reißt er das Uebrige mit den Händen, welche bis an die Nernel beschmiert sind, so gräulich von den Knochen herunter, daß dem Zuschauer der Appetit vergehen möchte.“

Das gewöhnlichste Getränk der Chinesen ist der Thee, den sie, so heiß sie es aushalten können, und in Menge, zu sich nehmen. Man hat angemerkt, daß sie gewissermaßen das Gegentheil von den Europäern in Ansehung der Temperatur der Nahrungsmittel sind: in Europa wird mehr warm gegessen und kalt getrunken; in China hingegen wird mehr warm getrunken und kalt gegessen. Doch ist jetzt das warme Trinken von Thee, Kaffee, Chokolade, Punsch u. s. w. unter uns so häufig, daß diese Bemerkung vielleicht nicht mehr paßt. Andere, zum Theil sehr berauschende Getränke bereiten die Chinesen durch Brauen, Destilliren oder Auspressen aus Reis, Weizen und andern Getreiden, aus Obst, aus dem Saft der Palmen und anderer Bäume. Besonders ist der

Branntwein aus Reis und Getreide so sehr bei ihnen beliebt, daß sie gewöhnlich, ehe sie sich schlafen legen, noch einen guten Zug aus ihrer Flasche thun; und überdies pflegen sie den Branntwein vorher auf Kohlen zu erhitzen, und ihn so heiß als möglich hinunter zu schlucken. Diese Gewohnheit ist doppelt schädlich, erstlich für die Gesundheit des Volkes, und dann zweitens, weil durch das häufige Branntweimbrennen eine erstaunliche Menge Getreide auf eine unnütze Art konsumirt wird, welches bei der großen Volksmenge zum Unterhalte so nothwendig ist. Glaubwürdige Nachrichten versichern, durch das beständige Trinken des heißen Thees und Branntweins werde der Schlund der Chinesen so zusammengezogen und angegriffen, daß Manche endlich weder Nasses noch Trockenes hinunter bringen können und auf eine erbärmliche Art verhungern und verdursten müssen.

Schauspiele machen eine in China sehr beliebte Unterhaltung bei festlichen Mahlzeiten aus. Die Schauspielergesellschaften können etwa mit unsern herumziehenden Truppen von der geringern Art, wie sie z. B. in der Leipziger Messe vor dem Petersthore zu sehen sind, verglichen werden. Sie stehen unter einem Directeur, der seine Leute entweder ordentlich besoldet oder ihnen jedesmal nach Beendigung des Stückes ihren Lohn, nach Verhältnis der Rollen, die sie gespielt haben, austheilt. Man sagt, daß die Unternehmer besonders die schönsten Mädchen aus den ärmeren Volksklassen entweder

kaufen, oder wohl gar stehlen, um sie zu ihrer Kunst auszubilden. Diese Leute werden entweder von dem, welcher das Gastmahl gibt, gemiethet, oder die Gäste bringen die Bezahlung durch Beiträge zusammen. Anstatt daß bei uns der Zuschauer nach und nach durch die Handlung des Stückes mit den Charakteren der Personen bekannt wird, tritt dort vor dem Stücke ein Komödiant nach dem andern auf, und kündigt sich selbst vorläufig an; z. B. ich bin der und der König, u. s. w. Wir wollen Ybrant selbst das Spiel beschreiben lassen, welches der Mandarin, bei dem er zu Gaste war, ihm zu Ehren geben ließ. „Während der Zeit,“ sagt er, „da wir bei der Tafel saßen, kam der vornehmste Meister der Komödianten in das Zimmer, welcher den Mandarin, der zunächst bei mir saß, ein Buch von rothem Papier mit schwarzen Buchstaben knieend überreichte. Als nun dieser Herr das Büchlein, worin die Komödien geschrieben standen, durchgeblättert hatte, zeigte er, welche Komödie er wollte gespielt haben; worauf derselbe sein Haupt zur Erde niederbückte, aufstand, und den Anfang machte.“

„Zuerst trat ein schönes Weibsbild, welches sehr prächtig in Goldstoff gekleidet und mit Geschmeide geziert war, auch eine Krone auf ihrem Haupte und einen Fächer in der Hand hatte, auf den Schauplatz, welche dann mit einer lieblich bebenden Stimme sehr angenehm zu singen anfing, und artige Gebarden machte. Als diese abgetreten, folgte

eine Vorstellung eines verstorbenen Königs der Ehrensen, welcher sich seinem Vaterlande treu erwiesen hatte und dessen sie darum noch zu Ehren in ihren Komödien gedenken. Zuweilen sah man den König selbst in kaiserlicher Kleidung, und in der Hand eine Art eines polirten Scepters haltend, erscheinen; zuweilen traten seine Officiere mit Gewehr, Fahnen und Trommeln auf, u. s. w. Dazwischen wurde dann und wann eine Kurzweil von den Dienern und Lakaien gespielt, welche sehr artig und sinnreich in wunderlicher Kleidung mit seltsam gefärbten Gesichtern ihre Rollen so gut zu spielen wußten, wie Europäische Komödianten. So viel ich mir verbieten ließ, waren ihre Sachen, die sie vorbrachten, sehr lächerlich. Bei dieser Komödie wurde auch nach einer Musik auf ihre Art getanzt. Nachdem nun drei verschiedene Schauspiele vorgestellt, und es ungefähr Mitternacht war, nahm ich Abschied, und fuhr nach Hause.“

Den andern Tag setzte Ybrant seine Reise fort, und kam über den Fluß Lungo, welcher in den Coreischen Meerbusen, oder in das gelbe Meer, fließt. Ueber diesen Fluß war eine Brücke von Holzflößen gemacht. Als er in der Stadt Kantung ankam, wurde er mit Kanonenschüssen bewillkommnet, und bezog eine Wohnung, die man in der Vorstadt für ihn zubereitet hatte. Der Mandarin ließ ihn sogleich begrüßen, und zur Abendtafel bitten, wo denn wieder eine ähnliche Mahlzeit und ähnliche Spiele seiner warteten, wie am

vorigen Tage. Dieselben Ehrenbezeugungen erwiesen ihm die Mandarinen in den übrigen Städten, durch welche er reisen mußte, ehe er zu der Hauptstadt und Residenz des Kaisers kam. Ueberhaupt muß man den Chinesen das Lob geben, daß sie gastfrei sind, wenigstens gegen auswärtige Gesandten. Die Englische Gesandtschaft wurde, gerade so wie die Russische, allenthalben von den Mandarinen sehr höflich aufgenommen und, sobald sie in China ankam, auf Kosten des Kaisers unterhalten, selbst wider ihrea Willen. Lord Macartney wünschte, auf eigene Kosten mit seinem Gefolge zu reisen, vermuthlich um desto unabhängiger zu seyn; man antwortete ihm aber höflich: der Kaiser könne das nicht zugeben; Gastfreiheit gegen Gesandte sey ein der ersten und ältesten Landesgesetze. In der That wurde sie auch, wenigstens so viel an dem Kaiser lag, in vollem Maasse ausgeübt; täglich brachte man die besten Lebensmittel in Ueberfluß auf die Fahrzeuge der Engländer. Unter andern, als die Schiffe noch an der östlichen Küste lagen, um längs derselben in das gelbe Meer so nahe als möglich an Peking zu segeln, wurden Geschenke von Lebensmitteln in einer Menge Junken an die Schiffe gebracht, woyon die Leser gewiß nicht ungeru und nicht ohne Erstaunen das Verzeichniß durchsehen werden. Es waren folgende: 20 Ochsen, 120 Schafe, 120 Schweine, 100 Hühner, 100 Enten, 160 Säcke Mehl, 14 Kisten Brot, 160 Säcke ordinairer Reis, 10 Kisten rother Reis.

10 Kisten weißer Reis, 10 Kisten kleiner Reis,
 10 Kisten Thee, 22 Kästchen mit getrockneten Pfir-
 sichen, 22 Kästchen trockne Confitüren, 22 Kästchen
 Pflaumen und Aepfel, 22 Kästchen Ochra (eine
 Art grüner Erbsen), 22 Kästchen mit anderem
 Gartengewächs, 40 Körbe große Gurken, 1000
 Kürbisse, 40 Bund Laktuken, 20 Maaß grüne
 Erbsen in Schoten, 1000 Stück Wassermelonen,
 5000 Stück Bisammelonen, etliche Terrinen mit
 süßen Weinen und Liqueuren, 10 Kisten Lichter,
 und endlich 3 Körbe voll Porzellan-Geschir. Auf
 gleiche Art und in gleichem Maße wurde während
 der ganzen Reise überall, und ohne daß man es
 erst fordern durfte, eine überflüssige Menge von
 Lebensmitteln auf Rechnung des Kaisers an die
 Gesandtschaft geliefert.

Unsre Reisenden kamen an mehreren Pogo-
 den vorbei, welche, wie die Klöster bei uns zu Lan-
 de, gewöhnlich in den angenehmsten und fruchtbarsten
 Gegenden auf Anhöhen liegen. Eben die Bemerkung
 macht auch Hr. Hüttner: auf der ganzen Wasser-
 reise von Tonzschu bis Canton, auf Flüssen und
 Kanälen, sah man zu beiden Seiten eine Menge
 Pagoden, welche man sicher als Anzeigen einer schö-
 nen Gegend ansehen konnte; denn die Bönzen ha-
 ben es sich, eben so wie die Stifter der Klöster,
 angelegen seyn lassen, allemal die vortheilhaftesten
 Plätze für ihre Tempel auszusuchen. — Beson-
 ders erwähnt der Russische Gesandte eines berühm-
 ten Tempels und Chinesischen Klosters in der

Provinz Petscheli, an welchem er vorbeireiste, und
 worin ein Chinesisches Götzenbild stand, zu dem
 aus den umliegenden, ja selbst aus entfernten Ge-
 genden, vorzüglich im Frühjahr und im Herbst,
 viele Wallfahrten geschahen, um eine gesegnete
 Ernte zu erbitten, oder dafür zu danken. Ganze
 Haushaltungen, ja sogar ganze Dörfer, gehen in
 Procession, von ihren Bonzen angeführt, zu Fuß
 nach diesen Heiligthümern. Die Bonzen tragen
 theils gemahlte, theils metallene, gegossene Götzen-
 bilder. Die Weiber reiten, nach ihrer Art aufs
 schönste gepußt, in der Mitte der Procession auf
 Eseln. Die Männer tragen theils eine Art langer
 Trompeten, theils Flöten, theils Trommeln und
 Becken, womit sie einen gräulichen Lärm machen.
 Hinterher geht ein Lama oder Götzenpriester, der
 einen Korb vor den Leib gebunden hat, worin
 er dreieckige zusammengeflochtene Papiere trägt, deren
 einige vergoldet, andre versilbert sind; und etwa
 hundert Klafter weit von dem Kloster, wirft er sie
 dem wunderthätigen Götzenbilde zu Ehren von sich.
 Ein anderer trägt brennende Räucherkerzen. Dies
 währt so lange, bis sie an den bestimmten Ort kom-
 men, wo sie dann einige Tage verweilen, und
 ihre Zeit mit Beten, zuweilen auch (wie unser
 Nybrant sagt) mit allerlei Kurzweil, zubringen.
 Wir wollen unsre Reisenden durch einige Städte,
 Flecken und Dörfer, die uns nichts Merkwürdiges
 darbieten, voraus reisen lassen, um uns indessen
 noch einige Augenblicke bei den obigen interessantem

Nachrichten von den Chinesischen Religionsgebräuchen zu verweilen, und die neuen Berichte damit zusammen zu halten. „Man bemerkt,“ sagt Hr. Hüttner, „eine große Aehnlichkeit zwischen den Bonzen, und den Priestern einer christlichen Confession. Ihre Haare sind abgeschnitten, und ihr Haupt mit einer schwarzen Mütze bedeckt, wie die Väter in den Klöstern zu tragen pflegen. Ihre Kleidung ist weit, lang, und von dem Schnitte eines Klostergewandes. Die Lamapriester und Bonzen wohnen in großen Gesellschaften beisammen, und haben die Gelübde der Keuschheit, der Verschwiegenheit und des Gehorsams. In Putolah sah man viele Abbildungen einer weiblichen Figur mit einem Kinde im Arme. Die Göttin, welche man in den Bonzentempeln verehrt, hat viele Aehnlichkeit mit der Jungfrau in der christlichen Religionsgeschichte. Heilige Bonzen werden nach ihrem Tode abgebildet und in Tempeln aufgestellt, so wie in der katholischen Sekte die frommen wunderthätigen Männer und Weiber kanonisiert (d. h. heilig gesprochen) werden.“ (Jetzt wird es freilich, im Vorbeigehen gesagt, mit den katholischen Kanonifikationen wohl ein Ende haben.) — Aus diesen und verschiedenen anderen Thatsachen, schlossen einige von der Englischen Gesandtschaft, daß eine so große Aehnlichkeit nicht ohne eine ehemalige Verbindung haben könne. Es läßt sich dawider einwenden, daß in den Geschichtsbüchern nichts von China erwähnt wird, welches erst ein Jahrtausend

nach Stftung der chrislichen Religion bekannt wurde. Dessen ungeachtet glaubt Herr Hüttner, jeder, der China selbst gesehen hat, müsse es sehr wahrscheinlich finden, daß zwischen diesem Lande und Europa ein früheres Verkehr Statt gehabt habe, als die Geschichte aniebrt. Gewiß wird unsern jungen Lesern eine Beschreibung der Lama- und Bonzen-Tempel, von einem neueren und guten Beobachter nicht unwillkommen seyn. In Dschecho *) sind ihrer sechs oder sieben, in kleinen Entfernungen von einander. Sie sind mit Vorhöfen und Außengebäuden versehen. Ueberall sah man Verschwendung, theils von massivem Gold und Silber, theils von Vergoldungen, ferner kolossalische und sehr possierliche Vorstellungen von Göttern, Göttinnen, und Thieren, z. B. Elephanten und Schlangen. Vor ihnen standen Speisen, Früchte und Räucherwerk. Die Bauart der Tempel übertraf an Pracht alles Andere, was man in China in dieser Gattung sah; aber was Styl und Geschmack in der Baukunst betrifft, so halten die Chinesischen Gebäude mit den Werken unserer Baumeister, die sich nach Griechischen und Römischen Mustern richten, gar keine Vergleichung aus.

*) So wird es, der Deutschen Aussprache gemäß, geschrieben. Es ist eine Stadt oder ein Flecken außerhalb der großen Mauer, wo der Kaiser einen Theil des Sommers zubringt, und wo die Englische Gesandtschaft zur Audienz kam.

Einer dieser Tempel war mit hölzernen, durch aus vergoldeten Statuen von Bonzen angefüllt, die sich durch vorzügliche Heiligkeit ausgezeichnet haben. Es würde gewiß sehr unterhaltend gewesen seyn, von der Geschichte dieser Bonzen einiges zu erfahren; allein der Dolmetscher wollte entweder nicht danach fragen, oder nichts von dem, was er davon gehört hatte, mittheilen. Er war ein christlicher Missionair, und als solcher hielt er es entweder für seiner unwürdig, oder gar für sündlich, über das, was die Religion des Landes betraf, Aufschlüsse zu geben.

In zwei andern Tempeln sah man die Lamas-priester in großer Menge an der Erde sitzen und Tatarische Gebete für das Wohl des Kaisers absingen. Der tiefe Haß, den sie aus ihren Kehlen röchelten, und die Halböne, in welche sich jeder Satz auflöste, thaten eine sehr sonderbare Wirkung. Einige hatten trockenen Reiß und Wasser neben sich stehen, woraus man auf ihre strenge Diät zu dieser Zeit schließen konnte. — Sie werden sich wohl nachher schadlos zu halten wissen.

Der merkwürdigste unter diesen Tempeln ist der Putolah, oder der Tempel mit dem goldenen Dache, zu welchem mehr als achthundert Lamas-priester gehören sollen. Er ist auf einem Hügel erbauet, von welchem man die Aussicht über das Thal hat, worin Oschecho liegt. Von außen sieht man den Tempel nicht, sondern bloß das Außengebäude, welches ihn in einem Vierecke umgiebt und

75 Ruthen lang, 65 Ruthen breit ist. Man steigt auf zwei langen Treppen zu einem weiten, mit Quadersteinen gepflasterten Hofe hinauf, in dessen Mitte der Tempel steht. Dieser bildet ein regelmässiges Viereck, und ist etwa 100 Fuß hoch. In dem Außengebäude, welches den Hof umschließt, sind die Zellen der Lamapriester, und zwar nach der innern Seite zu, gelegen. Wo man hier das Auge hinwendet, wird man von Vergoldungen, grellen bunten Farben, und überflüssigen geschmacklosen Zierathen geblendet und verwirrt. Inwendig im Tempel, so wie auswendig, ist alles überladen. Die Götzenbilder sind mit reichen Kleidern behängt und die Wände schimmern von Gold. Auf einem Altare standen zwei sehr schön gearbeitete Modelle von Pagoden; sie waren mit Juwelen besetzt, und gehörten vermuthlich zu den Kunstwerken, welche Cox ehemals für China verfertigen ließ. Auch hier saßen die Lamapriester in großer Anzahl auf der Erde, und sangen Tartarische Hymnen. Das Außengebäude des Tempels hat ein flaches Dach mit doppeltem Geländer. Von hier konnte man auf das goldene Dach des Tempels in der Mitte sehen. Die Anzahl der Ziegel mag an zwei bis drei tausend steigen; sie sind alle von der Größe gemeiner Dachziegel, und, wenn man den Mandarinen glauben will, durchaus dichtes Gold. Man könnte diese Behauptung mit den ungeheuren Schätzen des Kaisers und mit dem Geschmack der Chineser unterstützen; indeß wurde bei der Gesandtschaft allgemein,

und vielleicht nicht mit Unrecht, geglaubt, daß die Siegel bloß mit Goldplatten überzogen wären.

So weit die Beschreibung dieser Tempel. — Es sey uns erlaubt, noch einige kurze Nachrichten von dem Zustande der Religion in China überhaupt hinzu zu fügen, ehe wir in unserer Reisebeschreibung fortfahren. Das Interesse und Lehrreiche der Sache wird diese etwas lange Abschweifung entschuldigen.

Schon vor sehr alten Zeiten war in China, den historischen Nachrichten zufolge, eine sehr vernünftige, reine, patriarchalische Gottesverehrung eingeführt, von welcher gelehrte Geschichtsforscher mit vielen Gründen behaupten, daß man Noah als ihren Stifter ansehen müsse. Sie machen es wahrscheinlich, daß dieser sich nach China gewendet, sich daselbst niedergelassen, durch seine Nachkommen das Land bevölkert habe, und daß er mit dem unter dem Nahmen Fo-hi in China verehrten Erzvater eine und eben dieselbe Person sey. Es ist hier nicht der Ort, diese Meinung zu unterstützen oder zu bestreiten; so viel ist aber gewiß, daß die Chinesen ehemals einen über alles herrschenden Gott bekannt haben. Der Schu-king und andere ihrer alten kanonischen Bücher enthalten von einem einzigen Herrn und Regierer der Welt die erhabensten Vorstellungen, und lehren die tiefste Ehrfurcht für ihn. Der König selbst war Priester, und ging dem Volke mit Beispiel zur Frömmigkeit vor. Die Chinesischen Jahrbücher erzählen z. B., daß bei öffentlichen Unglücksfällen, als Pest, Hungersnoth

u. d. g., der Monarch an der Spitze seines zahlreicheren Hofes mit allen äußern Zeichen der Demuth erschienen sey, um von Gott die Abwendung des Nebels zu erbitten.

Allein in der Folge wurde diese reine Gottesverehrung durch allerlei Aberglauben verunstaltet. Die Ursache davon braucht man vielleicht nicht einmal außer China zu suchen; die Menschen sind von Natur schon zum Aberglauben so sehr geneigt, daß es eher zu verwundern wäre, wenn die Religion sich beständig in ihrer Reinheit erhalten hätte. In dem Bericht der Geschichtschreiber, daß der Aberglaube eigentlich von Indien her sich in China eingeführt habe. Zwar war die Regierung Anfangs dagegen auf ihrer Hut, und als einmal ein kühner Versuch gemacht wurde, die Lehre von den Dämonen und bösen Geistern einzuführen, wurde dieser durch die Wachsamkeit des Tribunals der Gebräuche unterdrückt, und die vorgeblichen Zauberer ausgerottet; aber endlich fanden doch die Lehrer des Aberglaubens, wie gewöhnlich, Eingang bei dem Volke.

Ein wirklich weiser Mann Kong-fu-tse (Confucius), welcher etwa 300, oder, wie Andre wollen, 500 Jahr vor Christi Geburt in der Provinz Schan-tong geboren war, suchte die Religion von dem Unkraute des Aberglaubens zu reinigen. Er mußte deshalb viele Verfolgungen ausstehen und gerieth in die äußerste Armuth, ohne seine Standhaftigkeit zu verlieren. Seine Gelehrsamkeit, seine

In

Tugend und Bescheidenheit machten ihn indes bei allen Vernünftigen beliebt, und erwarben ihm eine große Menge Schüler, die seiner Person und seiner Lehre beständig ergeben waren, und die er in vier Klassen theilte. Verschiedene davon gelangten zu hohen Staatsbedienungen, welches für die Lehre des Konfucius vortheilhaft war und sie mit ausbreiten half. Er starb 73 Jahr alt, und hinterließ einige philosophische und historische Schriften, welche noch jetzt in großem Ansehn stehen. Ein wesentlicher Charakter der Lehre dieses Weisen ist der, daß sie sich auf die dunkeln Begriffe von der Natur und den Eigenschaften des göttlichen Wesens, von dem Ursprunge der Welt, und dergl. gar nicht einklärt, sondern nur Ehrfurcht für den Urheber aller Wesen, Liebe zur Tugend, und Haß gegen das Laster einzuprägen sucht.

Bei weitem nicht so rein und so vernünftig, ist die Lehre des Lao-tzung, der nach den Zeiten des Kong-fuzse eine Sekte stiftete, welche sich Tao-tse nennt, einen Gott in leiblicher Gestalt und eine Menge böser Geister annimmt, und überhaupt eine Vermischung von Gutem und Schlechtem ist.

Die jetzt herrschende Religionssekte, der das gemeine Volk anhängt, ist die des Fo, welche etwa 60 Jahre nach Christi Geburt in China aufkam. Es ist schon oben aus Hürtners Bemerkungen angeführt worden, daß die Gebräuche dieser Sekte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den katholischen haben. Dies, mit der Zeit der Einführung zusam-

nützliche Unterhalt, I.

Q

men gehalten, könnte zu der Vermuthung leiten, daß die Religion der Chinesen nichts anderes als ein verderbtes Christenthum sey.

Der Kaiser und sein Hof bekennen sich zur Lamaischen Religion, welche in Tibet und andern Ländern von Asien ausgebreitet ist. Sie verehren den großen Lama in Gestalt eines Menschen. Die Priester heißen Lamas. In den Gebräuchen hat diese Religion viele Ähnlichkeit mit der vorbergehenden. Die Chinesen aber gehen nicht in die Lamatempel, weil die Bilder von unbedeckten Menschen ihren Augen anstößig sind.

Schon um das Jahr 1200 bemüheten sich Einige von den Anhängern der Lehre des Konfucius, eine Deformation in der Religion zu bewirken, welche durch die Sekte des Lau-kyung und Fo mit so vielem Aberglauben verunreinigt worden war. Zu eben dem Zwecke ließ im Jahr 1400 der Kaiser Yong-lo eine Anzahl von Gelehrten zusammen rufen, um einen vernünftigen Lehrbegriff der Religion zu machen. Allein die Absicht wurde nicht erreicht; man gibt dieser neuen Sekte der Gelehrten, welcher viele unter den Vornehmern zugethan sind, vielmehr Schuld, sie lehre den Atheismus, und habe ihren Lehrbegriff mit so vielen Subtilitäten, Glossen und dunklem Wortkram verwirrt, daß sie wahrscheinlich denselben selbst nicht verstehe.

Die christliche Religion — (außer, daß die Sekte des Fo selbst ein verderbtes Christenthum zu seyn scheint) muß schon im Jahre 782 nach Christi

Geburt in China bekannt und von Vielen angenommen gewesen seyn, wie man aus einem bei der Stadt Sin-gan-su in der Provinz Schen-si gefundenen alten Monumente schließt. Sie wurde aber durch die Bonzen wieder unterdrückt, und erst lange nachher durch die Missionarten, besonders durch den Pater Balignau, P. Ricci und P. Schaal, wieder eingeführt.

Wir wollen jetzt unsre Reisenden auf ihrem Wege nach der Hauptstadt weiter begleiten. Das Merkwürdigste, was ihnen hier vorkam, war eine Brücke von vielen Bogen über einen Morast. Sie war von Quadersteinen erbauet und oben mit Gesäubern versehen, welche mit allerlei steinernen Figuren, besonders mit Löwen, geziert waren. Die Sinesische Regierung hat von jeher sich das Verdienst gemacht, die Wege, Kanäle und Brücken im Reiche in vortreflichem Stande zu erhalten.

Den 2ten November kam Ybrant in der Stadt Tunyo an, welche er als groß, volkreich und handeltreibend beschreibt. Hier lag eine Menge von Fahrzeugen oder Junken auf dem Flusse, die zum Theil dem Kaiser gehörten, und mit geschnitzten Bildern verziert, und bunt bemahlt waren. Andere, welche an den Ufern herum lagen, dienten den Leuten zur Wohnung. Diese Junken oder Barken sind ziemlich groß und bequem eingerichtet, ob sie gleich mit unsern Europäischen Schiffen nicht verglichen werden können. Diejenigen, auf welchen die Englische Gesandtschaft von der See an nach

der Gegend von Peking fuhr, hatten ein großes Zimmer mit Tischen und Stühlen, gewöhnlich auch vier Bettenstellen, überdies eine Vorkammer für die Bedienten, und hinten eine Küche. Die Fenster der Zimmer waren theils von Austerschalen, theils von Papier, welches in Corea verfertigt wird, und beweglich. Der Schiffsraum war mit starken Dielen bedeckt, die man an Ritzen aufhob, und hatte hinlänglichen Platz für Koffer und Sachen. Die Wände, Stühle, Tische, und der größte Theil des Schiffs, waren mit dem vortreflichen gelblichen Firniß überzogen, den die Chinesen aus einem Baume, Tschi genannt, zubereiten, und der an Glanz und Feinheit die Europäischen Firnisse bei weitem übertrifft. Die Länge solcher Schiffe ist im Durchschnitte dreißig Fuß, die Breite acht Fuß. Sie haben viereckige, aus gespaltenem Bambusrohr, oder auch aus Stroh oder Blinsen geflochtene Segel, die, wenn sie heruntergelassen werden, sich fächerförmig zusammen legen. Die Masten bestehen aus einem Baumstamme. Die Junken, welche auf den Flüssen gebraucht werden, haben nur Einen Mast, an welchem das Segel, oder, wenn Wind und Strom entgegen sind, ein aus Rinde von Bambusrohr geflochtenes Seil befestiget wird, vermittelst dessen man es fortzieht. Die Seejunken sind größer und mit Masten versehen. Der innere Raum ist durch Scheidewände in verschiedene Kammern getheilt. Die Scheidewände sowohl als die äußern Wände dieser Schiffe, sind mit einem

Ritt verstrichen, welcher das Eindringen des Wassers sehr gut abhält. Der Ritt besteht aus Lehm, der mit Oel angemacht und mit geraspelttem Bambusrohr vermischt ist. Diese sehr zähe Masse widersteht, wie man versichert, dem Feuer, ungeachtet des darin befindlichen Oels: ein Umstand, der diesem Ritt einen großen Vorzug vor unserm Pech und Theer geben würde, welches so leicht Feuer fängt. Auch die Absonderung des Schiffsraumes in mehrere wasserdichte Abtheilungen hat ihre unlängbaren Vorzüge; denn, wenn das Fahrzeug irgendwo einen Leck bekommt, so kann das Wasser doch nur in diejenige Abtheilung dringen, worin gerade der Leck befindlich ist. Die in den übrigen Abtheilungen befindlichen Waaren bleiben unbeschädigt, und das Schiff ist noch nicht in Gefahr zu sinken, wenn auch die leckgewordene Kammer sich mit Wasser anfüllt. Vielleicht verdiente eine solche Einrichtung eher Nachahmung, als die Chinesischen geschmacklosen Gebäude, Tempel, u. dergl., womit manche so genannte Englische Gärten überladen sind. Auf dem Vordertheile der Reiseschiffe, die auf den Flüssen gebraucht werden, pflegt der Herr des Schiffes zu gewissen Zeiten seinen Götzen zu opfern, z. B. wenn er aus einem Flusse oder Kanal in einen andern fährt, oder wenn stürmisches Wetter eintritt, und bei andern solchen Gelegenheiten. Das Opfer besteht in zugerichteten Speisen, welche hingestellt und wobei Räucherstäbe angezündet werden. Er bückt sich dann dreimal mit dem Kopfe zur Erde,

und zündet eine Menge Schwärmer an, vielleicht um durch den großen Lärm die Gottheit zu wecken, wenn sie etwa schlief. Hierauf brennt er viele eckige, überstüberte oder überzunte, Papiere an, welche überall verkauft und zu jedem Opfer gebraucht werden. Dann bückt er sich wieder, und beschließt das Opfer damit, daß er etwas Salz und Brühe von den dargebrachten Gerichten in das Wasser wirft. Das Uebrige nimmt er zurück, um es mit seiner Familie zu essen. Während dieser Ceremonien stehen die anderen Schiffer unbeweglich hinter dem Herrn des Schiffes, ohne ein Wort zu sprechen.

Die Menge der Junken, sowohl auf der See als auf den Flüssen, wird von allen Reisenden zum Erstaunen groß beschrieben. Auf dem Flusse Paiho, an welchem die Stadt Tien, sing liegt, schreibt Hr. Hürtner, hatten wir zuerst Gelegenheit, uns einen Begriff von dem Umfange der inländischen Schiffahrt in China zu machen. Außer den Nessel Schiffen, die überall in großer Menge vor Anker lagen, sahen wir gewiß an 600 beladene große und kleine Lastschiffe, an deren Hinterteile mit großen Charakteren geschrieben stand, woher sie kamen und was sie geladen hatten. Alle vor Anker liegende Fahrzeuge waren mit Menschen vollgepfropft, und an den seichten Stellen des Flusses standen sie im Wasser, um die vorbeifahrenden Fremden zu sehen. Bei der Stadt Nan-tschung, su lagen über 400 große Chinesische Lastschiffe, die im

Durchschnitt 150 Fuß lang, 14 Fuß breit und etwa 12 Fuß tief sind. Die Anzahl der mittlern und kleineren war, der Schätzung nach, wenigstens noch einmal so groß. Als die Englischen Schiffe an der Küste lagen, wurden sie von einer so großen Anzahl Fahrzeuge umgeben, daß sie fast nicht aus der Stelle konnten. Um das Commandeur-Schiff allein, zählte man mehr als 300 dicht neben einander; und so weit das Auge reichte, waren ihrer gewiß mehr als 1000, die sich herzubrängten, um die wunderbaren Europäischen Schiffe anzustaunen *). Die Chinesischen Junken auf den Flüssen, welche keine Segel führen, werden durch Ruder fortgetrieben, und zwar geschieht dieses mit Gesang, und nach dem Takte. Der Steuermann stimmt an; die Ruderknechte vollenden und beantworten die Strophe.

Es sey uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit noch Einiges von der Schiffahrt der Chinesen anzumerken, welches interessante Vergleichen mit der Europäischen an die Hand gibt.

Die Chinesen wagen sich nie weit auf das hohe Meer; sie hielten es für ein großes Wagnisstück der Engländer, über die offene See gerades Weges nach Peking zu fahren, da sie mit ihren See-Junken

*) Ein Jesuit wollte berechnet haben, daß man mit allen Schiffen in China eine Brücke von China nach Europa würde machen können. Das mag denn wohl ziemlich übertrieben seyn.

nur an den Küsten herumkriechen. Der Kompaß
 ist ihnen indeß sehr wohl bekannt, und soll sogar
 früher bei ihnen, als bei den Europäern, in Gebrauch
 gewesen seyn. Die Magnetnadel aber ist nur einen
 oder ein Paar Zolle lang, welches freilich in so fern
 vortheilhaft ist, daß sie nicht so merklich inclinirt *).
 Das Behältniß hat gewöhnlich 4 Zoll im Durchmesser.
 Am Rande sind mehrere Kreise, die durch Linien,
 welche auf den Mittelpunkt zu gehen, eingetheilt
 sind. Der innerste oder kleinste Kreis ist in acht
 Abschnitte getheilt, worin mit Chinesischen Charak-
 teren die vier Haupt-Weltgegenden Norden, Süden,
 Osten, Westen, und die vier zwischen liegenden Nes-
 bengenden, bezeichnet sind. Die ältern Kompassse,
 die noch im vierzehnten Jahrhundert in Europa ge-
 bräuchlich waren, hatten gerade dieselbe Eintheilung;
 die jetzt gewöhnliche, in zwei und dreißig Theile
 oder Kompaß-Striche, ist ein spätere Verbesse-
 rung. Ein andrer Kreis des Chinesischen Kompassse
 ist in 24 Abschnitte getheilt, welche die 24 Stun-
 den des Tages und der Nacht bedeuten, und jeder
 Abschnitt wieder in 15 Grade, also der ganze Ums-
 fang in 360 Grade, wie auch wir den Kreis ein-
 zutheilen pflegen.

*) Die Magnetenadel hat eine Inclination und Declination.
 Jene ist die Neigung gegen die Horizontallinie; diese
 die Abweichung von der Mittagslinie. Beide sind an
 verschiedenen Orten der Erde verschieden.

Die übrigen Kreise sind voll Chinesischer Schriftzeichen, die theils auf ihren Cyclus von 60 Jahren, nach welchem sie ihre Zeitrechnung ordnen, theils auf philosophische und mythologische Grundlehren der Nation Beziehung haben. Der Kompaß dient also in China nicht bloß zur See, sondern auch auf dem Lande. In Europa pflegt man gewöhnlich zu sagen: die Magnetnadel zeigt nach Norden; in China sagt man umgekehrt: sie zeigt nach Süden. Im Grunde ist freilich das eine so richtig, wie das andere. Der Kaiser Langsch, Großvater des jetzigen, sagt in seinen schriftlich aufgezeichneten Bemerkungen: die Meinung, oder richtiger, die Medensart, sie zeige nach Süden, habe ein höheres Alter für sich; und je mehr er nachforsche, desto mehr finde er, daß die Alten über das Verfahren und die Oekonomie der Natur sehr gründlich nachgedacht hätten. Da überdies, setzt er etwas sonderbar hinzu, alle Bewegung nach Norden hin abnimmt, so ist es um so weniger wahrscheinlich, daß die Kraft, welche die Magnetnadel in Bewegung setzt, von Norden herkommen sollte. — Die Declination der Magnetnadel ist den Chinesen nicht unbekannt; indeß bedienen sie sich dieses vortrefflichen Werkzeuges noch immer auf eine sehr unvollkommene Art.

Doch wir wollen uns wieder nach unserem Gesandten umsehen, der sich jetzt zu seinem Einzuge in die Hauptstadt anschickt. Es war den 2ten November, Vormittags um 10 Uhr, als er mit seiner

Gefolge in der Gegend von Peking ankam, wo die unermessliche Hauptstadt ihre Nähe durch eine sich weit hinaus erstreckende Reihe von Landsitzen und Gärten ankündigt, welche den Mandarinen und andern Einwohnern gehören. Wir wollen ihn selbst die Gegenstände beschreiben lassen, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen; denn es ist unterhaltenwerder die eigene Erzählung des Beobachters zu lesen.

„Die Gärten waren meistens mit Mauern umgeben, und mit ausgehauenen Pforten und schönen Gartenhäusern geziert. Die großen Wege in den Gärten waren an beiden Seiten mit Cypressen und Cedern bepflanzt, welche dem Vorübergehenden einen sehr angenehmen Anblick gewährten. Die Thore der schönsten Lusthöfe waren geöffnet, welches, wie ich glaube, mit Vorsatz und um meinetwillen geschehen war. Diese Lusthäuser währten eine halbe Meile weit bis an die Stadt. Von der großen Mauer bis Peking, findet man alle Viertelstunden Weges einen steinernen Wachturm gebauet, der mit fünf oder sechs Soldaten besetzt ist, und auf dem Tag und Nacht des Königs Fahnen und Flaggen, welche von gelber Farbe sind, herumfliegen. Diese Wachtürme dienen dazu, daß man auf ihnen, wenn sich Feinde blicken lassen, zur Warnung Feuer anzünden könne, welches dann von einem Thurm zum andern mit solcher Schnelligkeit fortgeht, daß man nach einigen Stunden in Peking Nachricht davon haben kann.“

„Das Land von der Stadt Lania *) bis hieher ist flach und sehr tüchtig zum Ackerbau; es wächst hier Reis, Gerste, Weizen, Hafer, Erbsen und Bohnen, aber kein Roggen. Die Wege sind sehr breit und gerade, und werden in gutem Zustande unterhalten; denn wenn nur ein Stein auf dem Wege liegt, so wird er sogleich von den dazu bestellten Leuten an die Seite des Weges geworfen.“

Hier unterbrechen wir unsern Vöhrant einen Augenblick, um die Beschreibung der neueren Reisenden zu vergleichen. Von Peking nach Tschecho erstreckt sich die Kaiserliche Straße in einer Länge von 22 Deutschen Meilen. Sie läuft mitten auf der Heerstraße zwischen diesen beiden Städten hin, ist zehn Fuß breit, einen Fuß hoch, und besteht aus Sand und Letten, welchen man durch Benetzen und Stampfen die Festigkeit einer Tenne gibt. Der Anblick dieser Straße erinnert an die Reinlichkeit des Fußbodens in einem Besuchzimmer. Nicht nur die Blätter der Bäume, sondern auch der Staub, werden sorgfältig abgekehrt, und alle zweihundert Schritte sind an beiden Seiten Wasserbehälter angelegt, in welche das Wasser oft sehr weit her und mit großer Mühe gebracht wird, um die Straße anzufeuchten. Vielleicht gibt es keinen schönern Weg in der Welt, als diesen, ehe der Kaiser dafür

*) Wir haben die Städte Lania und Tunro nicht auf unsern Karten gefunden.

ber reiset. Allenthalben fand man die Leute mit diesem Straßenbau beschäftigt. Tag und Nacht sind in gewissen Entfernungen Wächter angestellt, um Verwegene abzuhalten; denn es ist niemanden ohne Ausnahme erlaubt, diesen Weg zu betreten, ehe der Kaiser darüber gereist ist. Dann aber wird die Straße Preß gegeben, und natürlich bald zerstört, weshalb sie zweimal des Jahres, wenn der Kaiser in die Mongolei reist und wieder von daher zurückkehrt, von neuem gemacht werden muß. Hohe und steile Berge werden nicht für Hindernisse gehalten; und wo Flüsse im Wege sind, da werden neue Brücken gebauet und mit Erde bedeckt. Wo es der Raum nur irgend zulassen will, sind an beiden Seiten Nebenstraßen für die zahlreiche Begleitung des Kaisers mit nicht viel geringerer Sorgfalt gemacht.

„Nachdem ich nun,“ fährt Yßbrant fort, „meine Karawanen und Equipage eine Stunde vorher in die Stadt hatte lassen vorausgehen, hielt ich in einer guten Ordnung, mit meinen Leuten und Vorreitern, welche aus 90 Personen bestanden, wie auch in Begleitung verschiedener Kosaken, welche die herzudrängende Volksmenge abhielten, meinen Einzug in die Stadt. Außerdem waren auch noch einige sogenannte Boschy oder Platzmacher nebst verschiedenen Officieren von dem Kaiser befehligt, welche genug zu thun hatten, die Straße zu räumen, indem die Chinesen von Natur sehr neugierig sind.“

„Da ich hierauf in der Gegend des Hofes, wo

Die Gesandten zu logiren pflegen, angelangt war, so kamen mir einige Mardarinien entgegen, um mich zu bewillkommen; und auf der Straße vor dem Hofe standen zu beiden Seiten Soldaten in Reihe und Glied. — Täglich wurde ich mit allerlei Erfrischungen und Lebensmitteln sowohl für mich als für meine Leute versorgt, und wir waren alle froh, daß wir nach einer so langen und beschwerlichen Reise, welche 1 Jahr und 8 Monath gewähret hatte, endlich wohlhalten hierher gekommen waren, ohne mehr als einen einzigen Mann zu verlieren.“

Nachdem die Gesandtschaft drei Tage ausgeruht hatte, kam Ybbrant zur Audienz. Zuerst lud der Unterkönig ihn zur Tafel ein. „Es wurde kalte Küche aufgesetzt,“ erzählt er, „als gebratene Gänse, Hühner, Schweine und Schöpfensfleisch, überdem eine Menge Früchte, Confitüren und Gebackenes. Für mich war eine Tafel allein gedeckt, eine Elle lang und breit, auf welcher Schüssel auf Schüssel übereinander gesetzt standen, welche alle von Silber waren, und deren ich über 70 Stück zählte. Auch wurde Thee getrunken und ich mit Rheinwein traktirt.“

Der Kaiser ließ den Gesandten, ehe er ihm selbst Audienz gab, durch den Vater Gerbillon, einen gebornen Franzosen, um allerlei befragen, z. B. wie viele Zeit er auf seiner Reise von Moskau nach Peking zugebracht habe, welchen Weg er gereiset sey, und dergleichen.

Dann kam der Unterkönig mit dem Befehl, den Gefandten vor den Thron zu bringen.

Diese Ceremonie dauerte nicht lange. Hybrant beschreibt sie ganz kurz auf folgende Art:

„Als mich nun der Unterkönig bei der Hand nahm, stand ich auf, und nachdem er mich eine Treppe, sechs Stufen hoch, hinaufgeführt hatte, setzte er mich an die Tafel, dem König *) gerade gegen über. Nachdem ich nun auf das ehrerbietigste meine Verbeugung vor ihm gemacht hatte, redete er zu dem Jesuiten, Pater Gerbillon, welcher mich wie vorhin fragte, nämlich: wie lange ich unterwegs gewesen, und wie ich gereiset wäre; in wie vielen Grade (**) Moskau läge; wie weit Pohlen, Frankreich, Italien, Portugal und Holland von Moskau entfernt wären. Hierauf antwortete ich, wie ich wohl merken konnte, zu seiner vollkommenen Zufriedenheit.“

(Vermuthlich hat Hybrant, als ein kluger Mann, über die Leerheit der ganzen Ceremonie, über die Art und Wiederholung der schon beantworteten Fragen, insgeheim ein wenig gelächelt, wovon er sich aber auch gegen den Leser nichts merken läßt.) „Nach diesem,“ fährt er fort, „ließ er sich einen goldenen

*) Unser Verfasser oder Uebersetzer braucht immer das Wort König, anstatt des jetzt gebräuchlichen Titels Kaiser von China.

**) nämlich geographischer Breite und Länge.

Becher reichen, mit einem Trank, der auf Tartarisch Kumis genannt wird, und der, nach Aussage der Bedienten, ein Branntwein von Pferdennilch abgezogen seyn sollte. Er gab den Becher dem Unterkönige, der neben ihm stand, mit dem Befehl, ihn mir zu überreichen. Ich nahm ihn denn auch mit Ehrerbietigkeit an, und gab ihn, nachdem ich den Trank gekostet hatte, wieder zurück. Darauf ließ der König meine Bedienten ungefähr bis auf eine Weile von drei Klöstern an seinen Thron kommen, und beehrte sie mit eben demselben Getränke. Nachdem dies geschehen war, machte ich, nach Europäischer Art, meine Verbeugung. Nun nahm der Unterkönig mich bei der Hand, und führte mich an den Ort, wo ich vorher gesessen hatte. Als ich hierauf noch eine Viertelstunde gesessen, wurde mir angedeutet, aufzustehen. Der König stand auch von seinem Throne auf, und erkundigte sich im Weggehen noch nach dem Vater Orimaldi, den er nach Europa geschickt hatte und zurück erwartete. Dieser reiste über Smirna durch Persien und Indien nach China zurück.“

„Der Pallast war ein viereckiges Gebäude, zweimal so lang als breit, von Mauersteinen aufgeführt. Das Dach war mit gelben glasierten Ziegeln bedeckt, und auf demselben sah man Figuren von Löwen, Drachen, u. s. w. Die Höhe des Pallastes bis unter das Dach betrug ungefähr 3 Kloster. Nach dem Saale ging man auf einigen Treppen hinauf; der untere Theil oder Eingang war mit

Fenstern umgeben, aber ohne Glas, mit Papier zugeklebt. An beiden Enden des Saales waren Thüren, und über denselben ein auf Kronenart stark vergoldenes hölzernes Schnitzwerk. Der Saal hatte keine Decke oder Gewölbe, sondern war bis unter das Dach offen, welches mit Oelfarbe schön bemahlt und mit vergoldeter und lackirter Arbeit geziert war. Auch sah man zwölf große vergoldete und bunt bemahlte Pfeiler. Die Länge des Saales betrug ungefähr 30 Klafter, die Breite etwa 10. Der Fußboden war mit Teppichen belegt, mit allerlei Figuren und Laubwerke geziert.“

„Der Thron stand dem vordersten Eingange gegenüber, gegen Morgen an der Hintermauer, und war, dem Augenmaße nach, etwa drei Klafter lang und breit. Vorwärts konnte man an zwei Orten hinaufgehen, indem an demselben zu beiden Seiten Treppen mit sechs Stufen hinauf führten. Die Lehnen der Treppen waren von gegossenem Laubwerke und stark vergoldet. Auf dieser Erhöhung in der Mitte stand der eigentliche Thron, ungefähr wie ein Altar, welcher mit zwei halben Thüren geöffnet wurde. Der Sitz des Monarchen war mit schwarzem Zobel überzogen und eine Elle hoch. Auf diesem saß er mit untergeschlagenen Beinen.“

„Was die Person des Kaisers betrifft, so war er ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von gutem Ansehen, mittler Statur, pockennarbig, und mit einem schwarzen herabhängenden Knebelbart, dagegen mit wenig oder gar keinem Bart am Kinne. Seine
Kleidung

Kleidung bestand in einem gemeinen dunkeln damastenen Unterrocke, einem Oberkleide von blauem Satin mit Hermelin gesüßtert, über welchem eine Schnur von großen Korallen wie ein Paternoster vom Halse über die Brust herunter hing. Auf dem Kopfe hatte er eine warme Mütze mit einem Gebraume von Zobeln, und auf derselben eine rothe seidne herabhängende Quaste, wie auch einige Pfauenfedern, welche hinterwärts herunterfielen. Sein Haar hing in Flechten auf den Rücken herab. Er hatte weder Gold noch Edelgesteine an sich. Seine Stiefeln waren von schwarzem Sammet.“

Fast gerade so, wie hier Jibrant den Kaiser Kanghi schildert, wird auch der Kaiser Tschienlong von den Engländern beschrieben: einfach in seiner Kleidung mitten unter der überladenen Pracht seines Hofes, von gutem, männlichem Ansehen, und im hohen Alter noch von jugendlichen Kräften. Uebrigens weicht aber die erste Audienz der Englischen Gesandtschaft sehr merklich von jener ab; sie war, so viel man aus der Beschreibung sieht, viel ungezwungener, offener, humaner, und erhielt durch das Lokal und einige Nebenumstände eine Art von rührender Feierlichkeit, welche sonst den Audienzen eben nicht eigen zu seyn pflegt. Die Scene war nämlich der Park bei Dscheho, wo eine Menge Zelte aufgeschlagen waren. Am 14ten September, noch vor Anbruch des Tages, begab sich die Gesandtschaft dahin, wo schon eine glänzende Versammlung war, weil der künigliche Unterhath. I. H

Geburtstag des Kaisers herannahete. Alle Tartarische Prinzen, die dem Kaiser Tribut bezahlten, verschiedene Chinesische Unterkönige, Befehlshaber von Bezirken, Städten u. s. w., kurz Mandarinen aller Art, gewiß an sechs hundert, warteten schon auf die Ankunft des Kaisers; und ihre Bedienten, ferner Soldaten, Musiker und Gaukler machten eine eben so große Anzahl aus. Etwa eine halbe Stunde nach dem Anbruche des Tages sah man einen Reiter herbei eilen, bei dessen Ankunft sich das Gedränge in Reihen ordnete. Dies war das Zeichen von des Kaisers Annäherung. Alles wurde still. Man hörte in der Ferne Musik und Beckenklang; auf allen Gesichtern zeigte sich der Eindruck, welchen die Erwartung von etwas Außerordentlichem macht. Nach einiger Zeit kamen die ersten Minister, in Gelb gekleidet, auf schönen weißen Schimmeln geritten, stiegen in einiger Entfernung vom kaiserlichen Zelte ab, und stellten sich in Reihen, dann ein Zug Musik, eine kleine Wache, und endlich der Kaiser, auf einem stark vergoldeten, offenen Stuhle, von sechzehn Leuten getragen. Ihm folgten einige der vornehmsten Mandarinen. So wie der Zug in die Reihe trat, fiel Alles nieder und berührte mit dem Gesichte die Erde. Die Englische Gesandtschaft ließ sich auf ein Knie nieder; der Kaiser hieß sie aber sogleich wieder aufstehen, hielt einige Zeit still, und unterredete sich mit dem Gesandten sehr herablassend. Die ungezwungenste Freundlichkeit verbreitete sich

über die Miene des alten Monarchen; er sprach langsam und mit einer hinreißenden Herzlichkeit. Dann ließ er sich in das Zelt und auf den Thron tragen. Die Sonne ging so eben auf, und erleuchtete den ganzen weiten Park; ein rothiger Morgen sank herab. Der Gesang einer feierlichen Hymne, von sanfter Instrumentalmusik begleitet, unterbrach die tiefste Stille. — Hierauf folgte die Ceremonie mit den Verbeugungen. Der Gesandte ging auf den Thron, und überreichte den Brief des Königs in einer viereckigen goldnen Kapsel. Dann wurden Erfrischungen genommen; es traten Dinger, Gaukler und Tänzer auf, und der Kaiser begab sich wieder zurück. Auch wir wollen zu unserm Pßbrant zurückkehren und ihn weiter erzählen lassen.

„Des folgenden Tages,“ fährt er fort, „kamen zwei Mandarinen, welche von dem Könige abgeschickt waren, und brachten mit sich funfzig Pferde zu meinem und meiner Leute Dienst, mit der Anzeige, daß, wenn ich die Stadt besehen wollte, es frei und ungehindert geschehen könnte. Darauf ließ ich mein Pferd satteln, und ritt mit den Mandarinen auf des Königs Befehl in ein Schauspielhaus. Hier war eine große Schaubühne von geschnitztem Bildwerk, schön gemahlt, welche die Komödianten für Geld gebrauchten. In der Mitte dieses Pallastes war ein Platz mit einem Gitter umgeben, in welchem die Mandarinen uns ersuchten, uns auf Stühlen niederzulassen. Zuerst wurde ich nebst meinen Leuten mit Thee traktirt; alsdann wurde

eine köstliche Mahlzeit angerichtet und eine Komödie nebst verschiedenen Gaukelspielen aufgeführt. Etliche spielten aus der Gaukeltasche, und wußten sehr behende allerlei Früchte, als Chinesische Äpfel, Limonen, Trauben, lebendige Vögel und Krebse, hervorzubringen und andere artige Dinge nach Europäischen Art zu machen. Andere wußten mit runden gläsernen Kugeln, von der Größe eines Menschenkopfes, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu spielen, und sie z. B. auf der Spitze eines Stabes herumzudrehen und laufen zu lassen, ohne daß sie herabfielen. Hierauf wurde ein starkes Bambusrohr, etwa sieben Klafter lang, in die Höhe gerichtet und von sechs Personen fest gehalten, an welchem ein Junge von zehn Jahren mit seinen Händen und Füßen, wie ein Affe, geschwind bis an die oberste Spitze hinauf lief. Oben legte er sich mit dem Bauche auf die Spitze des Rohres, und drehete sich auf demselben herum. Dann warf er sich in die Höhe, setzte den einen Fuß auf das Rohr, und hielt sich mit der einen Hand an dasselbe, ließ die Hand los, schlug mit beiden Händen zusammen, und wußte doch das Rohr mit einer solchen Geschwindigkeit wieder zu ergreifen und hundert andere Uebungen zu machen, daß es zu verwundern war.“

„Die Komödien ließen sich auch nicht unangenehm ansehen. Die Akteure waren des Königs Hof-Komödianten. Sie trugen köstliche Kleidung, und veränderten sie sehr oft. Die Vorstellung be-

zog sich auf den triumphirenden Aufzug eines Kriegshelden. Es kamen dabei mehrere Götzenbilder, auch einer ihrer alten Könige zum Vorschein; letzterer mit einem blutroth gefärbten Gesichte. Zwischen durch wurde mit einer Kurzweil aufgewartet. So stellten sich 3. D. zwei junge Personen einem Manne auf die Schultern, die eine auf die rechte, die andre auf die linke, und hüpfen nach der Musik gegen einander auf, dreheten sich um, machten Verbeugungen, u. s. w., als ob sie auf festem Boden tanzten.“

Anstatt unsern Gesandten zu allen Gastmählern zu begleiten, welche die vornehmsten Mandarinen ihm zu Ehren gaben, und deren köstliche Gerichte er weitläufig beschreibt und rühmt, wird es unterhaltender seyn, die Nachrichten von den Schauspielen und Tänzen, welche dem Englischen Gesandten zu Ehren gegeben wurden, zur Vergleichung mit den obigen, um ein Jahrhundert älteren, hier einzuschalten.

Am 12ten September, als am Tage nach dem 23ten Geburtstage des Kaisers — denn an seinem Geburtstage selbst waren keine öffentlichen Belustigungen, und er brachte ihn meistens in seinem Lama-Tempel zu — am folgenden Tage also, wurden im Park zu Dschecho allerlei Belustigungen veranstaltet. Den Anfang machte ein Feuerwerk. Die Europäer versprachen sich davon viel, weil die Chinesen als große Meister in dieser Kunst gerühmt werden; aber ihre Erwartungen wurden nicht ganz befriedigt. Die

Europäer haben es in Feuerwerken zu weit gebracht, um an einem Chinesischen sonderlichen Geschmack zu finden. Großer Lärm — das Charakteristische in den Vergnügungen dieses Landes — wird auch hierbei nicht vergessen. Je öfter und stärker der Knall ist, desto mehr befriedigt es die Chinesen. Das beste war noch ein großer Kasten mit verschiedenen Abtheilungen und papiernem Boden, welchen man unten anzündete. Dieser wurde zwischen zwei Säulen hinaufgezogen; der durchbrannte Boden ließ lange Reihen von Laternen herabfallen, die sich alle in einem Augenblicke gleichsam von selbst angezündet hatten, und oben befestigt waren. Die Abtheilungen brannten eine nach der andern durch, und warfen auf verschiedenen Seiten eine gleiche Menge angezündeter Laternen herab, bis ihre Anzahl auf fünf, bis sechshundert stieg. Dergleichen Laternenkasten waren mehrere. Was vollends die Wirkung des Feuerwerks verhinderte, war, daß es bei Tage abgebrannt wurde, weil der Kaiser sich um 6 Uhr Abends schlafen legte, und sich nicht der Abendluft aussetzen wollte.

Indem das Feuerwerk in einiger Entfernung abgebrannt wurde, tanzten vor dem großen Zelte an zwei hundert Personen, die alle olivenfarb gekleidet waren und Laternen in den Händen hielten. Ihre mannigfaltigen Figuren, und der Gesang, mit welchem sie ihre Bewegungen begleiteten, hatten für Auge und Ohr mehr Angenehmes, als das Feuerwerk.

Darauf folgten andere Belustigungen. Zuerst traten Ringer auf, immer zwei zugleich. Sie waren über und über, aber nur leicht, bekleidet, liefen von entgegengesetzten Seiten auf einander zu, und rangen oft an fünf Minuten, ehe einer den andern zu Boden warf, welches gemeinlich durch heftige Stöße in die Kniekehlen bewirkt wurde. Der Fall des einen endigte den Streit, und der Sieger neigte sich zur Erde gegen den Kaiserlichen Thron.

Nun traten Tänzer aus verschiedenen Asiatischen Nationen auf, theils mit, theils ohne Waffen. Jede Nation hatte ihre eigene Instrumentalmusik, und sang zu ihrem Tanze nach Art der ältesten Völker. In den Bewegungen der Tänzer war weder Leichtigkeit noch Anmuth. Sie hatten fast alle große Stiefeln an, und waren übrigens unbequem gekleidet; indeß sah man sie doch mit Vergnügen.

Aus dem, was nachher folgte, sah man, daß die Chinesen in der Gelenkigkeit und dem geschickten Gebrauch ihrer Glieder keiner Nation etwas nachgeben. Folgendes ist ein Beispiel davon. Ein Mann legte sich auf die Erde, und hob seine Beine senkrecht in die Höhe. Auf die Sohlen seiner Stiefeln legte man ein rundes, sehr schweres, kleinernes Wassergefäß, drittelhoch, und anderthalb Fuß im Durchmesser, welches er zum Verwundern geschwind herumdrehte. Das Gefäß lag mit dem Bauche auf seinen Füssen. Wie erstaunte man, als auf dasselbe ein Knabe gestellt wurde, der es zum Schauplatz seiner Kunst machte!

Er zwang die geschmeidigen Glieder seines kleinen Körpers in die sonderbarsten Stellungen, kroch auf eine sehr gefährliche Art mit dem Kopfe vorn hinein, und durch eine fürchterliche Verzerrung seiner Glieder wieder heraus. Die Schwere des Gefäßes hätte bei der kleinsten falschen Bewegung Mann und Knaben zerschmettert. Im Nadschlagen, und in den Sali mortali sind die Chinesen so geübt, wie unsre besten Seiltänzer, und im Halten des Gleichgewichts, welches sie mit unglaublicher Leichtigkeit verrichten, werden sie vielleicht von keinem Europäer übertroffen.

Am folgenden Tage wurde in Gegenwart des Kaisers ein Schauspiel gegeben, dem auch die Gesandtschaft beiwohnte. In dem Park war ein besonderes Schauspielhaus, welches aus einem erhöhten Parterre und aus zwei Stockwerken bestand. Umher waren Gebäude mit guten Zimmern, welche einen viereckigen Hof einschlossen. Der Kaiser befand sich in dem Theile dieser Gebäude, welcher den Bühnen (es waren nämlich deren drei übereinander) gegenüber lag. Die Bühnen haben keine Dekorationen an den Seiten; aber die Hinterwand ist durchbrochen, mit Blumen und Vergoldungen geziert, und mit zwei Thüren versehen. Das Schauspiel bestand in Turnieren und in dem Aufzuge eines Meerergottes. In den ersteren fehlte es nicht an Abwechslung; Zuschauer, die nie etwas Besseres gesehen hatten, mußten Vergnügen daran finden. Diejenigen Schauspieler, welche alte He-

den, große Krieger oder Könige vorstellten, hatten das Gesicht über und über schwarz und weiß bemahlt, lange Bärte, an jeder Schulter zwei Flügel, große Speiße, und schrien, anstatt zu sprechen.

Der Anzug der Schauspieler war durchgängig von den reichsten Stoffen und seidnen Zeugen. Der Aufzug des Meerergottes brachte eine Menge Ungeheuer auf die Bühne. Sie konnten in der Luft nicht schwimmen; man hatte ihnen also zwei oder vier Menschenfüße geliehen, und sie schritten mit großer Ordnung hinter einander über die Bühne. —

Während der Anwesenheit der Russischen Gesandtschaft fiel ein gewöhnliches großes Jahresfest der Chinesen ein, welches etwa drei Wochen währte. Es nahm seinen Anfang den 7ten Januar spät Abends, als der Neumond eintrat. Dieser Augenblick wurde durch das Läuten einer großen Glocke *) angekündigt. Sogleich wurden auf dies Zeichen

*) Le Compte in seinen Mémoires sur les Chinois gibt sieben große Glocken in Peking an, welche jede auf 120,000 Pfund geschätzt werden, also etwa fünfmal mehr Gewicht haben, als die berühmte in Erfurt. Sie sind nach seiner Angabe 12 Fuß hoch, 13 im Durchmesser, 40 im Umfang, oben und unten beinahe gleich weit, stumpf gearbeitet und von grobem Metall. Hin und wieder sind an dem dünnern Theile Löcher durchgebohrt. Die Krüppel sind von hartem Holze, nicht, wie bei uns, von Metall. Le Compte sagt, sie gäben nur ein dumpfes trauriges Gebrumme; das

die großen Trommeln gerührt und die Kanonen gelöst. Das Volk machte durch Feuerwerke, Raketen, Schwärmer, Kanonenschläge, Büchsen, Trommeln, Trompeten, und kurz durch alles was nur knallte und schallte, einen entsetzlichen Lärm, so daß es von 10 Uhr Abends bis den andern Tag gegen Mittag nicht anders war, als ob man unter Hunderttausenden wäre, die sich eine Schlacht lieferten. Des Tages sah man auf den Straßen viele Processionen mit Götzenbildern von allerlei Gestalten, welche von den Lamas einher getragen wurden, indem andere mit Rauchfässern und Paternostern nebenher gingen, wobei das Trommeln, Beckenschlagen, Trompeten, und andres Lärmen kein Ende nahm. Das Herumtragen dieser Teufelsbilder — mit dem rechtgläubigen Ysbrant zu reden, — welchen viele Menschen vorgingen und nachfolgten, dauerte drei ganze Tage. Während der Zeit waren alle Kramläden geschlossen, und es durfte bei schwerer Strafe niemand etwas verkaufen.

gegen
1700
1710
1720
1730
1740
1750
1760
1770
1780
1790
1800
1810
1820
1830
1840
1850
1860
1870
1880
1890
1900
1910
1920
1930
1940
1950
1960
1970
1980
1990
2000

gegen findet P. Magallan ihren Ton so angenehm und harmonisch, daß er eher von einem musikalischen Instrumente herzurühren scheint. So verschieden sind die Eindrücke und die Nachrichten der Beobachter von einer und eben derselben Sache! Daß ein metallener Klöppel einen stärkeren Schall geben müsse, ist klar; und daß der gedämpfte Ton von einem hölzernen Klöppel nicht anders nehm seyn könne, ist auch wohl glaublich.

Zu dieser Zeit sah man alle Straßen mit Menschen von beiden Geschlechtern angefüllt; vornehmlich mit vielen Frauenzimmern, die auf Eseln ritten, oder in zweirädrigen Chaisen fuhren, welche überdeckt waren, und rund umher Vorhänge hatten; die nur vorn zurückgeschlagen wurden. Von den Dienstmädchen, welche hinten auf saßen, quintelirten einige etwas mit ihren hellen Stimmen; andere bliesen auf Trompeten, welche aus einer gewissen Art von Horn gemacht werden. Einige Damen saßen ganz öffentlich, und rauchten eine Pfeife Taback.

Einige Tage nachher wurde dem Gesandten durch einen Mandarin angedeutet, daß er den folgenden Morgen zwei Stunden vor Tage sich zur Abschieds-Audienz im Kaiserlichen Pallaste einzufinden sollte. Schon drei Stunden vor Sonnenaufgang kamen drei Mandarinen zu Pferde, um ihn abzuholen. Man setzte ihm eine Bohnensuppe, wie er es nennt, oder eine Art Kaffee vor, welchen die Chinesen des Morgens zu trinken pflegen; und während der Zeit versammelten sich die Mandarinen, alle in Gallakleidern, auf dem vierten Schloßhofe. Als es anfang Tag zu werden, führte man ihn in diese Versammlung, und ließ ihn niedersitzen. Nach einer halben Stunde kam der König, begleitet von einer angenehmen Musik von Quersflöten und einer Art Lauten. Die Audienz wurde nicht wieder in dem vorigen Saale gegeben. Es war ein besonderer Thron aufgerichtet, mit gelbem Damast über-

zogen. Zu beiden Seiten desselben lagen, auf einem dazu gemachten Gestelle, zwei große, schön bemahlte und vergoldete Trommeln, deren jede wohl 2½ Klafter *) lang war. (Wir erzählen dieses und das Folgende mit Ysbrants eigenen Worten).

Nachdem sich nun der König gesetzt hatte, wurden die Glocken geläutet, die Trommeln gerührt, auf den Lauten gespielt, und auf drei Pfeifen dreimal sehr stark geblasen. Darauf wurden zwei Mandarinen von dem Könige zu mir gesendet, mit dem Befehl, mich ihm zu nähern. Sie führten mich zugleich bei der Hand von meinem Orte, welcher ungefähr acht Klafter von dem Throne war; aber meine Leute mußten sitzen bleiben. Ich setzte mich ungefähr drei Klafter weit von des Königs Throne zur Seite nieder, zwischen zwei Fürsten, welche von Geburt Tartaren (Mongolen) waren. Nachdem ich meine höfliche Verbeugung vor dem Könige gemacht hatte, wurde des Königs große Glocke geläutet, und auf die Trommeln, die zur Seite lagen, stark geschlagen, welche einen so harten Schall von sich gaben, als ob man mit Pistolen schösse; auch wurde auf Flöten gespielt, und neunmal **) auf den oben erwähnten Pfeifen geblasen.

*) Eine ungeheure Länge für eine Trommel! und doch ist Ysbrant sonst nicht der Mann, der sich Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt.

**) Die Zahl 9 ist bei den Mongolen ominös und heilig, rote man denn fast überall in dieser Zahl etwas Geheimnisvolles

„Hierauf wurde ich ersucht mich zu setzen. Man brachte mir eine Tasse Bohnensuppe oder Kaffee, welchen ich höflich annahm und vor mich hin stellte. Nachdem ich nun Sr. Czaarischen Majestät Angelegenheiten bei dem Könige abgethan hatte, stand ich auf, und machte meine Verbeugungen, da denn auch der König seinen Thron verließ, und durch die Thür gegen Abend nach seinem Pallaste ging.“

„In diesem vierten Plaze stand des Königs Leibwache in rothen Kattun gekleidet, worauf kleine Schiffe von der Größe eines Speeresthalers gedruckt waren. Auf dem Kopfe trugen die Soldaten ein kleines Hütchen mit einem gelben Federbusch geziert. Sie waren mit einem Säbel bewaffnet, und hatten schöne Lanzen mit daran gehängten Fahnen in der Hand. Sie waren von dem Throne bis mitten auf den Platz zu beiden Seiten rangirt. Auch standen bei ihnen zur Schau acht weiße gesattelte Pferde.“

Neunmal wurde hier in die Trompete gestochen; neunmal wurde am Geburtstage des Kaisers Tien Long mit großen Peilschen geknallt; neunmal muß der Unterthan sich vor dem Kaiser von China zur Erde bücken; eine Sklavensitte, die — welches merkwürdig ist — auch im Innern von Afrika herrscht. Der König von Dahome erließ einen Brief an Georg I, König von England, worin er von sich rühmte, wie viele Könige er unter sich habe, die es nicht wagen dürften, vor ihn zu kommen, ohne ihre Erde zu fallen und mit ihrem Munde keinenmal den Staub zu berühren, ehe sie ihn öffnen, um mit ihm zu sprechen.

„Auf dem dritten Vorhofe standen zur Parade vier Elephanten von ungemeiner Größe; einer darunter war ganz weiß. Sie waren mit köstlich gestickten goldenen Decken behängt, und hatten silbernes übergoldetes Zeug, nämlich Säume, Schwanzriemen und andere herunterhängende Rieme, alles stark mit Silber beschlagen und vergoldet. Oben auf dem Rücken der Elephanten stand ein Thürmchen, oder eine Gallerie, deren Geländer sehr artig von Holz geschnitz und vergoldet war, und worin acht Personen bequem Platz hatten.“

„Auch standen auf diesem Platze des Königs zweirädrige Wagen und Sänften, welche alle mit gelben damastenen Vorhängen behängt waren, ferner viele Stühle, auf denen Trommeln, Becken und andre Instrumente lagen, die zum Götzendienste gebraucht werden.“

„Nachdem ich aus dem Pallaste gegangen war, holte uns einer von des Königs Wagen ein, den ein Elephant zog. Zu beiden Seiten liefen zehn Personen, mit einem dicken Strick in ihren Händen, der an dem Maule des Elephanten auf beiden Seiten fest gemacht war, und womit sie ihn zu lenken wußten. Oben auf des Elephanten Nacken saß ein Mann, der einen eisernen Haken in der Hand hatte, mit welchem er ihn regierte und im Zaum hielt. Der Elephant ging seinen gewöhnlichen starken Schritt; die aber, welche ihn führten und nebenher gingen, mußten, wenn sie ihm gleich bleiben wollten, aus Leibeskräften laufen.“

Einige Tage hernach besuchte Hbrant die merkwürdigsten Oerter der Stadt. In dem Kloster der Jesuiten, welches nach Europäischer Art gebauet war, standen auf dem Hofe ein Paar Globen, Himmelskugel und Erdkugel, von ungemeiner Größe, nämlich jeder wohl eine Klafter hoch, unter eigends dazu erbauten kleinen Häuserchen. Die in Italia'nischer Manier gebauete Kirche hatte eine vorzüglich große und schöne Orgel. Auch war im Kloster eine hübsche Sammlung von allerlei Kunstwerken. Hbrant wurde hier mit Erfrischungen bewirthet; man trank in dem herrlichsten Belue „nach ihrer Gewohnheit“ auf das Wohlseyn aller christlichen Monarchen, und Hbrant fuhr „mit vollem Vergnügen“ wieder zurück.

Zwei Mandarinen führten ihn hierauf in des Kaisers Elephantenstall, worin vierzehn Stück große Elephanten standen, unter denen einer ganz weiß war. Diese gelehrigen Thiere mußten hier ihre Künste sehen lassen. Auf des Oberstallmeisters Befehl schrieken sie, wie die Zieger, daß der Stall zu erzittern schien; andere blökten wie ein Ochs, oder wieherten wie ein Pferd, oder sangen wie ein Kanarienvogel *); auch gaben sie einen Schall von

*) So steht im Originale. Ob es buchstäblich zu verstehen sey, können wir nicht entscheiden. Ein Elephant mit der Stimme eines Kanarienvogels müßte sich noch feltamer ausnehmen, als ein diebsleitender Kaffir mit seinem indischen Sopran.

sich, wie eine Trompete, „welches das verwunderlichste von allem war.“ Dann mußten sie dem Gesandten ihre Verbeugungen machen, niederknien, sich bald auf die eine bald auf die andere Seite niederlegen, und wieder aufstehen. Wenn sie sich niederlegten, streckten sie erst die Vorderbeine vorwärts, dann die Hinterbeine hinterwärts aus, so daß sie platt mit dem Bauche auf der Erde lagen. Einer von den Elephanten war ein Hengst und sehr wild; man hatte ihn daher an zwei Füßen mit starken Ketten geschlossen. So lange dieser da gestanden hatte, war er noch nicht aus seiner Stelle gekommen. Vor seinem Stalle hatte man eine große Grube gegraben, damit er, wenn er sich ja losriß, hinein fallen mußte und kein Unglück anrichten könnte. Diese Thiere kommen aus dem Königreiche Siam, welches das rechte Vaterland der schönsten Elephanten ist.

Auf dem Rückwege bemerkte Ybraant vor der Thür eines Mandarinens einen Bedienten, welcher beschäftigt war, einem fetten Hunde, den er eben geschlachtet hatte, das Fell abzuziehen. Auf die Frage, wozu dies geschähe, antwortete man: das Hundesfleisch sey besonders des Sommers der Gesundheit sehr zuträglich, weil es sehr kühle.

Des andern Tages schickte man verschiedene Thiere in den Hof des Gesandten, um diesem die Zeit auf eine angenehme Art zu vertreiben: unter andern einen Zieger in einem Käfig, ferner abgerichtete Affen, welche allerlei Kunststücke machten. So wurde
zum

zum Beispiel, eine Kiste auf dem Plaze niedergesetzt, worin Affenkleider von verschiedenen Farben befindlich waren. Sobald nun der Meister rief: in die Kiste! sprangen die Affen hinzu, und wußten jeder die ihm zugehörigen Stücke von bestimmten Farben auszusuchen und anzuziehen, wobei sie lächerliche Grimassen machten. Nachdem sie sich angekleidet hatten, mußten sie auf der Erde und auf einem straff gespannten Seile auf den Hinterfüßen tanzen, zur großen Belustigung der Zuschauer. Dergleichen abgerichtete Affen werden bekanntlich auch in unsern Gegenden oft herum geführt. Sonderbar aber und seltener waren die Kunststücke zweier Mäuse, welche an kleinen Ketten lagen. Auf Befehl des Herrn wußten sie sich mit ihren Ketten so durch einander zu verwickeln und zu verknüpfen, und dann selbst rückwärts wieder los zu wickeln, daß man wirklich die Geduld des Meisters, und die Gelehrigkeit dieser Thiere, denen man sonst wenig Aufmerksamkeit schenkt, nicht genug bewundern konnte.

Der Tag der Abreise unseres Gesandten, der jetzt seine Aufträge am Chinesischen Hofe besorgt hatte, nahte nunmehr heran, und wurde ihm, auf sein Verlangen, acht Tage vorher vom Kaiser angezeigt.

Ehe wir die beschwerliche Rückreise mit ihm antreten, wollen wir uns noch ein wenig in China und in der Hauptstadt Peking verweilen, und, außer den obigen gelegentlichen Nachrichten, noch eins und das andere anführen, was dieses merkwürdige künigliche Unterhalt. I. S

Land auszeichnet, ohne indeß, wie sich von selbst versteht, uns in eine ausführliche Beschreibung einzulassen.

Das eigentliche China begreift einen Flächeninhalt von etwa 81,000 Quadratmeilen, und hat ein gesundes Klima, welches aber, nach den verschiedenen Gegenden dieses großen Landes, sehr verschieden ist. Die nördlichen Gegenden sind, besonders wegen der hohen Gebirge, kälter, als sie sonst wegen ihrer Entfernung vom Aequator seyn könnten; dagegen sind die südlichen desto heißer und trockner. Das Land ist eins der fruchtbarsten in der Welt, und liefert nicht nur die gewöhnlichen Produkte anderer Länder in Ueberfluß, sondern hat auch einige, die ihm besonders eigen sind. Nur von einigen der merkwürdigsten wollen wir hier eine kurze Nachricht beifügen. Der Talgbäum, dessen Frucht einige Aehnlichkeit mit einer Nuß hat, ist ein sehr nützliches Gewächs. Es liegen nämlich in einer gemeinschaftlichen Schale drei Kerne, von der Größe einer Haselnuß, deren Mark die Eigenschaft des Talgs an sich hat. Mit gemeinem Oel oder Wachs versetzt, wird es zu Lichtern gebraucht, deren man sich durch das ganze Reich bedient, weshalb auch fast bei jedem Hause auf dem Lande einige Talgbäume stehen. Nach der Beschreibung des Hülde und Anderer, wird der Kern mit der Schale in Wasser gekocht. Die Schale zerplatzt von selbst, wenn die Frucht reif ist; aus dem Kerne steigt eine Art von Fett auf, welches beim Erkal-

ten auf der Oberfläche des Wassers wie Talg gerinnt und abgeschöpft wird. Zu zehn Pfund von solchem Talg wurde drei Pfund Leinöl gethan, auch, um der Masse mehr Konsistenz zu geben, etwas Wachs beigemischt, weil sie sonst an den Fingern klebt. Die Lichter, welche man daraus verfertigt, sind kegelförmig, und werden mit dem dünnen Ende in den Leuchter gesteckt, an dem dicken aber angezündet. Sie brennen sehr gut, würden aber noch besser seyn, wenn man das beigemischte Del vorher reinigte. Der Dacht wird nicht, wie bei uns, von Baumwolle, sondern von Hinsen gemacht. Um den Lichtern ein schöneres Ansehen zu geben (wie denn die Chineser überhaupt große Liebhaber vom Bunten sind), mischen sie auch wohl Zinnober oder andre Farben darunter.

Das Bambusrohr wächst in China in großer Menge und sehr hoch. Es wird auf mannigfaltige Art genutzt. Das größere dient zu Röhren bei Wasserleitungen; das kleinere braucht man zu allerlei andern Röhren, z. B. zu Fernröhren; und aus dem Kern wird eine Art Papier verfertigt.

Nicht minder ist der Firnißbaum (Esi, Eschu), aus dem ein Gummi tröpfelt, das zur Bereitung des feinen Firnisses dient, mit welchem die Chinesischen Kunstfachen lackirt werden. Eine andere Art von Firniß, die mehr zu großen Sachen, als Säulen, Wänden der Zimmer und dergleichen, gebraucht wird, liefert der Delbaum.

Ein Produkt, das wir in Quantitäten von

Millionen Pfunden aus China erhalten, ist der Thee. Es gibt davon verschiedene Arten. Der Songlo, welcher sehr angenehm grün aussieht, hat seinen Namen von einem Berge in der Provinz Kiangnan; der Wu: i, oder, wie wir ihn nennen, Wohea, (Thee bou) von dem Berge Wu: i: schan in der Provinz Fokj: en. Beide Arten werden durch Aussaat fortgepflanzt; denn der, welcher wild und von selbst wächst, ist herbe und unangenehm; und nur die armen Leute, die nicht den feinsten Geschmack haben, trinken denselben. Beim Aussäen legt man in den vorher gehörig bearbeiteten Acker neun bis zehn Samenkörner in ein Loch. Daraus kommen oft nur Eine oder zwei, bisweilen aber auch mehr Sprossen, welche alsdann verpflanzt und sorgfältig gewartet werden. Die, welche in lockerem Boden stehen und der Mittagssonne ausgesetzt sind, werden für die feinsten gehalten, und kommen am besten fort. Die Pflanzen werden auf kleinen Hügeln, etwa drei bis vier Fuß vor einander, in gerader Linie gepflanzt. Man verhütet den zu hohen Wachsthum der Sträucher, und läßt sie nicht über sechs bis sieben Fuß aufschließen. Die Chinesen sollen zu dem starken Gebrauche des Thees durch ihr unschmackhaftes Wasser veranlaßt worden seyn, welches besonders in den niedrigeren Gegenden ohne Zusatz unangenehm zu trinken ist. Jetzt ist das Theetrinken so allgemein, daß den ganzen Tag ein Gefäß mit Wasser zu diesem Behuf auf dem Feuer steht. Wir Europäer, die wir zu

tes Wasser haben, übertreffen fast die Chinesen noch darin; besonders gilt dieses von den Engländern und Holländern. Wenigstens soll es in China nicht Sitte seyn, sich in ganzen Gesellschaften stundenlang mäßig um den Theetisch her zu setzen, die Zeit zu verschwenden und durch ein, in Uebermaß genossen, sehr schädliches und schwächendes Getränk die Gesundheit zu zerstören.

Ein wichtiges Produkt in China ist der Reis, womit viele Menschen sich fast allein erhalten, und der glücklichster Weise in großer Menge wächst. Er ist die tägliche Nahrung des gemeinen Mannes, und wohlfeiler als unser Brot. Ein Paar Hände voll Reis sind hinreichend, einen erwachsenen Menschen einen ganzen Tag lang bei Kräften zu erhalten, und der gemeine Chinese ist so genügsam, daß er sich fast allein mit dieser Nahrung behilft.

Fruchtbarkeit des Bodens und Genügsamkeit des Volkes machen die Existenz einer so ungeheuern Menge Menschen möglich, als China in sich faßt. Indes ist das Land wirklich überbevölkert. Die Reichen leben in Ueberfluß; aber eine unzählige Menge armer Leute müssen sich bloß mit Reis ernähren, und ihre Zuflucht sogar zu solchen Nahrungsmitteln nehmen, vor denen uns ekeln würde. So essen sie z. B. ohne Widerwillen umgefallene Thiere, die auch, so gut wie die geschlachteten, auf den Märkten feil sind. Den Abscheu der Europäer gegen von selbst gestorbene Thiere, wußten die schlauen Chinesen sich sehr listig, aber auch sehr unredlich, zu

Nutze zu machen. Sie verkauften Federvieh, Schweine u. s. w. an die Europäischen Schiffe, hatten aber diesen Thieren etwas, nicht an sich Giftiges, doch aber den Thieren Tödliches, eingegeben, so daß die meisten einige Stunden nach dem Verkaufe starben und über Bord geworfen werden mußten. Darauf hatten die Chinesen nur gewartet. Sie kamen sogleich in ihren Kähnen heran, fischten die Thiere auf, und machten sich eine gute Mahlzeit davon. Noch jetzt sollen sie zuweilen die Europäer auf ähnliche Art betriegen.

Was wir vorhin von der Leichtigkeit des Unterhalts sagten, wird noch mehr durch die Berichte der neuesten Reisenden bestätigt. Ein Mandarin in Peking versicherte, man könne mit vier Spanischen Thalern so viel Reis kaufen, als ein erwachsener Mensch in einem ganzen Jahre zu seinem nothdürftigen Unterhalte gebrauche. Aber desto schrecklicher ist auch das Schicksal so vieler Armen, wenn Mißwachs an Reis einfällt; dann kommen Tausende von Menschen in kurzer Zeit durch Hunger um, wie alle Nachrichten von diesem Lande bestätigen. Eine andere traurige Folge der übergroßen Bevölkerung ist die — leider durch neuere Nachrichten nur zu sehr bestätigte — abscheuliche Gewohnheit der Armen, ihre Kinder auszusetzen, in den Fluß zu werfen, und oft aus Hunger sogar selbst zu verzehren. Es gibt Leute, die sich eigends mit dem Geschäfte, Kinder zu erkaufen, abgeben. Wir haben schon bemerkt, daß eine Menge ar-

mer Menschen keine andre Wohnung haben, als kleine Kähne, auf welchen sie geboren werden, leben, heirathen und sterben. Tausende solcher Armen waren sogleich da, um der Englischen Gesandtschaft ihre Sachen auszuladen und auf den Schultern fortzutragen, welches, wegen der großen Volksmenge in China, eine gewöhnliche Art des Transports ist.

In Ansehung der Gestalt sind die Chinesen, wie es in einem so ausgedehnten Lande nicht anders seyn kann, sehr verschieden; überhaupt aber weichen ihre Gesichtsbildung und ihr Körperbau merklich von den Europäischen ab. Die Männer haben meistens ziemlich breite Gesichter, schwarze Augen und Haare, dünne und lange Härte, eine große Stirn, kleine fein geschlitzte Augen, die ein Engländer aus Spott etwas unartig „Sanaugen“ nennt, einen kleinen Mund, eine platte Nase, und ziemlich starke Gliedmaßen. Das gemeine Volk zeigte bei dem Aufladen der Kisten, welche die Englische Gesandtschaft bei sich hatte, mehr Kraft als man von Leuten erwartete, die von Reis und Wasser leben. — Ehemals trugen die Chinesen langes Haar; aber seitdem sie von einem Mongolischen Stamme beherrscht werden, ist es Mode geworden, dasselbe kurz abzuschneiden. Die Weiber sind wohlgebildet, und würden es noch mehr seyn, wenn sie nicht so viel an ihrem Körper künstelten. Eine rothe blühende Gesichtsfarbe scheint ihnen etwas unanständiges zu seyn; daher reiben sie das Gesicht mit einer weißen Schminke, die ihnen ein blasses und, ihrer

Meinung nach, sitzames Ansehen gibt, wodurch aber die Haut verdorben und vor der Zeit runzelig wird. Eine andere bekannte Sonderbarkeit ist die Verkrüppelung ihrer Füße von Jugend auf, um sie so klein als möglich zu erhalten. Man bindet sie schon in der ersten Kindheit, und erzwingt dadurch, nicht ohne große Beschwerlichkeit für die armen Kinder, daß eine erwachsene Person ungefähr nur so große Füße hat, wie ein zehnjähriges Mädchen. Durch diese seltsame und schädliche Mode *) sind die Weiber außer Stand gesetzt, mit sicheren Schritten zu gehen, welches, wie Einige behaupten, gerade der Zweck dieser unsinnigen Mode seyn soll. Uebrigens sind nur die Chinesinnen von vornehmen und mittlerem Stande diesem Zwange unterworfen; die gemeinen Weiber auf dem Lande, besonders in Gebirgsgegenden, haben ihre natürlichen Füße. Auch sagen die neuesten Berichte, die Mode komme überhaupt nach und nach ab, besonders in den nördlichen Provinzen und unter den geringeren Volksklassen. Uebrigens ist die Kleidung der Chinesen bequem, weit, und vorzüglich sitzsam, da sie den ganzen Körper verhüllt und den Umriß der Glieder nicht sehen läßt. Die Männer tragen auf

*) Die Schmückbrüste der Europäischen Damen, die noch nicht lange und noch nicht allgemein abgeschafft sind, möchte man wohl für noch seltsamer und schädlicher erklären müssen.

dem Kopfe eine fast glockenförmig gestaltete Mütze, auf welcher oben ein Knopf sitzt. Die Farbe dieser Knöpfe gibt ein Unterscheidungszeichen des Ranges ab. Die Mandarinen, welche den ersten Grad dieser Würde haben, tragen einen rothen Knopf; darauf folgen, nach der Ordnung, blau, weiß und vergoldet. Roth und blau haben noch Unterabtheilungen, indem sie dunkel oder durchsichtig sind *). Die armen Leute gehen entweder ganz mit bloßem Kopfe, oder tragen auf demselben nur einen Deckel oder ein Käppchen. Die Kleider der Männer werden vorn, ungefähr wie ein Schlafrock, über einander geschlagen und mit einem seidnen Gürtel gebunden. Die Ärmel sind lang, und reichen bis auf die Finger. Die Beamten tragen auf dem Bruststücke ihres Kleides eine Stickerei, die ebenfalls ein Unterscheidungszeichen ihrer Würde abgibt. So sah man, z. B., auf der Brust des Gouverneurs einer Stadt einen Lieger gestickt, welches anzeigte, daß sein Posten militairisch wäre. Auf dem Kleide eines Mandarinen vom Civilstande hingegen sah man das Bild eines Phönix. — Beide Geschlechter tragen Beinkleider von Seide, welche ziemlich weit sind und bis auf die Waden herunter

*) Alle Staatsbediente werden nämlich in neun Klassen getheilt, welche sich theils an der Farbe und Materie des Hutmampfes, theils an noch andren Kennzeichen auf den ersten Blick unterscheiden lassen.

gehen. Die Männer haben gewöhnlich in ihrem Gürtel einen Beutel hängen, worin sie ihren Taback, eine Pfeife von Erz, ein Schnupfuch und zwei hölzerne Esstäbchen tragen. Dä Halde und Andere beschreiben einen sonderbaren Kopfsuß der Chinesischen Frauenzimmer. Er besteht nämlich in einem aus Kupfer oder vergoldetem Silber verfertigten Bilde eines gewissen fabelhaften Vogels, Jong w hang genannt. Dieses wird so aufgesetzt, daß die Flügel sich zu beiden Seiten ausbreiten und an die Schläfe anschließen, die ausgebreiteten Schwanzfedern oben auf dem Wirbel in die Höhe gerichtet sind, Kopf und Hals aber über die Stirn der Dame herabreichen. Der Hals des Vogels ist durch Drath an dem Körper befestigt, so daß der Vogelkopf bei jeder Bewegung der Dame zittert. Einige der vornehmsten Frauenzimmer tragen dergleichen Kopfsuß aus mehreren Vögeln zusammengesetzt, die eine Art von Krone bilden.

Die Chinesische Etikette, welche als sehr pünktlich und kleinlich bekannt ist, verdient noch eine kurze Erwähnung. Sie gehört mit zu den Studien der Jugend; ein eigenes Tribunal wacht über die Aufrechthaltung derselben, und eigends davon handelnde Bücher setzen jeden in Stand, sich darin zu unterrichten. Wir wollen einen Besuch zum Beispiel nehmen, wie dā Halde ihn beschreibt. Ehe man zu dem Andern ins Haus geht, ist es gewöhnlich, ihm durch einen Bedienten einen Tyn tse, oder Besuchzettel, zu überschieken. Ein solcher Tyn

se besteht gewöhnlich aus einem Bogen von rothem Papier, mit goldenen Blumen geziert, und fächerartig zusammengelegt. Auf einer Falte desselben steht der Name des Besuchers mit einem ehrfurchtsvollen Zusätze, z. B. „der zärtliche und aufrichtige Freund Eurer Gnaden und der beständige Schüler Eurer Gelehrsamkeit erbietet sich, als ein solcher, Euch bis auf die Erde seine Schuldigkeit und Ergebenheit zu bezeugen.“ Ist der, welchem der Besuch gemacht wird, ein vertrauter Freund, so sind die Ausdrücke nicht so demüthig; auch kann der Zettel dann von weißem Papiere seyn. Wird der Besuch angenommen, so folgen, nach Vorschrift des Ceremonienbuches, eine Menge Kniebeugungen, Wendungen zur Rechten und zur Linken, stumme und wörtliche Einladungen ohne Ende. Der Hausherr kommt seinem Gast entgegen, und ladet ihn durch die Worte Tsin! Tsin! zum Hereinkommen ein; worauf der Andre antwortet: Pu: can (ich wage es nicht). Der Erste muß mit seinem langen Ermel, oder mit dem untersten Ende seines Kleides, ein paarmal den Staub von dem Stuhle abschlagen, und nöthigt nun den Andern mit vielen Verbeugungen zum Niedersitzen. Dieser setzt sich endlich nach einigen Protestationen, daß er es sich nicht unterstehe. Dann erklärt er kurz und ernsthaft die Ursache seines Besuchs, und ferner gibt nach einer guten Anzahl von Verbeugungen Antwort. Das Sitzen auf dem Stuhle hat seine besondern Regeln. Die Füße müssen gerade

aus, die Beine senkrecht herunter neben einander gehalten werden, so daß Leib, Schenkel, Beine, und Füße lauter rechte Winkel machen. Es würde sehr ungezogen seyn, wenn jemand diese Geometrie des Sitzens vernachlässigte und sich entweder mit dem Rücken oder seitwärts anlehnte, oder einen Fuß über den andern schlage, u. s. w. Die Augen müssen nicht auf die Person, mit der man spricht, oder auf Gegenstände im Zimmer gerichtet, sondern sitzsam zur Erde niedergeschlagen werden. Ein Bedienter kommt nun mit so vielen Theeschalen herein, als Personen da sind. Diese nehmen die Schalen mit einer festgesetzten Anzahl von Verbeugungen an, trinken sie aus, und geben sie zurück. Ist die Unterredung geendigt, so müssen Wirth und Gäste sich durch ein Heer von Verbeugungen und Höflichkeitsreden durcharbeiten, bis sie aus einander kommen, worüber denn fast eine halbe Stunde vergeht. Ist zum Beispiel der Gast zu Pferde gekommen und will nun wieder zurückkehren, so ist er noch lange nicht bis zum Wegreiten, wenn er an der äußersten Hausthüre steht, wo sein Pferd gehalten wird. Der Hausherr hat ihn bis dahin bekomplimentirt, und will ihm schlechterdings auf das Pferd helfen oder wenigstens ihn aufsteigen sehen. Jener hingegen versichert seinerseits: er wolle lieber die Welt das oberste zu unterst gekehrt sehen, als sich in seiner Gegenwart aufsetzen. Bitten und Protestationen von beiden Seiten! — Endlich muß der Hausherr nachgeben und sich so

lange zurückziehen, bis sein Gast aufgestiegen ist. Dann aber läßt er sich wieder sehen, und wünscht ihm, glücklich nach Hause zu kommen. Nun geht es von neuem auf das Komplimentiren los. Der Wirth will nicht eher in seine Thür hineingehen, als bis sein Gast ihm ganz aus den Augen ist; dieser versichert aber, er werde nicht eher einen Schritt aus der Stelle thun, als bis der Andre in sein Haus gegangen sey. Der Wirth muß endlich wieder nachgeben und hinein gehen. Der Gast bekommt nun Lust, endlich einmal wirklich mit dem Fortreiten den Anfang zu machen. Aber kaum ist er einige Schritte vorwärts, so kommt der Wirth wieder herausgelaufen, um ihm ein nochmaliges Lebewohl nachzurufen. Hierauf muß jener sich umkehren und mit neuen Verbeugungen antworten. Nun endlich reitet er fort; doch schickt der Wirth ihm wohl in einiger Entfernung noch einen Bedienten nach, um ihm nochmals Abschiedskomplimente und Wünsche zur glücklichen Reise, zum baldigen Wiedersehen u. s. w. zu überbringen. Man kann die Beschreibung dieser ewigen Komplimente freilich nicht ohne Lächeln lesen; aber wenn wir unsre Französischen und Deutschen Höflichkeitsreden, unsere ewigen: „Wie ist das Befinden von Ihnen? Ich bitte Ihnen; ich bitte Ihnen gehorsamst,“ u. s. w. die bei Besuchen ohne Sinn gesagt und beantwortet werden — wenn wir das alles ausführlich niederschrieben, so würde es in der That nicht viel weniger albern klingen. Unsre Eu-

ropäische Höflichkeit und die Chinesische sind übrigen einander in manchen Stücken gerade entgegengesetzt. Wir entblößen das Haupt zum Zeichen der Ehrerbietung; bei den Chinesen wäre es ein großer Fehler mit unbedecktem Kopfe vor einem Oberen zu stehen *). Bei uns ist es eben nicht artig, wenn zwei zusammen ausreiten, daß einer des andern Pferd schlägt; bei den Chinesen ist dies eine Ehrenbezeigung, u. s. w.

Diese übertriebene Höflichkeit unterscheidet den eigentlichen Chinesen von dem Mongolen, dessen Charakter roh und hart ist, so wie sein Körper stammhafter, seine Sitten plumper, seine Wohnungen unreinlicher. Beide Nationen haben, ob sie gleich durch Heirathen und Verwandtschaften sehr mit einander vermischt sind, eine gewisse Abneigung gegen einander. Der Mongol betrachtet den Chinesen, der von seinem Stamme beherrscht wird, mit einer Art von Verachtung; der Chinese hingegen ist eifersüchtig auf jenen, den die Regierung begünstigt. Selbst der gemeine Mongol gehorcht nur mit Mühe einem Chinesischen Mandarin, auch wenn dieser vom höchsten Range wäre. „Das Wort Tartar“ (Mongole), sagt Herr Hüttner, „wird oft von den Chinesen als gleichbedeutend mit grausam und tödtlich gebraucht. Eines Tages beklagte sich jemand

*) Daher erhielten auch die Missionarien von dem Papste die Erlaubnis, ihren Kopf in der Kirche bedecken zu dürfen.

von der Gesandtschaft über Zahnschmerzen. Warum, fragte ihn einer von den Chinesischen Mandarinern, bittest du nicht den Arzt, dir ein schmerzstillendes Mittel zu geben? Das habe ich gethan, antwortete jener; aber er will mir den Zahn ausreißen. „O der Tartar!“ rief der Mandarin aus. Ein andermal als auf der Reise nach Sschoo in einem der Kaiserlichen Palläste, wo die Gesandtschaft einkehrte, alle Porzellengefäße entwendet waren, wurde der Tartarische Mandarin, welcher die Aufsicht über den Pallast hatte, deswegen zur Rechenschaft gezogen. Er antwortete sehr halsstarrig: er wisse nichts davon, und bekümmere sich nicht darum. Hierauf ließ ihn Tschotadschin (ein Chinesischer Mandarin von höherem Range, der die Gesandtschaft begleitete) ohne Umstände schlagen. Aber dies rührte den Tartar so wenig, daß es noch zweimal wiederholt, und die Anzahl der Schläge verdoppelt werden mußte, ehe er gestand, einige Kenntnisse von jenem Geschirre zu haben. Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit brach der Chinesische Mandarin in die Worte aus: Ja, ein Tartar bleibt ein Tartar!.

Unter den Asiatischen oder überhaupt unter den nicht Europäischen Nationen haben die Chinesen in Ansehung der Kultur den Vorzug. Wissenschaften und Künste werden bei ihnen geschätzt und gelehret, und in einigen haben sie es wirklich ziemlich weit gebracht.

Die Astronomie, welche überhaupt eine der äl-

testen Wissenschaften ist, wurde auch in China schon vor uralten Zeiten gelehrt und getrieben. Die Beobachtung der Stellungen und Bewegungen der Himmelskörper war von jeher eigends dazu angeestellten sachverständigen Personen von Staatswegen aufgetragen, welche bestraft wurden, wenn sie eine Begebenheit am Himmel nicht richtig vorher verkündigt hatten.

In China ist es darin übrigens eben so gegangen, wie in Europa; nämlich die Astronomie ist durch die Astrologie, das heißt, die Weisheit durch die Thorheit, befördert worden. Die Chinesen glauben, wie noch Viele unter den Europäern, daß der Stand der Gestirne Einfluß in die Begebenheiten auf der Erde habe, und daß man öftentliches Glück und Unglück, Krieg, Hunger, Wetter, u. s. w. daraus im Voraus wissen könne. Der Chinesische Kalender ist daher mit Anzeigen von glücklichen und unglücklichen Tagen für dies oder jenes Geschäft, und mit Wetterprophetzungen angefüllt — tout comme chez nous. Wir haben schon oben das mathematische Tribunal erwähnt, welches eins der höchsten in China ist, und dessen zweite Abtheilung besonders die Verpflichtung auf sich hat, diese Vorhersagungen zu besorgen. Alle fünf und vierzig Tage muß dieses astronomische Tribunal dem Kaiser einen vollständigen Entwurf von den Begebenheiten am Himmel, von dem Stande der Planeten, von den Verfinsterungen, von Durchgängen in den nächsten fünf und vierzig Tagen vorlegen. Beson-

ders

ders wichtig werden die Finsternisse geachtet, die auch schon einige Monate vorher dem Kaiser angezeigt werden, damit die Anzeige und Berechnungen davon zeitig genug in alle Provinzen des Reiches gesendet werden können. Die öffentliche Bekanntmachung derselben geschieht mit vielen Ceremonien. Zuerst wird an öffentlichen Plätzen ein Entwurf der Verfinsternung angeschlagen, worin für jede Provinz der Anfang, das Ende und die Dauer derselben angegeben ist. Den Mandarinen wird eine besondere Nachricht davon zugesendet. An dem Tage, wo sich die Begebenheit ereignet, müssen die Mandarinen in ihrer Staatstracht vor dem mathematischen Tribunal erscheinen. Vor ihnen liegen Tafeln, auf denen die Hauptumstände der Verfinsternung genau berechnet sind, welche sie dann mit dem ihnen mitgetheilten Entwürfe vergleichen, und worüber sie einander ihre Anmerkungen mittheilen. So bald die Finsterniß anfängt, fallen sie auf die Kniee, und berühren mit der Stirne den Boden. In den Straßen der Städte wird sogleich mit Trommeln, Kessel, Panken, Becken u. s. w. ein fürchterlicher Lärm gemacht, und mit einem gräßlichen Geschrei des Volkes begleitet, um den ungeheuren Drachen dadurch zu verschrecken, der, ihrer Meinung nach, die Sonne oder den Mond in seinen Klauen hat *). Während die Mandarinen

*) Es versteht sich, daß diesen Glauben nur der gemeine Haufe hat. Daß übrigens das Rärmen, Schreien und Trommeln bei solchen Gelegenheiten noch sehr in den

auf der Erde liegen, so lange die Finsterniß währet, zeichnen andre den Anfang, die Dauer und das Ende der Verfinsternung auf, und übergeben diese Beobachtungen dann dem Kaiser, der die Erscheinung selbst in seinem Pallaste beobachtet.

In der Geometrie sind die Kenntnisse der Chinesen nicht so groß als in der Arithmetik; wenigstens haben sie viele Fertigkeit im mechanischen Rechnen. Sie bedienen sich dabei eines Instruments, welches sie Swan pan nennen. Uebrigens hält aber freilich ihre Rechenkunst mit der unsrigen keine Vergleichung aus; sie wissen nichts von Buchstabenrechnung, von Logarithmen und trigonometrischen Tafeln, die unsern Mathematikern zur Abkürzung und Genauigkeit im Rechnen unentbehrlich sind.

Von der Schiffahrt der Chinesen haben wir schon hin und wieder Einiges angemerkt. Ihr Kompaß ist brauchbar; doch übrigen sind sie in der höhern Steuermannskunst sehr zurück. Die Boatsen, welche die Englischen Schiffe führen sollten, mit denen Lord Macartney nach der Gegend von Peking segelte, wußten von nichts, sobald die Schiffe sich so weit vom Lande entfernt hatten, daß man die Küste aus den Augen verlor. Ihre Seekarten mußten einem Europäischen Steuermann lächer-

Chinesischen Gräben Mode ist, siehe man aus Sütener's Nachrichten. Es fiel gerade eine Mondfinsterniß ein, als die Englische Gesandtschaft in sich der Nähe von Peking in einem Kaiserlichen Pallaste aufhielt.

lich vorkommen; sie bestanden nämlich aus — einem Kürbiß, in den einigermaßen die Figur der Rüste eingeschnitten war.

Mit der Arzneikunst der Chinesen sieht es sehr elend aus, wie man schon daraus abnehmen kann, daß sie von dem inneren Bau des Körpers wenig oder gar nichts wissen, weil das Aufschneiden der todten Körper ihnen ein Gräuel ist. Sie meinen, es müsse der Seele des Verstorbenen unerträglich seyn, die grausame Operation, die man mit ihrem verlassenen Körper vornimmt, mit anzusehen. Doch soll die Lehre vom Umlaufe des Bluts, die bei uns erst seit Harvey's Untersuchungen bekannt ist, in China schon von alten Zeiten her angenommen worden seyn.

Die Musik der Chinesen ist für einen Europäer nicht durchgängig angenehm; — wir sagen: „nicht durchgängig;“ denn daß manche ihrer Tonstücke sich mit Vergnügen hören lassen, ist wohl nicht zu läugnen: man erinnere sich an die Hymne, bei Anbruch des Tages, im Park zu Dschecho. Von Harmonie wissen sie nichts, und finden keinen Geschmack daran; daher klingt ihnen auch die Europäische Musik eben so wenig schön, als uns die ihrige. Selbst die reinsten Intervallen, Terzen und Quinten, sind in ihren Ohren Mißlaute; Alles muß hübsch unisono fortgehen. Der Gebrauch der Noten und anderer musikalischen Bezeichnungen wurde ihnen erst durch die Jesuiten bekannt. Als einst einige dieser letztern von dem Kaiser Kang-hi zu ei-

nem Concert eingeladen waren, wo eine Arie, die der Kaiser selbst componirt hatte, gespielt wurde, nahm der Vater Peretra seine Schreibtafel, setzte die ganze Melodie während des Spielens in Noten, und wiederholte sie vom Anfang bis zu Ende ohne Fehler, zu nicht geringer Verwunderung der Zuhörer, besonders aber der Musiker, denen es sauer genug geworden seyn mochte, sie auswendig zu lernen. Als der Kaiser sich das Geheimniß hatte erklären lassen und nachher mit ansah, wie die Europäischen Tonkünstler jeder seine Partie vom Blatte abspielten, wurde er davon so eingenommen, daß er sogleich eine musikalische Akademie errichtete, über welche er seinem dritten Sohne die Aufsicht gab, und Bücher über die Tonkunst verfertigen ließ, wozu der erwähnte Peretra einen Beitrag lieferte, in welchem die Anfangsgründe der Europäischen Musik vorgetragen wurden. Die Instrumente der Chinesen sind sehr unvollkommen gegen die unsrigen. Unter andern haben sie eine Art von Pfeifen, welche man am besten mit dem bei uns selten gewordenen Dudelsacke vergleichen könnte. Es stecken nämlich etwa 12 bis 14 Pfeifen, von 15 bis 18 Zoll Länge, in einem Sacke, der die Stelle eines Blasebalgs vertritt, und in den der Wind durch ein angelegtes Mundstück hineingeblasen wird.

Die Sprache der Chinesen unterscheidet sich in mancher Hinsicht von allen übrigen Sprachen der Erde. Eigentlich gibt es in China dreierlei Sprachen: die des gemeinen Volks; die, welche in gu

en Gesellschaften gesprochen wird, oder die Mandarinen: Sprache; und eine gelehrte oder Büchersprache. Die Mandarinen: oder die vornehme Sprache, hat kurze, einsylbige Wörter, und ist sehr reich an Ausdrücken. Sie hat etwa drei- bis vierzehnhundert Grundwörter, die alle einsylbig sind und sich entweder auf einen Vokal oder auf n und ng endigen. Von dem Reichthum an Zusammensetzungen dieser Grundwörter ist das Wörterbuch, welches auf Befehl des Kaisers Kang-hi zusammengetragen wurde, ein starker Beweis. Es ist mit ganz kleiner Schrift gedruckt, und macht doch fünf und neunzig starke Bände aus, wozu noch vier und zwanzig Bände Zusätze gemacht werden mußten. Für einen Ausländer ist die Sprache sehr schwer zu lernen, nicht nur wegen der großen Menge von Zusammensetzungen der Wörter, sondern auch weil dasselbe Wort, mit verschiedenem Accent ausgesprochen, ganz verschiedene Bedeutungen bekommt *). Z. B. das Wort Schu, in einem hohen Tone etwas lang ausgesprochen, heißt: Meister, Herr; in einem niedrigen Tone gesprochen, heißt es: ein Schwein, (man denke, welche Zweideutigkeiten daraus im Munde des Europäers entstehen müssen); kurz abgebrochen heißt es: eine Küche; stark und männlich ausgedrückt: eine Säule oder ein Pfeiler.

*) Einige Fälle dieser Art gibt es auch im Deutschen, z. B. über legen und überlegen.

Das einzige Wörtchen Po hat, nach Verschiedenheit der Aussprache, nicht weniger als elf verschiedene Bedeutungen, nämlich Glas, Sklav, altes Weib, freigebiger Mensch, kluger Mensch, wenig, siedeln, sieben, brechen, wässern, zubereiten. Der Verfasser der Nachrichten von der letzten Englischen Gesandtschaftsreise, Hr. Staunton und sein Sohn, ein Knabe von 13 Jahren, hatten sich mit Fleiß auf die Chinesische Sprache gelegt; aber in China verstanden sie wenig von dem, was die Einwohner mit ihnen redeten, und zwar (welches ganz unerwartet war) der ältere Hr. Staunton konnte weit weniger verstehen und sich verständlich machen, als der Jüngling, dessen Gehör, und Sprachorgane blegsamer und zarter waren und die Unterschiede der Accente leichter auffaßten und beobachteten. Letzterer machte sich dadurch bei dem alten würdigen Kaiser Tschien Long sehr beliebt.

Das Schreiben ist noch schwerer als das Sprechen, wegen der vielen tausend Zeichen, die man kennen muß, um nur die gemeinsten Dinge zu schreiben. Die Chinesen schreiben, oder mahlen vielmehr, mit dem Pinsel, den sie senkrecht auf das Papier halten, und zwar gehen ihre Zeilen von oben nach unten. Ihre Bücher werden nicht, wie bei uns, mit beweglichen Lettern gedruckt, sondern die Buchstaben werden erhoben auf hölzerne Tafeln geschnitten, nach Art unsrer Buchdruckersstöcke und Holzschutte. Ihr Papier, welches aus der inneren dünnen Rinde des Bambusrohres gemacht wird, ist sehr fein, und kann nur auf einer

Seite bedruckt werden. Seit Kurzem sollen sie auch mit beweglichen Lettern drucken, die aber von Holz gemacht sind. Bei ihren vielen Schriftzeichen muß aber diese Art von eigentlicher Druckerei viele Schwierigkeiten haben.

Jetzt wollen wir noch einen Blick auf die Hauptstadt Peking werfen, in der unser Ybbrant sich befand, und diesen alsdann auf seiner Rückreise nach Rußland begleiten.

Peking hieß ehemals Schun-tien-fu; den jetzigen Namen Pe-king, oder der nordische Hof, fährt sie erst, seitdem sie die Hauptstadt des Reichs und die Residenz des Monarchen geworden ist, das heißt: seit der Regierung der jetzigen Dynastie. Sie liegt in einer großen fruchtbaren Ebene unter $134^{\circ} 8' 45''$ östlicher Länge *), und unter $39^{\circ} 54' 30''$ nördlicher Breite. Ehemals hatte sie die Form eines Quadrats; seitdem aber das Reich durch die Mongolen erobert und diese alte Stadt mit ihnen besetzt worden ist, haben die Chinesen ein anderes Viereck daran gebauet, so daß die ganze Stadt nunmehr die Form eines länglichen Rechtecks hat, welches die Gestalt vieler Chi-

*) Wir nehmen den ersten Meridian 20° westlich von der Pariser Sternwarte an. Obige Angabe gilt, genau genommen, für die Sternwarte in Peking. Eine andre Angabe $117^{\circ} 30'$ Länge und 40 Grad nördlicher Breite ist weniger genau.

weissen Städte ist. Ihr jetziger Umfang beträgt etwa $4\frac{1}{2}$ geographische Meilen *). Sie ist mit einer Mauer umgeben, welche von den neuesten Reisebeschreibern als sehr hoch und ziemlich dick beschrieben wird. Besonders hat die, welche die alte Stadt einschloß, etwa 40 Fuß Höhe, und eine verhältnismäßige Dicke, so daß man auf ihr gehen und reiten kann, zu welchem Ende sie an verschiedenen Stellen mit einem bequemen Abhange versehen

*) Geographische Meilen sind solche, deren 15 auf einen Grad des Aequators oder 3400 auf den ganzen Umkreis der Erde gehen. — Der Jesuit Le Comte gibt den Umfang von Peking auf 6 Meilen, und den Umfang der alten oder Tartar-Stadt auf 4 Meilen an, jede zu 3600 Schritten gerechnet. Es sind hier große Französische Meilen gemeint, deren 20 auf einen Grad des Aequators gehen, und von denen also Eine gerade 2 geographische Meilen ausmacht. Hieraus ergibt sich auch, daß nicht gemeine Schritte zu $\frac{1}{2}$ Fuß, sondern Doppelschritte oder geometrische Schritte zu 5 Fuß gemeint sind. Denn die geographische Meile sey = 27000 Fuß: so ist die Meile des Le Comte = 18000 Fuß, welches mit 5 dividirt 3600 Schritte gibt. Der oben angegebene Umfang von 6 Meilen, jede von 3600 Schritten, wurde auf Befehl des Kaisers mit der Schnur gemessen. Wer also einen Spaziergang um die Stadt machen wollte, der müßte schon ein guter Fußgänger seyn, um von Morgens um acht Uhr, bis Abends um sechs oder sieben einmal herum zu kommen. So ungemein groß aber auch diese Stadt ist, so reicht sie doch lange nicht an die alte Hauptstadt Nan King, deren ungeheuren Umfang zur Zeit ihres größten Floros man — vielleicht mit einiger Uebertreibung — so angibt, daß, wenn zwei Meiler des Morgens aus einem Thor nach entgegengesetzten Seiten um die Stadt galoppirt, sie einander erst spät am Abend begegnet wären.

hen ist, daß man zu Pferde hinaufkommen kann. Die Höhe dieser Mauer macht, daß man von außen wenig von der Stadt sieht, weil die Häuser durchgängig nur sehr niedrig sind. Alle zwanzig Klafter weit stehen auf den Mauern große Thürme, welche eine Anzahl von Soldaten zur Besatzung haben. Die Thore, deren die Stadt 13 hat, sind sehr hoch und gut gewölbt. Ueber denselben sind Thürme oder Pavillons von neun Stockwerken, mit Fenstern und Kanonenlöchern versehen, welche einen majestätischen Anblick geben und große Erwartung vom Innern erregen. Vor jedem Thore ist ein Raum von 370 Fuß in der Breite, welcher zum Waffenplatze dient. Außer den Mauern der Stadt sind, nach der Anzahl der Thore, 13 Vorstädte, unter denen die an der Abendseite die größte ist. Die Stadt selbst wird in die Altstadt oder Tartarstadt und in die Chinesenstadt eingetheilt. Letztere ist zwar etwas kleiner, als die erstere; aber sie soll dennoch vollreicher als diese seyn. Die Straßen, sowohl in der Stadt als in den Vorstädten, sind fast alle schnurgerade, und durchschneiden einander meistens in rechten Winkeln; dabel sind viele eine Stunde Weges lang und über 100 bis 120 Fuß breit. Die große Breite der Straßen steht nicht mit der geringen Höhe in Verhältniß, und thut deshalb keine solche Wirkung auf das Auge, wie z. B. die breiten und geraden Straßen in Berlin, wo auf beiden Seiten eine Reihe von großen und schönen Gebäuden fortläuft. Uebrigens haben die

Straßen in Peking eine Unbequemlichkeit, die wir in unsern Städten unerträglich finden würden, nämlich daß sie ungepflastert sind, wodurch bei trockenem und hellem Wetter ein erstickender Staub, und bei Regenwetter ein tiefer Koth verursacht wird, da eine so unzählige Menge Menschen den ganzen Tag auf den Straßen geht, fährt und reitet. Eine zur Erhaltung der Ruhe abzweckende Einrichtung ist die, daß die größten sowohl als die kleinsten Straßen mit Thoren versehen sind. Die vor den kleinen Querstraßen haben Gitter, so daß Schildwachen, welche auf jeder Kreuzstraße stehen, sowohl die Haupt-, als die Querstraßen übersehen können. Die Bauart der Häuser ist für das Auge nicht angenehm. Sie haben in der Regel keine Stockwerke, und sind daher sehr niedrig, außer daß einige Galerien und Altane haben. Es würde sogar nicht erlaubt werden, wenn sich jemand durch ein höheres Haus auszeichnen wollte. Le Comte erzählt unter andern: ein Mandarin vom ersten Range habe ein Haus gebauet, welches etwas höher gewesen als die übrigen, sey aber deshalb bei dem Kaiser verklagt worden; und, weil er keinen guten Ausgang der Sache erwartet, habe er das Haus, ehe noch ein Ausspruch geschehen sey, wieder niederreißen lassen. Nach der Straße hin sieht man kein Fenster; denn die Wohnzimmer liegen nach der inneren Seite hin. Dagegen sieht man eine fast unzählige Menge Kramläden aller Art, wo die glänzendsten Sachen aufs Beste geordnet liegen, und

auf langen Bretern mit großen goldnen Buchstaben die Arten der Waaren angegeben sind. Ueberladene Storathen, vergoldete Thüren und Geländer, bunte Dächer, eine Menge von bunten Papierlaternen, die vor allen Häusern hangen, hier und da prächtige Triumphbogen, u. s. w. — alles dieses macht zwar anfangs ein frappantes Schauspiel; aber das Auge wird bald dadurch ermüdet, weil kein guter Geschmack darin ist. Inwendig sind die Häuser bequem eingerichtet. Die Chinesen, auch von vornehmern Ständen, wissen sich einzurichten: eine Familie braucht nicht so viel Platz zu ihrer Wohnung, nicht so viel neben einander liegende größere und kleinere Zimmer, als bei uns; dennoch nehmen die Häuser viel Raum ein, weil alles auf ebener Erde liegt, dagegen in unsern großen Städten bei weitem die meisten Wohnungen in oberen Stockwerken sind. Die Häuser der Großen haben vier oder gar fünf Vorhöfe; das Hauptgebäude selbst besteht wieder aus mehreren Abtheilungen, welche Höfe einschließen. Jede Front hat drei Thüren, von denen die mittlere die größte und an beiden Seiten mit marmornen Löwen verziert ist. Im ersten Hofe befindet sich ein großer mit Schranken umgebener Platz, und auf den Seiten kleine Thürme, auf denen man zu gewissen Stunden des Tages Trommeln und andre musikalische Instrumente erschallen läßt, besonders wenn der Mandarin aus- oder ingeht, oder sein Tribunal besteigt, um Gericht zu halten.

Der Kaiserliche Pallast liegt nahe bei dem Haupt-

thore von Peking, und ist mit einer niedrigen Mauer umgeben, die große gewölbte Thore hat, worin sich die Wachen aufhalten. Dieser Pallast besteht aus einer Menge großer Gebäude mit weitläufigen Höfen und geräumigen Gärten, so daß er gewissermaßen für sich allein eine Stadt ausmacht. Außer den Wohnungen des Monarchen enthält er auch die Palläste seiner Hofbedienten und verschiedene Gerichtshöfe, um die Streitigkeiten der Kaiserlichen Bedienten zu entscheiden. Ueberdem wohnen auch eine Menge Handwerker daselbst, die im Solde des Kaisers stehen und zu seinem Dienste bestimmt sind. Alle diese Gebäude gehören zum äußern Umfange des Pallastes. Eine andre Mauer von Ziegelsteinen bildet einen zweiten Umfang, der die Wohnungen des Kaisers und seiner Familie umschließt. Obgleich die Chinesische Bauart sich sehr von der unsrigen unterscheidet, so muß man doch gestehen, daß der Kaiserliche Pallast nicht ohne Schönheiten ist. Seine Größe, die regelmäßige Abtheilung der Zimmer, die Struktur der Dächer, welche sehr hoch und bunt sind, können auch einem an Europäische Baukunst gewöhnten Auge nicht missfallen. Die Zimmer des Kaisers sind mit Terrassen und Gallerieen umgeben, die von Säulen unterstützt werden. Die Treppen, welche zu den Sälen führen, sind von weißem Marmor; auch der Fußboden in den Zimmern ist mit Marmor bedeckt oder mit Porzellan ausgelegt, und alles nur zu reichlich mit Bildhauerarbeit, Schnitz-

werk, Malerei, Lackirung und Vergoldung ausgeziet. Der große Audienzsaal, oder der Saal der großen Vereiniung, ist ein hohes Gebäude, ungefähr 130 Fuß lang und fast quadratförmig.

Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir noch von andern merkwürdigen öffentlichen Gebäuden, von den Pagoden, der Sternwarte, u. s. w. eine Beschreibung geben wollten. Auf der letztern sieht man große und schön gearbeitete, zur Astronomie gehörige Werkzeuge, z. B. eine Klingsphäre von sechs Fuß im Durchmesser; einen Quadranten von sechs Fuß; Halbmesser von 10 zu 10 Sekunden getheilt; eine Himmelskugel sechs Fuß im Durchmesser, deren Körper von Messing gegossen ist und über zwei tausend Pfund wiegt, u. a. m. Die Gestelle dieser Instrumente sind reichlich mit Verzierungen versehen, vorzüglich mit Figuren von Drachen, woran der Chinesische Geschmack besonderes Wohlgefallen zu finden scheint. Diese Geschöpfe der Phantasie figuriren auf den Dächern und im Inneren der Pagoden, auf den Dächern der Häuser, und in allen Verzierungen.

Weitläufig ein paar Worte von zwei andern Eigenschaften des Chinesischen Geschmacks: von ihren Laternen und Zwergbäumen. Laternen findet man, wie die Drachen, allenthalben, wo man nur hinsieht. Vor den Häusern und in den Zimmern hangen eine Menge von den mannigfaltigsten Formen, den buntesten Farben, von Papier oder von Horn, an seidenen Schnüren mit Troddeln und Quästen reich-

lich versehen. Diese Laternen bestehen zum Theil aus sauber gearbeiteten hölzernen Gestellen, mit dem feinsten seidnen Flor bezogen, auf welchem Vögel, Insekten, Früchte oder Blumen und Laubwerk entweder gemahlt oder gestickt sind. Andere sind durchaus von Horn so dünn und klar, daß man es für Glas halten sollte. Die Chinesen ziehen das Horn dem Glase vor, weil es wohlfeiler, leichter, haltbarer und, wenn es beschädigt wird, leicht auszubessern ist. Dergleichen Laternen von Horn sind gemeinlich walzenförmig, und haben oft zwei Fuß im Durchmesser. Ungeachtet dieser ansehnlichen Größe ist doch das Horn ringsherum hell, wie eine einzige Tafel, ohne daß man irgendwo Spuren vom Zusammensetzen verschiedener Blätter bemerken kann. Man nimmt dazu gewöhnlich Schaf- oder Ziegenhörner. Diese werden in siedend heißem Wasser erweicht, dann aufgeschliffen, platt gedrückt und in dünne Scheiben oder Blätter zerpalten. Um aus diesen Blättern große, gleichförmige, durchscheinende Tafeln zu verfertigen, werden sie durch den Dampf von siedendem Wasser zu einer fast breiartigen Substanz aufgelöst und in diesem Zustande die zuvor dünn geschabten Ränder genau auf einander gelegt und durch einen gelind angebrachten Druck so in einander verschmolzen, oder vielmehr an einander geschweißt, daß der Ort der Verbindung gar nicht zu merken ist. Durch dieses Verfahren können Tafeln von jeder beliebigen Größe gemacht werden.

Eine Verzierung von seltsamer Art sind die durch Kunst hervorgebrachten Zwergbäume der Chinesen, die sie in ihren Sälen auf Tische setzen. In dem Audienzsaale des Gouverneurs von Tjinghai standen in Käbeln voll Erde Fichten, Eichen und Pomeranzenbäume, keiner über zwei Fuß hoch, übrigens aber eben so proportionirt, wie in natürlicher Größe, und nicht etwa wie junge Bäume, sondern wie alte zum Theil schon dem Absterben nahe. Auf dem Erdreiche, das diese Zwergbäumchen trug, lagen Haufen von Kieseln aufgeschüttet, die in Verhältniß mit den Stämmchen wie Felsenstücke erschienen. Weiden hatte die Kunst das Ansehen eines hohen Alters verschafft. Die Bäumchen sahen abgestorben, die Miniaturfelsen verwittert aus, und waren mit Moos überzogen. Diese künstlichen Zwerge aus dem Pflanzenreiche scheint man in China allgemein sehr zu lieben; man findet fast in jedem einigermaßen angesehenen Hause einen solchen kleinen Baumgarten in den Zimmern. Diese Verkrüppelung der Natur scheint der Chinesischen Gartenkunst eigenthümlich zu gehören. So viel man hat lernen können, ist das Verfahren dabei folgendes: Oben auf dem Baumstamme, da wo die Krone angeht, legt man eine Schaufel voll Lehm oder Gartenerde um einen jungen Zweig, besetzt sie vermittlst eines Stückes Leinwand oder Matte, und sorgt dafür, diese Erde immer feucht zu erhalten. Nach einiger Zeit, bisweilen erst nach Jahr und Tag, sind durch die nasse Erde kleine

Haarwurzeln aus dem Zweige gelockt worden. Nun wird das Stück des alten Stammes auf welchem die festgebundene Erde ruhet, abgeschnitten, und der in jener Handvoll Erde schon angewurzelte Zweig behutsam in einen Kübel voll guter Erde gepflanzt. Dieser Zweig bringt sogleich dieselbe Frucht, die der Hauptstamm trägt. Damit er nicht größer werde, drehet man die äußern Endknospen ab, und nöthigt ihn dadurch, seitwärts neue zarte Sproßlinge zu treiben; und diese zwingt der Chinesische Gärtner dann durch Drath zu der Richtung, welche sie nehmen sollen. Will man dem Zwergbäumchen des Ansehen eines alten, bereits halb abgestorbenen Baumes verschaffen, so bestreicht man den Stamm oft mit Syrup; dadurch werden Ameisen herbeigelockt, welche die Rinde zernagen, wodurch der Baum jenes veraltete Ansehen erhält. So unnatürlich auch diese Verküppelung unstreitig ist, so mag doch allerdings ein solcher Baum en miniature etwas Niedliches haben; wenigstens ließe sich diese Künsterei im Pflanzenreiche eher entschuldigen, als so manche andere Verstümmelungen des thierischen und menschlichen Körpers. In der traurigen Kunst sich selbst schon in der Jugend ein hinfälliges Ansehen zu geben, sind die Europäer gewiß so weit wie die Chinesen.

In Peking giebt es sechs hohe Gerichtshöfe, welche folgendermaßen abgetheilt sind. Der erste heißt Tj, pou, und hat die Bewahrung der Reichsiegel; dieses Tribunal schlägt die Mandarinen vor, welche

das Land regieren sollen, und wacht über die Auf-
führung aller Magistratspersonen des Reiches. Das
zweite Tribunal Hu:pu besorgt die Finanzen und
die Erhebung des Tributs. Das dritte Li:pu, muß
über die Beobachtung der Ceremonien und Gebräu-
che des Reiches halten. Das vierte Ping:pu be-
schäftigt sich mit den Truppen und Wachen auf den
Landstraßen, die im Solde des Kaisers stehen. Das
fünfte Hing:pu urtheilt über die Verbrechen, und
hat das Recht, ohne Appellation zum Tode zu verur-
theilen; doch wird die Sentenz nicht eher vollzogen,
als bis der Kaiser sie unterschrieben hat. Zum sech-
sten Tribunal Kong:pu gehören alle öffentlichen
Arbeiten, die Häfen und das Seewesen.

Von diesen sechs Obergerichtshöfen hangen viele
Untertribunale ab, die in verschiedene Kammern
abgetheilt sind; zum Beispiel, das mathematische
Tribunal Kin:Tien,Kien gehört zum dritten Ge-
richtshofe Li:pu. Es ist in zwei Kammern getheilt,
von denen die vornehmste und zahlreichste sich mit
der Astronomie beschäftigt, die zweite aber die schick-
lichen Tage zu Heirathen, Begräbnissen, Hin-
richtungen und andern bürgerlichen Handlungen
bestimmt.

Die Volksmenge einer Stadt, wie Peking, läßt
sich nicht mit sonderlicher Sicherheit angeben. Die
neuesten Berichte schätzen sie auf drei Millionen,
welches aber sehr übertrieben scheint. Das Ge-
dränge ist freilich in der ganzen ungeheuren Stadt so
groß, daß man kaum fortkommen kann. Wenthalben

ist Gewühl von Menschen, Pferden, Maulthieren, Kameelen, Wagen und Sänften. Hin und wieder stehen Haufen von einigen hundert Menschen, die den Marktschreibern und Sängern zuhören oder sich wahrsagen lassen, wodurch denn die Zugänge in den Straßen verstopft und das Gedränge und die Verwirrung vermehrt werden. Aber dieses Gewühl auf den Straßen muß man nicht zum Maßstabe annehmen, um die wirkliche Anzahl der Einwohner zu schätzen. Eine große Menge Landleute kommt täglich nach der Stadt, um Lebensmittel daselbst zu verkaufen; daher die vielen Wagen, Karren, Kameele und andre Lastthiere mit ihren Führern. Dazu kommt, daß die Handwerksleute nicht, wie in unsern Städten, zu Hause sitzen und arbeiten, sondern mit ihrem Handwerkszeuge ausgehen, um Arbeit zu suchen, und diese Theils auf der Straße selbst, Theils in den Häusern derer verrichten, welche die Arbeit machen lassen. Sogar die Schmiede führen ihren Amboss und andre Werkzeuge, auch einen beweglichen Ofen, mit sich herum; die Barbier tragen einen Lehnstuhl auf den Schultern, und Becken und Kessel in der Hand; kurz, alle treiben ihr Handwerk nach Art unsrer Scheerenschleifer. Man kann sich vorstellen, wie sehr durch diese Einrichtung der Lärm auf den Straßen vergrößert werden muß. Dazu kommt endlich noch, daß Vornehme, und selbst Personen vom Mittelstande, wenn sie sich tragen lassen oder reiten, ihre Bedienten bei sich haben. Geht ein Gerichtsmandarin aus, so folgen

ihm Alle, die zu seinem Tribunal gehören, wie bei einer Procession. Die Prinzen vom Geblüt und Hofleute, lassen sich sogar von einem Trupp Reiter begleiten. Sehr ungegründet ist die Behauptung, die man in vielen, selbst neueren Nachrichten von China findet, daß sich in Peking, unter der unzähligen Menge Menschen auf den Straßen, kein einziges Frauenzimmer sehen lasse. Schon ein Beobachter aus dem vorigen Jahrhundert, nämlich eben unser Yßbrant, sagt ausdrücklich das Gegentheil, und stimmt darin, wie in so vielen andern Stücken, völlig mit Staunton und Hüttner überein.

Eine Stadt wie Peking, erfordert eine wachsame und scharfe Polizei; und darauf hält auch die Regierung sehr sorgfältig. Zehn Häuser haben allemal einen Aufseher, der dem Gouverneur von allem, was vorgeht, Nachricht geben muß. Die in einem Quartiere gelegenen Häuser, müssen einander wechselseitig bewachen. Wenn daselbst ein Diebstahl oder ein andres Verbrechen begangen wird, so werden Alle zur Verantwortung gezogen, so wie auch jeder Hausvater für die Aufführung seiner Kinder und Bedienten sehen muß. Alle große Straßen der Stadt sind mit Truppen besetzt, die Tag und Nacht Wache halten. Sie haben das Schwert an der Seite und die Peitsche in der Hand, und schlagen ohne Unterschied des Standes auf diejenigen zu, welche einige Unruhe verursachen. Die oben erwähnten Thore bei den Eingängen der Straßen sind der Erhaltung der Ruhe sehr zuträglich.

lich. Sobald die Nacht anfängt, werden alle diese Thore geschlossen und nur für bekannte Personen geöffnet, die eine Laterne bei sich haben und gute Ursachen wegen ihres Ausgehens angeben können. Große Glocken und Trommeln bezeichnen die Nachtwachen. Jede ist zwei Stunden, und die erste fängt gegen acht Uhr Abends an. So lange diese dauert, schlägt man von Zeit zu Zeit auf die Glocke oder Trommel Einen Schlag; während der zweiten Nachtwache zwei Schläge, während der dritten drei, u. s. w. Der Gouverneur von Peking ist verbunden, alle Tage die Munde zu gehen; die Officier, welche auf den Thoren die Wache haben, lassen oft die bei ihren Posten liegenden Quartiere der Stadt untersuchen. In der alten oder Tartar Stadt sind auch Soldaten dazu bestimmt, die Straßen rein zu halten; daher sieht es dort nach dem Regen auch nicht so unreinlich aus, als in der Chinesen Stadt.

Dies mag von dieser merkwürdigen Hauptstadt eines der merkwürdigsten Reiche genug seyn. Wir glaubten, daß diese Einschaltung unsern Lesern nicht unangenehm seyn würde. Da Hübner sich zum Verwundern kurz darüber ausgelassen hat, so haben wir das meiste aus andern Quellen nehmen müssen. Es ist Schade, daß ein so guter Beobachter wie unser Russischer Gesandte, der so gute Gelegenheit hatte Alles zu sehen, bloß eine kurze Beschreibung von dem Kaiserlichen Pallast und von den Elephanten Ställen gibt. Besonders würde

es uns interessant gewesen seyn, von ihm einige Nachrichten über den damaligen Zustand der Wissenschaften in Peking und in China überhaupt zu lesen, da er sich als einen Mann von Kenntnissen zeigt.

Wir begleiten unsern Vbrant jetzt auf seiner Rückreise von Peking nach Moskau. Für ihn und seine Begleitung war sie so langwierig und beschwerlich, wie die Hinreise, und mit noch größerer Gefahr verbunden. Uns aber wird die Beschreibung derselben nicht lange aufhalten, da sie größtentheils durch Gegenden geht, die wir schon vorher kennen gelernt haben.

Die Abreise geschah 1694, den 19ten Februar. Man kam den 25ten Febr. bis an die große Mauer, und von da ferner nach Naun, und durch verschiedene Tsiskarische Dörfer, bis an die Gränzen der wüsten Gegenden. Hier lagen die Reisenden mit ihrem Lager einige Tage still, und versorgten sich mit Sätteln für die Kameele, und andern Nothwendigkeiten zur Reise. Sie hatten aus Peking schon eine gute Anzahl Kameele und Maulesel mitgenommen, die dort wohlfeil zu haben waren, und bis an die Chinesische Gränze, wie die ganze Gesandtschaft überhaupt, auf Kosten der Chinesischen Regierung unterhalten wurden. Diese Vorsorge war sehr nützlich; denn, wenn sie sich auf die in Naun zurückgebliebenen Kameele und Pferde verlassen hätten, so würde es ihnen sehr übel ergangen seyn, da von der ganzen Anzahl nur noch 300

am Leben, die übrigen aber wegen schlechten Futters von ungesunden Kräutern umgefallen waren. Den 22sten März gab der Gesandte dem Chinesischen Mandarin, der ihn auf Kosten der Regierung bis dahin begleitet hatte, den Abschiedschmaus, und setzte dann den 26sten März seine Reise durch die große Wüste fort, welche schon durch ihren wilden Anblick nicht viel Angenehmes versprach. Die vielen Mühseligkeiten auf dieser ferneren Reise wollen wir ihn mit seinen eigenen Worten erzählen lassen; sie übertreffen die auf der Hureise bei weitem.

„Nachdem wir zwei Tage lang in dieser Wildniß gereiset waren, kamen wir nach Targasinia, an dem Flusse Jalo, wo wir, weil es früh im Jahre war, wenig Gras für unsere Lastthiere fanden. Indem wir hier zuweilen ausruheten, wurden wir von den Targasiniern gewarnt, daß wir in der Wüste, bei der Gegend des Flusses Sadun und Kassar, wohl auf unserer Hut seyn möchten, weil daselbst vier Mongolische Oberhäupter mit ungefähr dreitausend Mann ständen, welche der Gesandtschafts Karavane auflauerten und ihr Heil an uns versuchen wollten. Ich stellte deshalb hin und her notwendige und gute Ordre, und ließ des Nachts in und um das Lager mit sechzig wohl bewaffneten Reitern Wache halten. Diesmal begegnete uns indessen nichts, so daß wir am andern Tage unsere Reise fortsetzten.

oo. Als wir nun bei dem Jälischen Gebirge anfa-

men, fanden wir die Fütterung je länger je schlechter, so daß es für unsre Reitpferde und Lastthiere ein gar elendes Ansehen zu gewinnen anfing. Am folgenden Tage, als wir über dieses Gebirge zogen, überfiel uns eine große Kälte mit starkem Schnee; überdies fanden wir hier noch weniger Gras, weil das alte vom vorigen Jahre ganz dürr auf dem Felde stand, so daß die Kameele, und vornehmlich die Pferde, wenig Kraft davon bekamen. Hierauf hielt ich bei mir Rath, ob es besser sey, den vorigen Weg zu nehmen, oder einen Umweg zu machen, damit wir den Tartaren, welche uns auf lauerten, entgehen und unsre Reise gegen Morgen fortsetzen möchten. Ich wählte das letztere; aber es wurde mit vieler Ungelegenheit, besonders für unser Vieh, bewerkstelligt.

Also reiseten wir durch hohe Gebirge und tiefe Moräste langsam fort. Es fielen uns an diesem Tage zwölf Kameele und funfzehn Pferde um, und wir mußten uns ganzer sechzehn Tage in diesen tiefen und mühsamen Wegen quälen. Täglich sanken mehrere Kameele und Pferde unter ihrer Last nieder, und starben, nicht nur weil sie schwer beladen waren, sondern auch, weil sie sich mit schlechtem verdorretem Grase, wovon sie keine Nahrung haben konnten, hatten behelfen müssen.

Noch trauriger war die Aussicht auf die weitere Reise wegen Mangel an Fütterung. Bisher hatten wir zum wenigsten etwas verdorretes Gras hier und da gefunden; aber nun kamen wir an solche

Felder, welche die Tartaren durchgehends ausgebrannt hatten. Dieser Umstand nöthigte uns, so schwach und abgemattet auch unsere Lastthiere waren, doch diesen Tag eine doppelte Tagereise zu erzwingen, um einen Ort zu erreichen, wo wir nur noch etwas Gras übrig finden möchten. Viele unserer Kaufleute, die Theils ihre Reitpferde verloren, Theils aber ihren matten Pferden so viele Waaren aufgebürdet, daß sie daran schon zu viel zu tragen hatten, waren gezwungen zu Fuße zu gehen; und wenn nicht glücklicher Weise einige die Vorsicht gehabt hätten, ledige Kameele und Pferde mitzunehmen, so würden sie ihre Güter in der Wildniß haben zurücklassen müssen.

Nach vielem Elend und Ungemach kamen wir endlich, mit der größten Mühe von der Welt, bei dem Strom Sadun an, wo es etwas wärmer war und das junge Gras hervorzusprossen anfing. An diesem Strome blieben wir zwei Tage still liegen, um unsere Thiere zu erquicken, welche es länger nicht würden ausgehalten haben.

Während dieser Zeit kam ein Chinesischer Gesandte, der ungefähr hundert bewaffnete Leute bei sich hatte, zu uns. Dieser war auf Befehl des Königs durch den Unterkönig der Tartarei aus der Stadt Mergoen abgeschickt, mit mir nach Nerzschinskoi zu reisen, wo er mit dem dasigen Landvogt über gewisse Angelegenheiten unterhandeln sollte. Die Ankunft dieser Gesellschaft war uns nicht wenig angenehm; denn wir waren nun wohl sechs-

hundert Mann stark, so daß wir uns vor den Räubern, die uns auflauerten, nicht sonderlich zu fürchten hatten.

Den 17ten April kamen wir an den Fluß Katalan, welchen wir, weil das Wasser nicht tief war, durchwaten. Darauf zogen wir ferner ungefähr eine Meile aufwärts in ein Thal, wo wir uns lagerten, aber wenig Vorrath von Futter fanden. Wir brachten hier die Nacht zu; beinahe aber wäre dieser Aufenthalt unser Verderben gewesen: denn am frühen Morgen ereignete sich folgende fürchterbare Erscheinung. Bei Anbruch des Tages sahen wir in Nordwesten einen schrecklichen Rauch heraufziehen, welcher mich besorgt machte, daß die Tartaren wohl das alte Gras möchten angezündet haben, um sich hinter dem Rauche zu verstecken und uns desto unvermutheter zu überfallen. Um mich nun so viel als möglich vorzusehen, ließ ich bei Zeiten die Kameele und Pferde auf einen Ort treiben, wo Gras stand, und wo sie hinter einem hohen Berge vor dem Brande wohl bedeckt waren. Ueberdies mußten sich hundert Mann bereit halten, mit Filzdecken, womit die Kameele bedeckt wurden, das Feuer, falls es näher käme, so viel als möglich zu dämpfen und es von dem Lager abhalten. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde die Luft von dem Rauche ganz verfinstert, und das Feuer kam durch einen dabei entstandenen Sturmwind so geschwind und so wüthend das Thal herab, wo das alte verdorrte Gras ungefähr eine halbe Elle hoch stand, daß

auch kein Pferd stärker laufen konnte, und man keine Möglichkeit sah, einer solchen schnell daher fliegenden Flamme zu entfliehen oder sie zu hemmen. Das Feuer schoß wie ein Blitz bei dem Lager vorbei, welches aber glücklicher Weise an einer Stelle aufgeschlagen war, wo kein langes Gras stand, und durch die Ecke eines Berges gedeckt wurde. Nichts desto weniger kamen wir nicht ganz ohne Schaden davon; denn die Flamme ergriff in der vordersten Reihe einige Zelte, so daß augenblicklich zehn oder zwölf derselben brennend in die Luft flogen und viele Kaufmannsgüter im Feuer aufgingen. Ueberdies wurden auch vierzehn Personen vom Feuer überhitzt und jämmerlich verbrannt, so daß einige davon für todt aufgehoben wurden. Indessen, da man alles Mögliche zu ihrer Genesung anwendete, so starb nur Einer, und zwar ein Perser. Ich selbst war in großer Gefahr; denn wenn ich nicht bei Zeiten mit zwei Dienern, welche mich mit einem Filz vor der Hitze bedeckten, auf einen Berg, wo fast kein Gras stand, gelaufen wäre, so würde es mir nicht besser, als den oben erwähnten, ergangen seyn.

Das Feuer war kaum vor unserm Lager vorbei, so erreichte es den Chinesischen Gesandten, welcher ein Stück Weges zur Seite von uns sein Lager aufgeschlagen hatte, zu seinem großen Glück aber auch auf einem Plage, wo wenig Gras stand, so daß die Flamme zwar über den Berg wegschlug, aber eine zu geringe Kraft hatte, etwas zu ergreifen,

außer daß die Schweife der Pferde etwas versengt wurden. Ehe man ungefähr 200 zählen konnte, war das Feuer fortgelaufen bis an den Fluß Kailaan, welcher eine Meile von unserm Lager war, wo es durch den Abschnitt, den dieser Strom machte, sich endigte und so von selbst erlosch.

Nach dem Brande war alles Land, so weit man von den Höhen der Berge sehen konnte, von Gras ganz entblößt, und überall, wo man hinsah, kohlen schwarz. Ich sandte meinen Wegweiser aus, um zu erforschen, ob irgendwo Oerter zu finden wären, wo man mit dem Lager übernachten könnte. Dieser kam am folgenden Tage wieder zurück, mit dem Berichte, daß ringsherum in zwei Tagesreisen kein Futter zu finden sey, indem das Feuer alles verschlungen habe; und wenn ja noch irgendwo ein Plätzchen gefunden würde, welches durch die Flamme nicht ganz verzehrt worden, so finde sich darauf nicht zur Hälfte so viel Gras, als so viele Kameele und Pferde zu sättigen erfordert würde. Das war denn für mich und das ganze Lager keine erfreuliche Nachricht. Ich ging daher bei mir zu Rathe, ob es nicht besser wäre, zurück über den Fluß Kailaan zu gehen, wo das Gras noch unverzehrt stand. Indes, da ich die Gefahr überlegte, von den Tartaren, welche an jener Seite des Flusses lauerten, überfallen zu werden, so wollte ich lieber zwei Tagereisen in Mangel und Noth zubringen, als uns aufs neue der Grausamkeit wüster und wilder Menschen aussetzen.

Wir brachen also den 16ten April des Morgens mit unserm Lager auf. Der Weg ging über jähe Gebirge und durch viele Moräste, so daß wir diesen Tag vieles Elend und Ungemach erlitten. Achtzehn Kameele und zwei und zwanzig Pferde blieben in dem Moraste stecken, und mußten darin umkommen; welches für uns ein schmerzlicher Verlust war. Wolten wir unsre Sachen und Lebensmittel, und die Kaufleute ihre Güter nicht zurücklassen, so mußten wir die übrigen Thiere über ihre gewöhnliche Last beschweren.

Am folgenden Tage, den 17ten April, reisten wir wieder durch morastige Thäler und über hohe Gebirge, und kamen darauf an den Fluß Nerseen. Wir durchwateten diesen Fluß, und setzten unsre Reise in großem Elende fort, nicht nur wegen unsrer Thiere, die uns täglich dahin fielen, und die wir wegen Mattigkeit zurücklassen mußten, sondern vorzüglich auch, weil es uns an Lebensmitteln für uns selbst fehlte. Einige wenige magere Ochsen waren alles, was wir noch hatten; denn andrer Vorrath als Brot, Erbsen, Grütze und dergleichen, wird nicht mitgenommen, weil die Kaufleute und Kosaken ihre Lastthiere zu dem Führen und Tragen ihrer Waaren nöthig haben. Wolte man die Kameele mit Lebensmitteln beladen, so würden sie zu hoch zu stehen kommen.

Da also nur noch eine so kleine Anzahl Ochsen im Lager vorhanden war, so wurde das Volk sehr bestürzt; denn wir konnten nicht hoffen, vor zehn

oder zwölff Tagen in Argun auf den Gränzen anzulangen: so daß deshalb Jeder, nachdem er mit Lebensmitteln in seiner Gesellschaft versehen war, seine Rechnung zu machen anfang, und seinen Vorath eintheilte.

Den 18ten April erreichten wir endlich mit großer Noth und Mühe den Ganstrom, durch welchen wir, weil er nur kleines Wasser hatte, hindurch zogen, und an der andern Seite schon junges Gras für das Vieh fanden, welches uns denn eine große Freude und den Thieren eine rechte Erquickung war. Ich nahm mir vor hier drei Tage auszuruhen, würde auch noch länger geruhet haben, wenn nicht die Kaufleute, Kosaken und Arbeitsleute geklagt hätten, daß ihrer viele Hunger leiden müßten, und nur noch wenige Ochsen für so viele hundert Menschen übrig wären.

Sie zeigten mir selbst, wie sie sich behelfen mußten. Wenn ein Ochs geschlachtet wurde, so fingen sie das Blut auf, kochten es, bis daß es dick war, wie eine Leber, und aßen es alsdann anstatt des Brotes. Sie schnitten selbst die Haut in Riemen, schabten das Haar ab, und brieten sie am Feuer. Selbst von dem Eingeweide ging nichts verloren, so daß sie, wenn diese Noth noch länger gewährt hätte, am Ende rohes Fleisch und die unreinsten Dinge würden gegessen haben. *had us up*

Ich hatte gehört, daß an diesem Flusse sich Hirsche und andres Wild aufhielte; und befahl daher einigen von meinen Leuten, die sich des Bogens gut

zu bedienen wußten, auf die Jagd auszugehen. Dies hatte auch so guten Erfolg, daß sie ungefähr fünfzig Stück Rehe erlegten, welche hernach im Lager ausgeheilt und von den verhungerten Leuten halb gar, halb roh verschlungen wurden. Da fand ich in der That, daß nach dem gemeinen Sprichworte der Hunger einem scharfen Schwerte gleich ist, obschon der Durst, wenn er lange anhält, die Natur noch stärker quält.

Unterdessen sendete ich einen Edelmann, in Begleitung von acht Kosaken, nach Argun an der Gränze, mit einem Schreiben an den dortigen Gouverneur, worin ich ihn bat, daß er mir eiligst einige Ochsen, Schafe, Brot, Mehl und andren Vorrath unter einer hinreichenden Bedeckung entgegen schicken möchte, weil wir in die äußerste Noth gerathen wären. Zwar war dies nicht ganz ohne Nutzen; doch erhielten wir die erlangte Hülfe nicht so bald, als wir wünschten: denn ein jeder Tag schien uns in unserer elenden Lage ein Jahr lang zu seyn.

Indessen die Abgeschickten ihren Auftrag ausgerichtet, fand ich es rathsam, mit dem Lager aufzubrechen, um so viel als möglich noch ein Stück Weges zurückzulegen und dem Unglück zu entkommen. Nachdem wir nun drei Tage gereiset waren, hörte man im ganzen Lager ein unaufhörliches Klagen über Hunger, indem die erlegten Rehe unter so vielem Volke nicht viel geholfen hatten, und außerdem in dieser Wildniß nichts zu bekommen

mar. Müde und abgemattet kamen wir endlich an einen Bach, der aus dem Gebirge herabfloß, und worin sich viele Fische, als Forellen und Hechte, aufhielten, von denen viele mit dem Bogen erschossen wurden; denn die Kosaken und Tungusen, deren ich einige bei mir hatte, wissen die Fische im hellen Wasser mit Pfeilen (welche vorn breit und zweischneidig sind) so gut zu treffen, daß sie fast jeden, auf den sie zielen, sogleich mitten durchschießen. Diese Fische, nebst einigen Nehen, waren für unsre fast verhungerte Leute eine herrliche Erquickung.

Unsre Jäger entdeckten im Gebirge, als sie daselbst herumstreiften, eine Hütte, worin ein Schaman mit seinen Gefellen wohnte. Er war ein Vetter unseres Begweisers, ein Tunguse von Geburt. Ungefähr mitten in der Nacht wurde ich durch ein erschreckliches Geschrei aufgeweckt. Ich sprang schnell aus dem Zelte, und fragte die Schildwache, die vor demselben stand, was das zu bedeuten hätte. Sie gab mir zur Antwort, der Begweiser mache sich mit seinem Vetter, dem Schaman, lustig. Die Neugierde trieb mich, mit einer von den Schildwachen hinzugehen, um zu beobachten, was sie vor nähmen. Als ich an den Eingang der Hütte kam, sah ich, daß sie auf ihre Art zauberten.

Obgleich das Meiste schon geschehen seyn mochte, so sah ich doch den Schaman da sitzen, mit einem Pfeil in der Hand, dessen eines Ende er auf die Erde, das andre spitzige aber unter seine Nase hielt. Dann sprang er auf, tanzte einigemal

im Kreise herum, schrie aus voller Kehle, und legte sich dann schlafen. Am folgenden Morgen erzählten mir die Kosaken, die ich nach Lebensmitteln ausgesandt hatte und denen er begegnet war, daß dieser Zauberer seinen Better in einem Augenblicke vor ihren Augen weggezaubert habe; was denn bei der Finsterniß der Nacht und in der gebirgigen Gegend freilich wohl ganz gemächlich, ohne alle Hülfe des Teufels, geschehen konnte.

Unsre Abgesandten brachten uns die angenehme Nachricht, daß wir spästens in drei Tagen von Argun Schlachtvieh und andren Proviand bekommen würden. Wie sehr wir dies erwarteten, kann man sich leicht vorstellen.

Wirklich bekamen wir auch den dritten Tag nachher fünf und zwanzig Ochsen und Kühe, so auch Grütze, gebackenes Brod und die andren Lebensmittel. Die Marktender aber, welche mitkamen, wußten ihren Vortheil dabei sehr wohl zu benutzen. Es wurde uns alles übertrieben theuer verkauft; indeß mußten wir nur froh seyn, daß wir für Geld, es mochte auch kosten was es wollte, Lebensmittel bekommen konnten.

Wir waren nun wieder erquickt; auch wuchs das Gras immer mehr und mehr hervor, so daß wir mit Gottes Hülfe endlich durch die lange dürre Wüste kamen, worin wir mit dem schwersten Elende in der Welt zu kämpfen gehabt hatten. Zu unsrer Freude erreichten wir den 27sten April den Fluß Argun, setzten den folgenden Tag mit der ganzen Kara

Karavane hinüber, und kam zwei Tage nachher in der Stadt Nertschinskoj an.

Hier ließ ich Kameele und Pferde in dem frischen Grase einige Zeit weiden, und wir selbst erholten uns von den langen Beschwerlichkeiten bis zum 5ten August, da wir von Nertschinskoj abreisten. Den 8ten dieses Monats kamen wir in Udinskoi an, nahmen daselbst einige Schiffe, fuhren mit Strom und Wind sehr schnell vorwärts, und kamen glücklich nach Jeniseisk, obwohl mit einiger Gefahr und Beschwerlichkeit wegen des angeschwollenen Wassers.“

Die fernere Reise unsers Isbrant ging den vorigen Weg, und bietet nichts besonders Merkwürdiges dar. In Tobolks wurde drei Wochen lang geruhet. Den 24sten November kam man an die Europäische Gränze, und endlich den 1sten Januar 1695 nach Moskau.

IV.

Von Träumen.

Demjenigen Zustand, wo bei völlig verschlossenen und unthätigen äußern Sinnen die Einbildungskraft und Phantasie vorzüglich wirksam sind, nennen wir einen Traum. So gemein diese Erscheinung ist, so zeigt sich doch dabei viel Merkwürdiges, und sie verdient es, daß wir sie etwas näher betrachten.

Ungebildete und abergläubische Menschen leiten die Ursache der Träume von der Einwirkung höherer Wesen her. Götter selbst erscheinen ihnen unter angenommenen Gestalten im Traum, sagen ihnen, was sie thun oder lassen sollen, offenbaren ihnen künftige Dinge u. d. m. Die Schriften der Alten sind voll von solchen Götter-Erscheinungen im Traume; ja, diese Erscheinungen werden als die Haupttriebfedern handelnder Personen angegeben, und durch sie werden die wichtigsten Begebenheiten veranlaßt. — Es würde lieblos seyn, alle die für Betrieger zu erklären, welche dergleichen Träume gehabt zu haben verschern, zumal, wenn aus ihrer übrigen Handlungsweise die vortrefflichsten Charaktere hervorleuchten. Die Denkart der damaligen Zeiten läßt vielmehr sicher schließen, daß wirklich solche Träume statt

gefunden haben; denn von den meisten Naturbegebenheiten sowohl als von den Schicksalen der Menschen machte man Götter und Geister zu unmittelbaren Urhebern. Was Wunder also, daß diese Wesen im Traume erschienen, mit denen man sich wachend überall herumtrug, und von denen man sich unsichtbar umgeben glaubte? Allein das ist eben so natürlich, daß schlaue Köpfe von vorgeblichen göttlichen Träumen Vortheil zu ziehen suchten, und daß selbst der ehrliche Träumer, wenn er göttliche Offenbarungen im Traume annimmt, in Gefahr steht, zu den größten Verbrechen verleitet zu werden. Beides bestätigt die Geschichte, und zum Theil auch die heutige Erfahrung. Göttliche Träume waren das vornehmste Triebrad, welches die Staatsmaschinen einiger alten Völker, hauptsächlich derer, die zugleich von Priestern regiert wurden, in Bewegung setzte. Und wie leicht einfältige Schwärmer durch den Gedanken, ihre Träume seyen göttlichen Ursprungs, sich zu wirklichen Missethaten hinreißen lassen, davon stellen uns die Kriminal-Akten Beispiele auf. Es ist demnach ein sehr schädlicher Aberglaube, Träume für Eingebungen höherer Wesen zu halten.

Eine andre Art von Träumen erklärte man zwar nicht gerade zu und ausdrücklich für Offenbarungen einer Gottheit oder eines Geistes; aber man gab sie doch für bedeutend aus, und schrieb ihre Ursache einem gewissen übernatürlichen Vorbestimmungsvermögen der Seele zu. Vorzüglich gab man

sich Mühe, die so genannten allegorischen Träume (wie z. B. den Traum des Pharaos von den sieben fetten und sieben mageren Kühen) auszulegen, und es entstand daher eine eigne Klasse von Leuten, welche diese wichtige Kunst studierten, und die Ausübung derselben zu einem sehr einträglichen Gewerbe machten — die Traumdeuter. Auch schrieb man Traumbücher, worin die Bedeutungen der verschiedenen Bilder und Phantasieen, welche Träumenden vorschweben, zu finden waren. Man allegorisirte überall, wenn auch der Traum keine Spur von Allegorie enthielt, bloß um ihn desto geheimnißvoller zu machen. Es sind noch Bücher von den alten Griechen, unter dem Namen Oneirokritici vorhanden, welche uns solchen Unsinn zu lesen geben. In Persien und andern Asiatischen Ländern giebt es ebenfalls noch jetzt nicht nur dergleichen Bücher, sondern auch Traumdeuter, welche auf öffentlicher Straße ihre Buden aufschlagen, und dem leichtgläubigen Volke Träume für Geld auslegen. Daß unter dem unaufgeklärtern Theile unsrer Landsleute und Zeitgenossen dieser Aberglaube nicht minder zahlreiche Anhänger hat, ist bekannt genug.

Wir dürfen uns indessen nicht sehr wundern, wenn Unwissende bei Erklärung der Träume ihre Zuflucht zu übernatürlichen Ursachen nehmen, da so gar einige gelehrte Männer nicht abgeneigt scheinen, wenigstens gewisse Arten von Träumen zu den übernatürlichen Erscheinungen zu rechnen. Andre Gelehrte hingegen verwerfen durchaus alles Uebernat

türliche, obwohl sie sich nicht anheischig machen, über jeden Traum einen natürlichen Aufschluß geben zu wollen oder zu können, so wenig wie selbst unsere größten Physiker und Chemiker sich anmaßen, von jedem Phänomen in der Körperwelt den wahren Grund zu wissen. Es ist in der That auch ein ganz falscher Schluß, auf welchem allein doch das System der Supernaturalisten (derer, die gewisse Wirkungen aus übernatürlichen Ursachen herleiten) ruhet: ich sehe nicht ein, wie dies oder jenes natürlich zugeht; folglich geht es nicht natürlich zu. Diesem Schlusse verdanken alle Gaukler das Ansehen, worin sie sich als Wunderthäter zu setzen wissen *).

*) Polizei- und Censurgeetze treffen zuweilen dahin, wo sie nicht nöthig sind, und wo sie eher schädlich als nützlich werden; aber auch im Gegentheil, man vermißt sie oft, wo sie eine sehr wohlthätige Wirkung haben könnten. So ist mir z. B. noch kein Gesetz bekannt, welches Taschenspielern und Leuten ähnlichen Gelichters verböte, sich für mehr auszugeben, als für Taschenspieler, und ihre Künste als wahre Wunder anzuschreiben. Es geschieht vielmehr überall, wo diese Menschen auftreten, frei und öffentlich, und sie erdreisten sich sogar, in gedruckten Zetteln gegen den Verdacht einer Täuschung oder Gaukerei förmlich zu protestiren. Offenbar werden sie dadurch bei dem großen Haufen eine starke Stütze des größten Aberglaubens. Ich habe jetzt eben eine Ankündigung solcher Kunststücke vor mir, welche der sich so nennende Meyer Philadelphia, angeblich ein Better des alten verstorbenen Philadelphia, vor Kurzem in Dessau sehen ließ. In dieser Ankündigung

Doch zur Sache!

Ob es Menschen giebt, die nie träumen, weiß ich nicht; aber möglich ist der Fall: denn Träume

heißt es? Er (Philadelphig) findet für nöthig zu erinnern, ihn nicht in die Klasse der Gaukler, Afterkünstler und Taschenspieler zu setzen, oder ihn mit jenen zu vergleichen; denn er darf es ohne Prahlerei sagen, daß seine Künste sowohl bei dem Röm. Kaiserl., als auch bei dem Königl. Preuss. und Königl. Schwedischen Hofe, mit auergründigstem Beifall aufgenommen worden sind, u. (Eben, als ob Kaiser und Könige die kompetentesten Richter hierüber wären! Dabei fällt mir der triftige Grund ein, den einmal ein jetztverstorbenen Theologe gebrauchte, um seine Schrift gegen die Angriffe der Recensenten zu vertheidigen; er sagte nämlich: Was wollen denn jene —? Mein Buch hat den Beifall eines erhabenen Monarchen erhalten, der mehr gilt, als die elende Kritik. — Bekanntlich war aber der erhabne Monarch — wenigstens in Beurtheilung theologischer Sachen — kein großer Kenner.) Und nun denke man! der Mensch, der nicht in die Klasse der Gaukler gesetzt seyn will, kündigt unfer den producirten Stücken an: „eine mechanische Uhr, welche Menschengedanken errathen wird; desgleichen einen Zauber Spiegel, worin auch Menschengedanken zu sehen seyn werden.“

Ich bin bei dem Spiele dieses Wundermanns nicht zugegen gewesen; aber einer meiner Freunde (der selbst etwas von dem Hokusfokus versteht) versichert mich, daß es mit jenen hochgerühmten Dingen nicht weit her sey; dagegen sehen die meisten Kartenkünste desselben in der That bewundernswürdig, und die Täuschung, welche dabei vorkalle, habe er mit der geschärfsten Aufmerksamkeit nicht entdecken können, —

sind keine nothwendige, sondern nur zufällige Veränderungen unsers Zustandes. Je gesunder man ist, je diätetischer man lebt, je mehr man seine Leidenschaften beherrscht, desto weniger träumt man.

Die Veranlassungen zum Träumen sind entweder außer uns, oder in uns. Zu den äußern Veranlassungen gehört vornämlich eine ungewöhnliche und beschwerliche Lage des Körpers, ein Druck oder Reiz von einem Gegenstande u. Auch ein schwacher Eindruck auf unsre Sinne im Schlaf kann die fürchterlichsten Träume erregen; ein Strohalm z. B., der uns sticht, ist das Schwert eines Gegners, das uns durchbohrt. Innere Veranlassungen zu Träumen entstehen entweder aus irgend einer Unordnung im Körper, oder aus vorhergegangener starker Anstrengung der Seelenkräfte, oder aus heftigen Gemüthsbewegungen, die wir wachend gehabt haben. Die erstere Art von Träumen ist oft bedeutend und ein Vorbote von Krankheiten. Ein gewisser Professor, welcher zuweilen den Blutsatz bekam, hatte jedesmal die Nacht zuvor den Anfall im Traume, und er konnte des Morgens immer mit Gewißheit vorher sagen, daß er diesen Tag wieder Blut auswerfen werde.

Die zweite Art von Träumen, die moralische

Warum mag doch wohl ein solcher Mann sich nicht mit der Ehre begnügen, die seiner wirklichen Geschicklichkeit gebührt, und warum setzt er sich durch Vorpiegelung von Zauberei in die Klasse elender Gaukler herab?

Ursachen zum Grunde hat, ist meistens nichts anders, als eine — mehr oder weniger regelmäßige — Wiederholung dessen, was wir wachend dachten oder thaten. Wir haben diese Träume selbst mit den Thieren gemein; denn der Hund knurrt im Schlafe, und bellt, springt auch wohl plözlich auf, um den Feind, der ihm im Traume erscheint, anzufallen.

Alle dergleichen Träume wird wohl kein Vermünftiger zu den übernatürlichen zählen. Aber es gibt Träume, worin uns Dinge vorkommen, an die wir in unserm Leben nicht gedacht haben, welche uns Bilder vorhalten, die nicht bloß unordentliche Spiele der Phantasie, sondern nach zusammenhängenden Ideen geordnete Anspielungen auf unsre und Andreer Schicksale zu seyn scheinen; es gibt endlich Träume, die uns Blicke in die Zukunft thun lassen, und deren Vorstellungen pünktlich eintreffen. Können wir diese auch aus natürlichen Ursachen erklären? — Ich denke, wir müssen wenigstens so lange anstehen, ein Wunder zu glauben, bis das Wunder erwiesen ist; und dieser Erweis dürfte wahrlich keine leichte Sache seyn. Daraus, daß wir die natürlichen Ursachen einer Erscheinung nicht anzugeben wissen, folgt ja nicht, wie schon vorher bemerkt ist, daß die Erscheinung von übernatürlichen Ursachen herkomme. Gesetzt, wir nehmen an, daß die Gottheit, oder doch ein höherer Geist, Urheber solcher Träume sey (und wie dies seyn könne, ist uns nicht einmal begreiflich; also wird der Knoten durch diese Hypothese nicht aufgelöst, sondern

derhauen); so fragt es sich billig: wo zu ein so großes Wunder? Die meisten der vorgeblich übernatürlichen Träume haben ein so eingeschränktes Interesse für die Menschheit, daß man sich nicht enthalten kann, zu wünschen, die göttliche Weisheit möchte ihre Wunder für höhere Zwecke aufsparen, sie möchte z. B. dem kriegeslustigen Herrscher im Traume die Jammer scenes des Krieges, seine Niederlagen und den traurigen Ausgang seines tollkühnen Unternehmens mit blutigen Zügen vormachen, um ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken. Oder es möchten sich einem Friedliebenden im Traume, wie in einem Spiegel, die geheimen Kabinets- und Entwürfe feindlich gesinnter Kabinetter gegen ihn zeigen, und zugleich die Mittel, jene Pläne zu vereiteln. Diese Offenbarung wäre denn doch einem höheren Wesen anständig. Statt dessen sieht aber ein Glücksspieler im Traume die Nummern, welche in der nächsten Ziehung der Lotterie herauskommen werden; er besetzt sie, sie werden wirklich gezogen*), und der Mann ruft, freudetrunkener über den großen Gewinn, aus: Seinen Freunden giebt er's schlafend! (M. CXXVII, 2.)

*) Die Erzählung von diesem Traum steht in No. 171's des Magazins zur Erfahrungseelenkunde. Es ist übrigens kein größeres Wunder, daß einmal Jemand im Traume die Nummern, welche gezogen werden, trifft, als wenn sie Jemand wachend zufällig erräth, welches doch auch bisweilen geschieht.

Welch ein unwürdiger, hier in manchem Betracht sogar unmoralischer Zweck, der durch ein Wunder erreicht seyn soll!

Ein anderer Umstand, den man bei Beurtheilung solcher Träume nicht aus der Acht lassen darf, ist die Glaubwürdigkeit derselben. Die Anzahl der in Erfüllung gegangenen Träume ist ohnehin, in Vergleichung mit den nicht erfüllten, (die aber doch auch bedeutend schienen!) sehr gering, und mag sich ungefähr wie die Zahl der Treffer beim Lottospiel zu der Zahl der Nieten verhalten. Allein durch eine scharfe Prüfung der Glaubwürdigkeit der erfüllten Träume wird zuverlässig diese Zahl noch über die Hälfte vermindert. Gewöhnlich werden die Träume erst bekannt gemacht, nachdem sie schon in Erfüllung gegangen sind, und da kostet es freilich nicht viele Mühe, den Traum und die darauf folgende Begebenheit in genaue Harmonie zu bringen. Wenn aber auch der Träumer seinen Bekannten und Freunden den Traum vorher erzählt, so hat doch dieser alsdann selten schon so viel Interesse für die Hörenden, daß sie dabei auf jeden kleinen Umstand merken, oder gar die Erzählung auf der Stelle niederschreiben, um sie vor aller nachmaligen — vorsehklichen oder unvorsehklichen — Verfälschung zu sichern. Wir werden aber nachher Beispiele anführen, daß oftmals nicht sowohl das Eintreffen eines Traumes überhaupt, als vielmehr die besondern dabei vorkommenden Nebenumstände, ihm den Anstrich des Wunderbaren und Uebernatür-

sichen geben. — Die Menschen haben alle (bis auf wenige Ausnahmen) einen Hang zum Wunderbaren, und — sich bei Andern wichtig zu machen. Den muß in der That die Philosophie schon sehr geläutert haben, der eine so gute Gelegenheit, durch Erzählung eines seltsamen Traumes die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen, nicht benutzen, und ihn nicht durch Uebertreibung und Verschönerung bestmöglich aufzupuzen suchen sollte. Und was der Träumer hierin zu thun noch übrig läßt, das vollenden die Nacherzähler, Theils auch aus Liebe zum Wunderbaren, Theils aus Aberglauben, u.

Über das Eintreffen! das Eintreffen der Träume! Es sind doch unläugbar glaubwürdige Erzählungen davon vorhanden. Sollte nicht wenigstens, wofern man keine unmittelbare Einwirkung eines höhern Wesens zugeben will, eingeräumt werden müssen, daß ein geheimes, übernatürliches Ahnungsvermögen der Seele in gewissen Fällen statt habe? —

Ein geheimes (uns unbekanntes) übernatürliches Ahnungsvermögen der Seele heißt doch wohl nichts anders, als ein Vermögen, welches nicht in der Natur der Seele, sondern in etwas außer ihr gegründet ist; und das kann wiederum nur die Einwirkung eines fremden Wesens seyn. Folglich kommen wir damit auf die erste Hypothese zurück, deren Unzulässigkeit vorher schon gezeigt ist. Dagegen können wir aus dem natürlichen Ahnungs- oder Vorhersehungsvermögen, welches die

Seele wirklich besitzt, jene merkwürdigen Erscheinungen besser erklären, als aus der Hypothese von übernatürlichen Ursachen. Dies Vermögen besteht darin, daß wir fähig sind, uns Vorstellungen von künftigen Begebenheiten zu machen, und das Wirklichwerden derselben entweder mit Wahrscheinlichkeit oder mit Gewißheit zu bestimmen. Je mehr Erfahrungen der Mensch sich erworben, je richtiger er die Dinge beobachtet, je genauer er die körperliche und sittliche Natur kennen gelernt hat, desto sicherer kann er das Zukünftige, in so fern es in dem Vergangenen und Gegenwärtigen gegründet ist, vorher sagen. Ein erfahrener Arzt z. B. weiß dem Kranken mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit den Ausgang seiner Krankheit zu bestimmen; ein Kenner des menschlichen Herzens sieht voraus, wie der von ihm beobachtete Freund unter gewissen Umständen handeln wird, u. s. w. Wenn wir wachend diese Kraft anwenden, so findet Niemand etwas Außerordentliches in unsern Prophezeiungen; nur bewundert man, im Fall sie richtig zutreffen, unsere Erfahrung und unsern Beobachtungsg Geist. Neuhert sich diese Kraft aber im Traume, so erstaunt man, als über etwas Ungewöhnliches und Wunderbares. Warum denn? —

Erstlich darum: im Traume sind wir uns nicht so, wie im Zustande des Wachens, der Ursachen bewußt, aus welchen wir auf die Wirkungen, d. i. auf eine zukünftige Begebenheit, schließen. Wir sehen die letztere, im Traume, unter Bildern, ohne

daß die erstern zum klaren Bewußtseyn kommen. Das ist es, was die Sache uns und Andern wunderbar macht. Ein Beispiel: Ich fühle wachend, daß irgend ein Krankheitsstoff in meinem Körper vorhanden ist; aus anderweitigen Erfahrungen ist mir schon bekannt, wie ein solcher Krankheitsstoff sich zu entwickeln pflegt, u. s. w. Nun sage ich also meinen Freunden voraus: ich werde nächsten krank werden; denn ich fühle den Sitz des Uebels hier oder da in meinem Körper. — Wer wird eine solche Prophezeiung wohl übernatürlich finden? Aber nun setze man den Fall, der sich oft genug ereignet, daß Jemand sich wachend noch ganz gesund fühlt, obgleich der Keim zu einer schweren Krankheit. (vielleicht gar zum Tode) schon in ihm liegt; daß die Empfindung von dieser Krankheitsmaterie bloß im Schlafe rege wird, wo sie nicht zum Bewußtseyn des Menschen kommen kann: was wird geschehen? Die Phantasie wird dadurch geweckt werden, und einen Traum erzeugen, dessen Inhalt jener ersten Empfindung angemessen seyn wird. Also: der Träumende sieht sich auf dem Krankenlager hingestreckt, bleich und abgezehrt; um ihn her stehen die Seinigen, welche die Hände ringen, &c. Am Morgen erzählt er diesen schrecklichen Traum; man wundert sich; man sucht dem Erzähler seinen Glauben an Ahnung auszureden; man stellt ihm seine gegenwärtige blühende Gesundheit vor; er selbst scheint auch weiter nicht viel darauf zu achten; aber — der Traum geht nach innen

Tagen wirklich in Erfüllung. So wenig Uebernatürliches dieser prophetische Traum auch hat, so werden ihn doch die meisten der dabei interessirten Personen übernatürlich finden, wenn sie ihre Begriffe über diesen Gegenstand nicht schon berichtigt haben.

Ueberhaupt spielen die dunkeln Ideen, an welche die Phantasie ihre Bilder anzureihen pflegt, in Träumen eine wichtige Rolle. Die Eindrücke von manchen Gegenständen sind nämlich Theils an sich so schwach, Theils werden sie durch lebhaftere Empfindungen und durch die Beschäftigung des Verstandes mit andern Gegenständen nach und nach so geschwächt, daß sie aus dem Gedächtnisse verschwinden, und daß wir uns nicht erinnern, dergleichen gehabt zu haben. Aber sie sind in der That nicht ganz verschwunden, sondern nur verdunkelt, und günstige Umstände ziehen die Ideen davon gleichsam wieder ans Licht. Denn wenn die Wirksamkeit der äußern Sinne und des Verstandes, welche jene Eindrücke schwächte, aufhört, und wenn dagegen die Einbildungskraft und die Phantasie ungewöhnlich stark rege werden: dann kommen auch die dunkeln Ideen wieder hervor, und sie scheinen uns dann so neu, als ob wir sie zum ersten male hätten. Daraus erklären sich z. B. folgende Fälle: Einer Dame, deren Mann plötzlich gestorben war, ohne sein Hauswesen vorher in Ordnung gebracht zu haben, wurde nach einigen Wochen von einem Handwerker eine ansehnliche Rechnung, die ihr

Mann noch nicht berichtigt haben sollte, zur Bezahlung vorgelegt. Sie wußte, daß ihr Mann im Bezahlen immer sehr pünktlich gewesen war, und hielt sich daher vollkommen überzeugt, daß diese Rechnung, die schon ziemlich alt war, längst berichtigt worden seyn müsse. Allein der Handwerker läugnere es, und bestand auf Bezahlung. Die Dame suchte nun in dem Schreibschranke ihres Mannes nach den Quittungen, deren sie auch eine Menge vorfand, nur die nicht, welche sie gegenwärtig am nöthigsten brauchte. Immer noch voll Vertrauen auf die Ordnungsliebe des Verstorbenen, gab sie die Hoffnung nicht auf, die gesuchte Quittung zu finden, und beschied deshalb den Handwerker nach etlichen Tagen wieder zu sich. Die Rechnung betrug über 100 Thlr., und es war natürlich, daß die Dame mit ziemlicher Unruhe und mit dem Gedanken an die verlegte Quittung zu Bette ging. Bald nachdem sie eingeschlafen war, erschien ihr Mann im Traum, und zeigte ihr eins seiner Kleider, mit dem Bedeuten, daß in der Tasche desselben die Quittung stecke. Beim Erwachen erinnerte sich die Dame sogleich dieses interessanten Traums; sie geht vor den Kleiderschrank, sucht, und findet richtig in dem bezeichneten Kleide die Quittung. —

Ganz gewiß hatte die Dame ihren Mann die Quittung in die Tasche stecken sehen; aber die Sache interessirte sie damals so wenig, daß nur eine dunkle Idee davon zurückblieb, die erst im Traume zum klaren Bewußtseyn kam. Die Erscheinung

ihres Mannes war nichts als Spiel der gaukelnden Phantasie.

Ein ähnliches Beispiel. Der weiland hochberühmte Scaliger der Aeltere schrieb einmal ein Gedicht zum Lobe aller Männer, welche die Zierde der Stadt Verona gewesen waren. Als er das Gedicht zu seiner Zufriedenheit geendigt hatte, erschien ihm im Traume ein Mann, der sich Brugnolus nannte, und der sich bitterlich darüber beklagte, daß er — einst auch ein Licht der Stadt Verona — keinen Platz in dem Lobgedichte erhalten habe. Geschwind machte Scaliger, um den Geist zu beruhigen, noch ein Paar Verse auf den großen Brugnolus, obwohl er sich nicht erinnerte, jemals (außer jetzt im Traume) seinen Namen gehört oder gelesen zu haben. Scaligers Sohn mußte sich nachher an Ort und Stelle nach diesem Manne erkundigen, und er erfuhr, daß wirklich ehemals ein — Kritiker dieses Namens zu Verona gelebt habe.

Leibniz, welcher diesen Traum erzählt, macht dabei die sehr gegründete Bemerkung, daß Scaliger zuverlässig einmal von dem Brugnolus gehört oder gelesen habe, daß ihm aber der Name, als eines nicht sonderlich wichtigen Mannes, entfallen, und dann die gleichsam schlafende Idee im Traume wieder geweckt sey.

Eine andre Ursache, warum die natürlichen Kräfte der Seele, wenn sie im Traume sich äußern, uns wunderbarer scheinen, als wenn wir eben dieselben

im Wachen anwenden, ist die ungemeyne Stärke und Lebhaftigkeit derselben, indem sie im Traume oft bis zu einem solchen Grad erhöht werden, daß wir uns wachend vergebens bemühen, durch Anstrengung dieser Kräfte eben dasselbe zu bewirken, was im Traume mit Leichtigkeit geschieht. Ueberhaupt scheint die Seele, während die äußern Sinne durch den Schlaf gefesselt sind, freier und einer größern Thätigkeit fähig zu seyn, als im Wachen. Kant behauptet, daß die Vorstellungen der Seele sogar im tiefen Schlafe klarer, als im Wachen seyen (Träume eines Geistessehers w. S. 49. Anmerk.) Man sollte dies auch fast aus einigen Erfahrungen schließen dürfen. So weiß man z. B. daß Gelehrte ein Gedicht, eine schwere Aufgabe aus der Mathematik, und andre Arbeiten, die ihnen am Tage mißlungen waren, des Nachts, ohne sich dessen nachher bewußt zu seyn, glücklich vollendeten. Sie fanden am Morgen, zu ihrer Verwunderung, die Sache gethan, womit sie sich noch den Abend zuvor fruchtlos gequält hatten, und ihre Handschrift überzeugte sie, daß sie selbst die Urheber davon waren. — Ein Arzt, der zur Zeit vieler grassirenden Krankheiten schon zwei Tage und Nächte schlaflos zugebracht und sie der Sorge für seine Patienten gewidmet hatte, ward am dritten Abend endlich von einer unüberwindlichen Müdigkeit überfallen. Er legte sich zu Bette, und verbot seinem Bedienten aufs schärfste, ihn vor Mitternacht zu wecken, es möge auch vorkommen, was da wolle. Kaum hatte er ein Paar

Mögliche Unterhalt. 1.

9

Stunden geschlafen, als ein reitender Bote vom Lande kam, und einen Brief an den Arzt brachte, worin demselben Nachricht gegeben wurde, daß ein bekannter Freund von ihm plötzlich krank geworden sey, und sehr gefährlich darnieder liege; man bitte ihn also dringend, den Kranken schleunig zu besuchen. Auf vieles Zureden des Boten wagte es der Bediente, den Herrn zu wecken und ihm den Brief zu übergeben. Der Arzt las ihn im Bette schlaftrunken, und erteilte die mündliche Antwort, daß es ihm jetzt schlechthin unmöglich sey, zu kommen; morgen um 7 Uhr wolle er da seyn. Hierauf versank er sogleich wieder in tiefen Schlaf. Der Bote war mit dieser Antwort nicht zufrieden; er drang so lange in den Bedienten, bis dieser sich entschloß, den Herrn noch einmal zu wecken. Höchst unwillig forderte dieser Papier, Feder und Tinte, schrieb schnell ein Recept, reichte es dem Bedienten hin, und schloß dann augenblicklich wieder ein. Der Bote eilte mit dem Recept in die Apotheke, und kehrte mit der erhaltenen Arznei zu dem Kranken zurück. Als der Arzt des Morgens aufstand, zog er sich reisefertig an, und fragte den Bedienten, ob sein Pferd schon gesattelt sey. Der Bediente antwortete: er habe geglaubt, daß die Reise nun nicht nöthig seyn werde, da der Bote schon ein Recept bekommen und Arznei mitgenommen habe. Was für ein Recept? fragte der Arzt. — Das Sie gestern Abend im Bette schrieben. — Ich? ein Recept? — Ja; der Bote wollte nicht so leer zurück gehen, und Sie schrieben ein Recept.

— Geschwind in die Apotheke, und hole mir das Recept! — Der Bediente ging, brachte aber das Recept nicht, weil es der Apotheker dem Boten zurückgegeben hatte. Voll peinigender Unruhe setzte sich der Arzt auf das Pferd, und ritt zu dem Patienten. Schon an der Hausthür kam man ihm mit der tröstenden Nachricht entgegen, daß der Kranke nach dem Gebrauch der verordneten Mittel sich besser befinde. Als er in die Stube trat, nahm er sogleich das auf dem Tische liegende Recept, las es, und fand zu seiner großen Freude, daß er gerade gegen diese Krankheit, selbst bei völligem Bewußtseyn und mit der reifsten Ueberlegung, nichts Zweckmäßigeres hätte verordnen können. —

Zwei Kräfte der Seele sind es vornämlich, welche sich im Traum außerordentlich wirksam beweisen: die Einbildungskraft und die Phantasie (Dichtkraft). Erstere ist das Vermögen, schon gehabte Vorstellungen zu wiederholen, ohne daß jedoch die Seele sie immer als solche (als schon gehabte) anerkennt*). Diese Wiederholung geschieht in un-
veränderter Form, d. h. die Vorstellungen werden vermittelst der Einbildungskraft eben so, wie sie das erstemal auf die Empfindung folgten, wieder hervorgebracht. Mit der Einbildungskraft wirkt mehrtheils die Phantasie gemeinschaftlich, welche

*) Das Vermögen, Vorstellungen zu wiederholen, die man als schon gehabte anerkennt, heißt insbesondere Erinnerungskraft.

letztere die sonst gehaltenen Vorstellungen in veränderter Form hervorbringt; denn sie trennt, verbindet und mischt den durch die Sinne erhaltenen Stoff auf die mannigfaltigste Weise, und erdichtet sich Dinge, wie sie in der Natur theils nicht vorhanden, theils gar nicht einmal möglich sind. Im Traume hält man die Vorstellungen der Einbildungskraft und der Phantasie für wirkliche Empfindungen; daher machen sie auch eben denselben Eindruck auf uns, wie diese. Allein auch wachend ist dies zuweilen der Fall, und dann können die Folgen sehr gefährlich werden. Herr Hufeland erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel aus seiner eigenen Erfahrung*).

Ein junger sechzehnjähriger Mensch, schwach und reichbar von Nerven, übrigens aber völlig gesund, geht in der Abenddämmerung aus seiner Stube, kommt aber plötzlich mit bleichem erschrocknen Gesichte zurück, und eröffnet seinem Stubengenossen mit zitternder Stimme: übermorgen um neun Uhr müsse er sterben. Natürlich findet sein Freund diese plötzliche Verwandlung eines jungen muntern Menschen in einen Todes-Kandidaten sehr sonderbar. Er fragt ihn nach der Ursache; und da ihm diese nicht entdecken wird, sucht er ihm wenigstens die Idee auszureden und sie lächerlich zu machen. Aber alles vergebens. Die beständige Antwort bleibt, sein Tod sey

*) In seinen gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit etc. Erst. Band.

völlig gewiß und unvermeidlich. — Bald versammelte sich ein Zirkel guter Freunde um ihn her; man suchte ihn durch Munterkeit, Scherz, selbst durch kleine Spöttereien von seiner Thorheit abzubringen. Er saß mit finstern in sich gekehrtem Blicke unter ihnen, nahm an nichts Theil, seufzte, und ward endlich böse, wenn man ihn Spott fühlen ließ. Man hoffte, die Nacht würde durch einen ruhigen Schlaf seine Phantasie umstimmen; aber der Schlaf stoh ihn, und seine einzige Beschäftigung die ganze Nacht hindurch war der nahe Tod. Früh ließ er mich rufen. Ich fand allerdings den seltsamsten Anblick von der Welt: einen gesunden Menschen, der beschäftigt war, alle Anstalten zu seinem Begräbniß zu machen, den traurigsten Abschied von seinen Freunden zu nehmen, und eben einen Brief an seinen abwesenden Vater zu schreiben, und ihm, nebst dem letzten Lebewohl, die Nachricht von seinem morgen um neun Uhr bevorstehenden Tode zu ertheilen. Ich untersuchte seinen physischen Zustand, fand aber nichts Widernatürliches, als Blässe des Gesichts, trübe, etwas weinte Augen, Kälte der äußeren Theile, und einen kleinen zusammen gezogenen Puls: lauter Beweise eines allgemeinen Nervenkrampfes, der sich hinlänglich in seinem Seelenzustande äußerte. Ich versuchte es also, ihn mit den trüftigsten Gründen von der Nichtigkeit seiner Einbildung zu überführen, und bewies ihm, daß ein Mensch, dessen Physisches sich in einem so guten Zustande befinde, schlechterdings keinen so nahen Tod zu befürchten habe. Ich nahm

meine ganze Beredsamkeit und medicinische Glaubwürdigkeit zusammen; aber alles dieses machte nicht den geringsten Eindruck: er gab mir gern zu, daß ich als Arzt keine Todesursache an ihm entdecken könne; aber eben dieses sey das Eigenthümliche seines Falles, daß er ohne natürliche Ursache, bloß durch ein unabänderliches Geschick, seinen Tod jetzt finden müsse. So wenig er von uns diesen Glauben verlangen könne, so gewiß werde ihn der Erfolg am nächsten Tage rechtfertigen. Es blieb mir also nichts weiter übrig, als ihm zu sagen, daß ich ihn bei so verwandten Umständen als Kranken behandeln und die nöthigen Mittel verordnen würde. Nicht gut, antwortete er; aber Sie werden sehen, daß Ihre Mittel mich nicht kuriren, ja, nicht einmal wirken werden. Die Zeit war kostbar, und es waren nur noch vier und zwanzig Stunden zur Kur übrig. Ich hielt es also für das Beste, ihn durch starke erschütternde Mittel und wirksame Gegenreize, wo möglich, aus dieser Gefangenschaft seiner Phantastie zu erlösen. In dieser Absicht wurde ihm ein sehr starkes Brech- und Purgirmittel gegeben, Spanische Fliegen an beide Waden gelegt, und reizende Klystiere beigebracht. Er ließ sich alles gefallen, aber immer mit der Versicherung: sein Körper wäre schon halb erstorben, und die Mittel würden nichts mehr wirken. Wirklich hörte ich bei meinem Abendbesuche, daß das Brechmittel wenig oder nichts gethan habe; und die Spanischen Fliegen hatten die Haut nicht einmal roth gemacht. Nun triumphirte

er ganz über unsern Unglauben, und fand in dieser Unwirksamkeit der Mittel die gewisste Ueberzeugung, daß er schon eine halbe Leiche sey. Mir selbst ward der Fall immer ernsthafter; ich sah, wie tief und zerrüttend jener Seelenkampf schon auf das Körperliche gewirkt, welchen Grad von Fühllosigkeit er erzeugt hatte, und ich mußte mit Recht befürchten, daß eine Einbildungskraft, durch die der Körper schon so weit gebracht sey, auch noch schlimmere Dinge möglich machen könne. — Alle unsere Nachforschungen, worauf sich eigentlich sein Glaube gründete, waren bisher vergeblich gewesen. Erst jetzt entdeckte er einem seiner Freunde im strengsten Vertrauen: als er gestern Abend auf den Vorfaal gekommen, sey ihm eine weiße Gestalt erschienen, die ihm gewinkt habe. In demselben Augenblicke habe er eine Stimme gehört: übermorgen um neun Uhr mußt du sterben! und dieses sey ein Verhängniß, dem er durch nichts entgehen könne. Er fuhr nun fort sein Haus zu bestellen, machte sein Testament, und bestimmte Punkt für Punkt, wie es mit seinem Leichenbegängnisse gehalten werden, wer ihn iragen, wer ihn begleiten solle; er bestand sogar noch darauf, das Abendmahl zu genießen, welches man aber hintertrieb. Die Nacht brach ein, und er fing schon an die Stunden zu zählen, die er noch bis zu der ominösen neunten des nächsten Morgens zu leben hätte. Deutlich nahm mit jedem Glockenschlage seine Angst und Unruhe zu. Mir fing an bange zu werden; ich erinnerte mich an die Beispiele, wo die bloße Ein-

Bildung des Todes den Tod wirklich hervorgebracht hat; besonders an jene spaßhafte Exekution, wo man den Verbrecher, nachdem man das hochnothweilige Halsgericht über ihn gehalten und ihn zum Schwerte verurtheilt hatte, die ganze Todesangst anssehen ließ, ihn aber, als er in der gewissen Erwartung des Todesstreiches war, nur mit einer Ruthe an den Hals schlug, wodurch er denn eben so gut entseelt zur Erde fiel, als wäre er wirklich enthauptet worden. Dieses Beispiel ließ mich fürchten, daß hier eben so etwas möglich sey, und daß der Glockenschlag Neun für ihn eben die Wirkung haben könne, wie dort der Ruthenschlag. Wenigstens konnte, bei der schrecklichen Ueberspannung seiner Phantasie, bei dem allgemeinen Krampfe, der schon alles Blut nach dem Kopf und den inneren Theilen getrieben hatte, die mit dem Glockenschlag verbundene Erschütterung die fürchterlichen Revolutionen in ihm erregen, Krämpfe, Ohnmachten oder Blutergießungen hervorbringen, oder wohl gar den noch übrigen kleinen Rest gesunder Vernunft, die schon so sehr in die Enge getrieben war, vollends zerrütten. Was war also zu thun? Alles kam darauf an, ihn unvermerkt über den unglücklichen Termin hinweg zu führen; und es ließ sich hoffen, daß er, da die ganze Einbildung hierauf beruhete, alsdann selbst in sich gehen und geheilt werden würde. Ich setzte also mein Vertrauen auf das Opium, welches noch überdies dem krampfhaften Zustande vollkommen angemessen war. Nach

Mitternacht ließ ich ihn zwanzig Tropfen Laudanum mit zwei Gran Bilsen-Extrakt nehmen, und verordnete, daß, wenn er, wie zu hoffen war, den Todetermin verschliefe, seine Freunde sich um sein Bett versammeln, und ihn beim Erwachen recht tüchtig auslachen sollten, um sogleich, anstatt jener erlöschenden Idee das Gefühl der Beschämung und Lächerlichkeit seines Zustandes recht lebhaft zu erwecken. Es wurde alles genau befolgt. Er schlief bald nachher, als er das Opiat genommen hatte, fest ein, und schlief fort bis gegen 11 Uhr Mittags. Seine erste Frage beim Erwachen war, was die Glocke sey; und da er nun hörte, wie weit er seinen Tod verschlafen hatte, und er zugleich mit lautem Gelächter für seine Thorheit bestraft wurde, so verkroch er sich beschämt unter die Decke, und lachte endlich selbst mit, versicherte auch, daß die ganze Sache ihm wie ein Traum vorkomme, und daß er nicht mehr begreife, wie er ein solcher Thor habe seyn können. — Er hat seit der Zeit die beste Gesundheit genossen, und nie wieder ähnliche Zufälle gehabt.

Eben so auffallende Wirkungen haben die Vorstellungen der Einbildungskraft und der Phantasie im Traume, wenn man sie wachend noch für wirkliche Empfindungen hält. Von unzähligen Beispielen nur ein Paar.

Ein Mann wurde in seinem sieben und zwanzigsten Jahre von einer schweren Krankheit befallen, so daß die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten.

Sie versicherten den Anverwandten und übrigen Anwesenden, der Kranke läge in Todesgefahr. Dieser hingegen blieb ruhig und heiter, und tröstete seine Freunde, indem er sagte: es ist noch nicht beschlossen, daß ich sterben soll; denn meine selige Mutter hat mir im Traume die Wiederherstellung meiner Gesundheit verkündigt, und zugleich gemeldet, daß ich erst im dreißigsten Jahre sterben werde. Er kam diesmal wirklich wieder auf, endigte aber in dem von ihm bestimmten Jahre sein Leben.

Folgende beide Träume lassen sich zwar der Hauptsache nach ebenfalls aus den Wirkungen der Einbildungskraft erklären; sie scheinen aber schon durch die Erzählung in ihrer ursprünglichen Gestalt etwas verändert worden zu seyn, und einen starken Anstrich des Wunderbaren bekommen zu haben*).

Kurz vorher, ehe die Fürstin von Ragotsky von Warschau nach Paris abreiste, an welchem Orte sie im Anfange des Jahres 1721 an einem, durch Ausziehen eines Zahns verursachten Halsgeschwüre starb, hatte sie folgenden merkwürdigen Traum. Ihr träumte nämlich, daß sie sich in einem unbekanntem Zimmer befände, wo ein gleichfalls ihr völlig unbekannt

*) Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenlehre und Charakterkunde. Herausg. v. Pockels. Erste Samml. S. 202. u. Fr. P. hat sie so abdrucken lassen, wie er sie in den noch ungedruckten Briefen der Mad. d'Orleans (Mutter des Duc Regent von Frankreich) fand.

ter Mann mit einem Becher zu ihr käme, und ihr daraus zu trinken anböte. Sie erwiederte, daß sie keinen Durst hätte, und dankte ihm für sein Anerbieten. Der unbekante Mann wiederholte seine Bitte, und setzte hinzu: sie möchte es ihm nicht weiter abschlagen, weil dies der letzte Trank ihres Lebens seyn würde. Sie erschrak darüber, und erwachte. Im Oktober 1720 kam genannte Fürstin frisch und gesund in Paris an, und wurde in ein Hotel garni logirt, worin sie bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber bekam. Sie schickte sogleich nach einem berühmten Arzte des Königs, zum Vater des unsterblichen Helvetius. Der Arzt kam, und die Fürstin gerieth in ein auffallendes Erstaunen. Man fragte sie nach der Ursache desselben, und sie erwiederte, daß der Arzt ganz vollkommen eben derselbe Mann sey, welchen sie zu Warschau im Traume gesehen habe. Doch, setzte sie hinzu, diesmal werde ich noch nicht sterben; denn diese Kammer ist nicht dieselbe, die ich damals zugleich im Traume sah.

Die Fürstin wurde auch bald darauf völlig wieder hergestellt, und sie schien ihren Traum ganz vergessen zu haben, als sie durch einen neuen Umstand mit der größten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde. Sie war mit ihrem Logis in dem Hotel nicht zufrieden, und verlangte daher, daß man ihr ein Apartement in einem Kloster zu Paris zubereiten möchte. Es geschah. Die Prinzessin hielt ihren Einzug in das Kloster, war aber kaum in ihr Zimmer getreten, als sie überlaut zu schreien anfang: es ist um mich ge-

sehen! Ich werde nicht wieder lebendig aus diesem Zimmer herauskommen; denn es ist eben dasselbe, welches ich im Traume zu Warschau gesehen habe.

Die Fürstin starb auch nicht lange darauf an dem obenangeführten Halschaden, in demselben Zimmer, und ihr Traum ging also wirklich in Erfüllung.

Einem ähnlichen Traum erzählt die Madame d'Orleans von einem alten Erzbischofe von Rouen, den sie selbst persönlich gekannt hatte, und der schon neunzig Jahr alt war, als nachfolgender Traum seinen Tod beschleunigte. Etliche Jahre vorher träumte ihm, daß er sich auf einem Berge befände, an dessen Fuße eine Stadt läge, und daß ihm eine laute Stimme folgende Worte zurief: betrachte diese Stadt; wenn du jemals darin übernachtest, so wirst du daselbst sterben.

Als der Erzbischof nach einiger Zeit eine Reise that, und auf derselben über eine Anhöhe passiren mußte, erblickte er eine Stadt, die derjenigen vollkommen ähnlich war, die er vorher im Traume sah.

Er erschrak sehr heftig über den Anblick dieser Stadt, und sagte zu seinen Reisegefährten, daß er in Macon (so hieß diese Stadt) nicht übernachten, sondern bloß durchreisen wolle. Seine Gefährten stellten ihm vor, daß alles in der Stadt zu seiner Aufnahme bereit sey, und daß es den Einwohnern sehr unangenehm seyn würde, wenn er durchreisen wollte. Ihr wollt, daß ich hier bleiben soll, war seine Antwort; das wird mir theuer zu stehen kom-

men: denn das ist dieselbe Stadt, von welcher ich im Traume vernahm, daß ich darin sterben sollte. — Noch in derselben Nacht bekam der Erzbischof ein starkes Fieber, woran er den dritten Tag nachher in jener Stadt wirklich starb.

Wenn wir das alles zusammenfassen, was die Träume in unsern Augen wunderbar, was sie auch wohl zu wirklich prophetischen Träumen macht, so ist es: 1) die Uebertreibung der Erzähler selbst, ihr Aberglaube, zuweilen auch Selbsttäuschung, ohne Absicht, Andre vorsätzlich zu täuschen; 2) das thierische Ahnungsvermögen (z. B. dunkle Empfindung von einer bevorstehenden Krankheit); 3) irgend eine Idee, die sich aus unserm klaren Bewußtseyn verloren hat, die aber im Traume wieder wirksam wird; 4) die Wirkung der Einbildungskraft und Phantasie auf unsern physischen und moralischen Zustand; 5) der Zufall, der unter so vielen tausend Träumen, die nicht erfüllt werden, auch manchmal einen eintreffen läßt.

Kann man überzeugt seyn, daß der erste Umstand nicht statt findet, so wird allemal einer von den folgenden hier angeführten Fällen zur Erklärung eines Traumes hinreichend seyn.

Es haben sich auch in unsern Zeiten mehrere scharfsinnige Männer bemühet, über die merkwürdigsten Träume Aufschlüsse zu geben, und sie in ein solches Licht zu stellen, daß das Wunderbare in ihnen wegfällt. Ich will einige davon, nebst den

Erläuterungen dieser Männer, als Anwendung der — freilich noch mangelhaften — Theorie über Träume hersehen. Den Anfang mag ein Traum machen, welchen ein Paar alte Schriftsteller erzählen *).

Zwei reisende Freunde aus Arkadien kamen auf einer Reise nach Megara. Der eine von ihnen trat in einem Gasthose, und der andere bei einem Gastfreunde ab. Dem letztern erschien sein Freund und Reisegefährte im Traume, und bat um Hülfe, da er in Gefahr sey, von seinem Wirth ermordet zu werden. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, wollte jener schon in das Wirthshaus, seinem Freunde zu Hülfe zu eilen, als er sich besann, daß alles ihm nur geträumt habe, und er sich wieder schlafen legte. Kaum war er wieder eingeschlafen, als sein Freund schon wieder blutig vor ihm stand, und ihn beschwor, daß er wenigstens seinen Tod nicht ungerächt lassen möchte, da er so eben von seinem Wirth ermordet sey. Sein Leichnam, fügte er hinzu, werde jetzt mit Mist bedeckt, und aus dem Thore gefahren. Jener erwachte hierauf, lief gleich nach dem Thore hin, fand den Wagen mit dem Ermordeten, und ließ den Wirth zur Strafe ziehen.

So erzählen Valerius Maximus und Cicero den Traum, oder vielmehr diese zwei Träu-

*) S. Hoffmanners Naturlehre der Seele, in Briefen. S. 157 ff.

me, nur mit einem Unterschiede. Cicero nämlich erzählt, daß der Ermordete seinem Freunde in dem zweiten Traume gesagt habe: sein Leichnam werde den andern Morgen früh aus der Stadt gefahren. Dieser sey darauf am Morgen hingegangen, habe, als er den Wagen an dem Thore gesehen, den Fuhrmann angehalten und gefragt, was er auf den Wagen geladen habe. Der Fuhrmann sey erschrocken davon gestohlen, und man habe den Leichnam des Ermordeten auf dem Wagen gefunden.

Angenommen, daß es mit diesem ganzen Traume seine Richtigkeit habe, so scheint nichts wunderbarer und nichts unerklärlicher, als eben dieser Traum; und gleichwohl wäre vielleicht nichts leichter, als diesen Traum zu erklären. Dieses wenigstens hat neulich ein Schriftsteller sehr scharfsinnig gezeigt, wenn er gleich den Traum nicht selbst erklärt haben sollte. Er bestimmt bloß die Umstände, welche die Erzählung bei der Begebenheit übergeht, oder doch nicht bestimmt genug angiebt, und die sich doch an sich müssen bestimmen lassen, z. B. ob Megara der Bestimmungsort dieser Reisenden gewesen, oder ob sie nur durchgereiset, wie lange sie sich in dem letztern Falle daselbst hätten aufhalten wollen, ob sie vornehmern oder geringen Standes gewesen, ob sie zu Fuße, oder zu Pferde ihre Reise gemacht, oder ob sie gefahren. Diese Umstände, wie gesagt, bestimmt der Erklärer des Traumes nach Wahrscheinlichkeit, und zeigt, wenn man ihm diese zugiebt, wie ohne Wunder die Traum-

me haben entstehen und mit der Wirklichkeit zusammen treffen können *).

Doch ich will das Wichtigste aus seiner Erklärung mittheilen.

Der Verfasser jener Schrift macht es nämlich wahrscheinlich, daß Megara nicht das Ziel der Reise jener Freunde gewesen sey, welches, wie mich dünkt, schon aus der Erzählung des Valerius sowohl als des Cicero an sich erhellt, und überdies, daß die Reisenden nicht Personen ganz geringen Standes gewesen seyen, weil Reisen mehr unter Personen vornehmen als geringen Standes vorzusetzen sind.

Auf die letztere Voraussetzung glaubt er auch annehmen zu können, daß sie ihre Reise zu Wagen gemacht hatten, und daß derjenige von ihnen, der bei seinem Gastfreunde abgetreten war, in dem Gasthose, wo der andere eingekehrt war, gewesen, vielleicht weil ihr Wagen zuerst mit beiden daselbst angefahren sey, oder vielleicht, um mit seinem Freunde und Reisegefährten, etwas abzureden. Hier habe jener, setzt er hinzu, den Wirthwagen gesehen.

Aus der Geschichte ließe sich ferner vermuthen, fährt unser Erklärer fort, daß der Wirth schon öfters

*) Natürliche Erklärung des berühmten Traums eines Aesculapianers, beim Valerius Maximus, Buch I, Kap. 7, als Beantwortung einer darüber ausgegebenen Preisfrage von G. W. K. Hof, 1793.

ters dergleichen Mordthaten verübt haben müsse, weil dieser, nachdem der Mord geschehen sey, den Ermordeten, um allen Verdacht von sich zu entfernen, auf die angegebene Art fortgeschafft habe. Hieraus sey ferner wahrscheinlich, daß der Gastfreund des einen der Reisenden diesen mit der Gefahr bekannt gemacht habe, in der sein Freund geschwebet.

Dieses setzt der Erklärer jener beiden Träume als wahrscheinlich voraus, und, wie ich glaube, mit allem Fug und Recht, und gründet darauf folgende Erklärung:

Der erste Traum war schon aus der Besorgniß des Freundes für seinen Freund begreiflich. Auch sagt die Erzählung nicht, daß dieser gerade zu der Zeit ermordet sey, als er jenem im ersten Traum erschienen. Dieses sey also auch nicht zu erklären. Wie jener aus diesem Traume aufgewacht sey, habe es ihn zwar beruhigen müssen, daß das, was ihm vorgekommen war, nur Traum sey, aber ganz habe er doch nicht alle Besorgnisse aufgeben können. Es sey nichts natürlicher, als daß in seiner Besorgniß sich ihm alles, was er des Tages in dem Gasthose gesehen hatte, und also auch der Wagen mit Dünger, von neuen vergegenwärtigt, und daß, da er mit diesen Vorstellungen eingeschlafen, der zweite Traum entstanden sey. Daß er gerade da aufgewacht, als der Wagen vorbei gefahren, sey nicht unwahrscheinlich, weil dieser Wagen in aller Frühe aus dem Thore geschafft sey, und der Träumer durch die Stärke seiner Gemüthsbewegung dem Zu-

frande des Wagens sehr nahe gewesen und daher das Geräusch des Wagens, der vielleicht vorbei gefahren sey, vernommen habe und dadurch vollends aufgeweckt sey.

Wie gesagt, die Umstände mögen alle wahr seyn, oder nicht; genug, sie sind möglich, und größtentheils, wenn das Faktum wahr ist, wahrscheinlich. Hat der Erklärer gleich nicht alles getroffen, so hat er doch gezeigt, daß dieser Traum vielleicht uns, die wir das Faktum nicht genug in seiner Individualität kennen, unerklärlich, daß er aber an sich nicht unerklärlich sey.

Noch erläutert Herr Hoffbauer selbst den Traum eines Freundes, der darüber sehr niedergeschlagen war, und den er durch seine Erklärung zu beruhigen suchte.

Ich wurde, erzählte ihm sein Freund W., im Traume von einem Manne überfallen. Dieser zerhackte mir zuerst (ob mit einem Messer, Degen, oder womit sonst, weiß ich nicht) meinen linken Arm, darauf den rechten. Nachdem ich diese Marter überstanden, schlachtete dieser Mann ein Kalb, und zog ihm das Fell ab. Wie dieses geschehen wurde, mein Rückgrat eben so, wie vorher meine Arme zerfleischt. Alles geschah mehr in der Dämmerung, als am Tage. Ich empfand dabei die schrecklichsten Schmerzen, und nichts war mir empfindlicher, als die Gleichgültigkeit und das Lächeln meines Peinigers.

Sie wissen, (schreibt Hr. H. an den Freund, an den die Briefe gerichtet sind) unser W. ist kein Gelehrter, aber doch ein Mann von sehr gesundem und treffendem Verstande. Dennoch mußte ich ihm eine kleine Aengstlichkeit wegen seines Traumes zu Gute halten. Ich hielt es indeß für meine Pflicht, ihm die Gedanken, welche er sich dieses Traumes wegen in den Kopf gesetzt hatte, möglich auszureden. Ich fragte ihn also, ob er sich mit einem der Gegenstände, die ihm in dem Traume vorgekommen, beschäftigt habe. Er wußte sich hierauf nicht zu besinnen, sondern sagte mir vielmehr, daß er Tages vorher, eben so wie jeden andern Tag, in dem gewöhnlichen Gange seiner Geschäfte gewesen wäre, und daß er kurz vor dem Schlafengehen seiner Gewohnheit nach in einem Buche, das er mir zeigte, einem herrlichen Buche, wie er hinzu setzte, gelesen. Es waren Mosers Reliquien, vierte Auflage. Frankfurt, 1767.

In diesem Buche hatte er von S. 94 bis 105 gelesen. Ich bat mir das Buch auf einige Augenblicke aus, und las jedes Stück mit Aufmerksamkeit. Mir fielen folgende Abschnitte auf: „Zu starke Geister blenden mit ihrem Glanze zu sehr, oder sie führen auch wohl ein solches elektrisches Feuer bei sich, daß es die, welche ihnen zu nahe kommen, verwundet oder gar zerschmettert. (S. 94) Ein jedes Genie kann den Römern nachsagen: gebt mir so viel Gebiet, als meine Ruyhaut bedecken kann. (S. 105) Zeichen schwerer bevorstehender Gerichte,

gewisser härtesten Züchtigungen, wenn Höfe verbieten werden, unter jenen Umständen den Rath, die Warnungsstimme großer Männer nicht mehr zu hören, wenn sie wohl verhöhnt, verachtet, unbrauchbar gemacht und endlich gar hinausgestoßen werden. So ziehet die Sonne von einem Horizonte, an dem es Nacht werden sollte. (S. 100 eb.) Kaum hatte ich diese Stellen gelesen, als mir der ganze Traum kein Räthsel mehr war. Denn die Vorstellung des Verwundens, die bei Lesung der ersten Stelle bei meinem Freunde erwachen mußte, führte sicher den ersten Theil des Traumes herbei. Daß ihm zuerst der linke, dann der rechte Arm, und zuletzt der Rückgrat zerhackt wurde: hiervon kann ich mir einen sehr wahrscheinlichen Grund angeben. Es ist eine bekannte Sache, daß man im Schlafe öfters seine Lage zu verändern pflegt, besonders in einem unruhigen Schlafe, in welchem sich nur Träume einstellen. Erst lag unser Freund wahrscheinlich auf der linken Seite; vielleicht, daß eine Unbequemlichkeit seiner Lage in ihm eine unangenehme Empfindung erregte, der die Einbildungskraft nach einem vorher schon aufgestellten Gesetze ein besonderes Bild substituirte. Was war also natürlicher, als daß dieses das Bild der Verwundung war, welches den Träumenden vor dem Schlafengehen beschäftigt hatte? Wahrscheinlich verließ er auch diese Lage, wie es in einem unruhigen Schlafe natürlich ist, warf sich auf die rechte Seite, und glaubte am rechten Arme aus eben dem Grunde

dasselbe zu empfinden, was er vorher an dem linken fühlte. Natürlich mußte er eben dasselbe auf dem Rücken empfinden, als er sich vielleicht auf diesen gelegt, und die Einbildungskraft mußte hier dasselbe Bild vorschreiben. Daß das Kalb geschlachtet wurde, ist wiederum nicht unbegreiflich. Die Vorstellung der Verwundung führte auf die Vorstellung des Schlachtens. Daß es gerade ein Kalb war, machte die Kuhhaut in der zweiten Stelle, welche er vor dem Schlafengehen gesehen hatte. Allein, daß ein Kalb und nicht vielmehr eine Kuh geschlachtet wurde, ist mir wenigstens daraus wahrscheinlich, weil nicht mehrere Menschen vorher im Traume aufgetreten waren, die doch hierzu erforderlich gewesen wären.

Hr. H. gesteht, daß diese Erklärung noch viele leicht Lücken habe, und daß sie nicht alles erkläre; aber sie zeige doch, dünkt ihn, daß uns jeder Traum völlig begreiflich seyn würde, wenn wir alle Vorstellungen wüßten, mit denen der Träumende sich vorher beschäftigt habe.

Sehr schätzenswerthe Beiträge zur Aufhellung dieses dunkeln Theils der Seelenlehre liefert Hr. Domprediger Streithorst in Halberstadt. Sie finden sich theils in seinen psychologischen Vorlesungen, theils in den Halberst. gemeinnützigen Blättern. Besonders gehört hierher das Ende der zweiten Vorlesung, wo er sagt:

Einer unsrer gegenwärtigen *) Freunde hat mir folgende Erzählung mitgetheilt. Es träumte ihm einstmals, daß ihm ein Unterofficier aus einer benachbarten Garnison von seinem daselbst lebenden Schwager Mittags um 1 Uhr einen Brief brächte, und dabei sagte, er habe den Auftrag, noch mündlich zu bestellen: daß der Inhalt des Briefes nicht ganz angenehm seyn würde; indeß möchte unser Freund an das Lied denken: „In allen meinen Thaten laß ich“ 2c. 2c. Des folgenden Tages erzählte unser Freund seinen Traum über Fische. Der Principal, dessen Kinder er unterrichtete, glaubte, es sey dies nur ein Eingang, auf welchen die Bitte um Entlassung folgen würde. Er versicherte aber das Gegentheil. Sie gingen hierauf mit einander im Garten spazieren. Als sie an das Ende einer Allee gelangt waren, zog der Principal seine Uhr heraus, und sagte scherzend: es hat schon Eins geschlagen, und der Unterofficier ist noch nicht gekommen. Als sie sich um das Ende der Allee wendeten, stand ein Unterofficier mit einem Briefe von dem Schwager da, und erklärte, daß er den Auftrag habe, noch mündlich zu sagen: der Inhalt des Briefes wäre nicht angenehm; indeß sollte unser Freund an das Lied denken: In allen 2c. 2c.

Ein Anderer hatte folgenden besondern Vorfall.

*) Die Vorträge wurden in der dasigen literarischen Gesellschaft gehalten.

Die Predigerwahl, wozu er mit präsentirt war, war um gewisser Ursachen willen verschoben worden, ungeachtet er seine Wahlpredigt bereits gehalten hatte. Ohne daß der neue Wahltermin ihm bekannt geworden wäre, träumte ihm nach einigen Wochen, daß ein Bote da sey, der ihn zur Wahl citiren solle. Da er sich sogleich auf die Reise machte, und — wie wir im Traume geschwind zu reisen pflegen — sehr schnell reiste, war er auch bald an Ort und Stelle. Nach einigen Gesprächen zog ihn der damalige Generalsuperintendent auf die Seite, und sagte: „Sie werden durchfallen. Seyn Sie aber nur ruhig; es wird ihr Schade nicht seyn. Denken Sie an den Advent.“ Kaum hatte er diese letzten Worte im Traume gehört, als er aufgeweckt wurde, mit dem Hinzufügen, daß ein Bote da sey. Er stand auf, fand den Boten und eine Citation zur Wahl. Er reiste an den bestimmten Ort, meldete sich am Wahltag bei der königlichen Commission, und nach einigen vorläufigen Verhandlungen zog ihn der Generalsuperintendent auf die Seite, und sagte: „Sie werden vermuthlich durchfallen; indeß wird es Ihr Schade nicht seyn.“ Er wurde nicht gewählt, und es war auch kein Schade nicht, indem er eine bessere Stelle erhielt. In der vierten Adventswoche desselben Jahres starb nämlich der Generalsuperintendent, und dieser Tod veranlaßte seine Beförderung.

Nur sehr wenige Träume, welche eine Art von Erfüllung erhalten, sind von der Art, daß sie zu

unserer Warnung oder Beruhigung dienen könnten; überdies bleiben wir so lange in Ungewißheit, bis sie wirklich zutreffen. Es ist daher kein Grund sie für wirkliche Vorbedeutungen zu halten, weil sie bisweilen wohlthätig seyn können. Denn in noch mehreren Fällen nützt uns diese Vorbedeutung ganz und gar nichts. Es träumt uns z. B., daß ein Mensch, der uns sehr unwichtig ist, in unser Haus käme, und sich nach einer unbedeutenden Sache erkundigte. Er kommt am folgenden Tage wirklich; was nützt uns in dem Falle die Vorbedeutung? Wir behalten erfüllte Träume im Andenken; aber an die unerfüllten, deren Zahl gewiß die größte ist, denken wir weiter nicht. Jeder Selbstbeobachter wird wissen, daß uns eine Idee ins Gemüth kommen kann, die ganz neu zu seyn scheint, welche aber dessen ungeachtet von uns schon einmal gedacht seyn kann, so wenig wir uns dessen jetzt erinnern. Es kann geschehen, daß eine Idee im Traume wieder lebhaft wird, die wir wachend nicht aus dem Abgrunde unserer Vorstellungen empor bringen konnten. Einmals träumte ich in der Nacht vor dem Sonntage, an welchem eine Predigerwahl in Sargstädt unweit Halberstadt war, daß ich bei der Wahl zugegen sey, und ausrufen hörte: Herr B** ist mit 76 Stimmen gewählt. Ich war, als ich erwachte, begierig auf die Nachricht von der Wahl. Ich erhielt sie Mittags halb ein Uhr; denn da rief mir bei Eröffnung meiner Hausthür ein junger Mensch von der hiesigen Domschu-

le, der eben von Sargstädt kam, entgegen: Herr B ** ist gewählt mit 76 Stimmen. Ich sann lange hin und her, ob ich nicht etwa eine ähnliche Idee vorher schon gehabt hätte, und fand, daß mir vor mehreren Jahren einmal erzählt war, daß der vorige Prediger bei seiner Wahl 70 Stimmen gehabt habe. — Ein Verwandter von mir verlor seine Frau. Als die Leiche beschickt werden sollte, fehlte es an einem weißen Leichlaken. Er wußte, daß seine Frau dergleichen gehabt hatte, konnte es aber alles Nachsuchens ungeachtet nicht finden. Er träumte darauf in der folgenden Nacht, daß seine Frau erschien, ihn an eine Kiste führte und dabei sagte: wenn ich nicht da bin, so kann doch keiner etwas finden! Das Laken liegt hier unten in der Kiste. Als er erwachte, ging er an den bezeichneten Ort, und fand das lange vergebens gesuchte Laken *). Vermuthlich war ihm die Idee, daß das Leichlaken hier seinen Ort habe, im Traume nur wieder lebhaft geworden.

Einer unsrer gegenwärtigen Freunde hatte zwei Stück von unserm Wochenblatte verlegt, und konnte sie nirgends finden. Nach einiger Zeit kam ihm im Traum vor, daß sie in einem gewissen Quartanten lägen. Als er aufwachte, sah er nach, und fand sie. Er hatte sie selbst hinein gelegt, aber den Ort ver-

*) Dieser und die folgenden Träume haben die größte Ähnlichkeit mit dem oben erzählten von der verlegten Zeitung.

geffen. Diese Idee wurde ihm im Schlafe wieder lebhaft. Es ist begreiflich, daß wir durch Wünsche und starke Neigungen noch mehr zum Auffinden gewisser verschwundenen Ideen disponirt werden; und wenn wir die unter gewissen Umständen allein möglichen Fälle alle überzählen können, so kann es leicht geschehen, daß uns einer derselben sehr lebhaft wird, welchen wir nachher realisirt sehen. Ein gewisser Graf führte einen kostspieligen Prozeß wegen gewisser Güter. Die Sache war ihrer Entscheidung nahe; aber es fehlte an einem gewissen Dokumente, welches nirgends zu finden war. Als man bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, träumte der Graf, daß ein ganz fremder Mann zu ihm käme, ihn ins Archiv führte und ihm ein gewisses Faß zeigte, mit dem Bedeuten, daß das Dokument in demselben zu finden sey. Er ging des folgenden Tages in das Archiv, und fand das Dokument an dem bezeichneten Orte.

Ich habe mir einmal im Traume den Tod einer Verwandtin, drei Wochen vorher, mit allen Umständen gedacht. Sie war guter Hoffnung, sah dem ersten Wochenbette entgegen, konnte einen Sohn oder eine Tochter zur Welt bringen, konnte es glücklich überstehen oder sterben. Das waren die möglichen Fälle. Der Fall, daß sie einen Sohn geboren habe, daß sie gestorben und das Kind am Leben geblieben sey, wurde mir im Traume lebhaft, und nach drei Wochen traf er wirklich so ein, wie ich ihn mir gedachte hatte. Da unsre Phantasieen

doch immer, entweder ganz, oder stückweise, gewisse Copieen der wirklichen Welt sind, und diese in ihren Theilen viele Aehnlichkeit hat: so kann es sich treffen, daß wir eine Phantasie in der Folge wirklich existiren sehen. Ehe ich nach Halberstadt kam, hatte ich hier einen Freund, der aber eher starb, als ich herkam. Sein Tod rührte mich un-
gemein. Einstmals beweinte ich ihn im Traum an einem Orte, wo ich durch ein eisernes Gitter auf sein Grab sehen konnte. Als ich das erstemal in die Sakristei unsrer Domkirche kam und durch das Fenster sah, welches in den Kreuzgang geht, war mir jene Phantasie mit einem male gegenwärtig, wegen der auffallenden Aehnlichkeit; ich sah nach dem Friedhose hin, erblickte einen Rosenstock, der neben ein Grab gepflanzt war, erkundigte mich nach dem Garten, und erfuhr, daß die Asche meines Freundes daselbst ruhe.

Ist es überdies wahr — und welcher Selbst-
beobachter wird es läugnen wollen? — daß wir nur selten die ganze Reihe von Vorstellungen über-
sehen können, welche ein gewisses Resultat liefern, oder daß wir uns der Prämissen nicht mehr bewußt seyn können, wenn wir die Conclusion lebhaft den-
ken: so kann das Vorherdenken gewisser künftiger Begebenheiten, das uns so wunderbar scheint, weil wir den Zusammenhang verloren haben, höchst natürlich seyn, und wir würden uns übereilen, wenn wir den Grund davon außer uns suchen wollten, da er in uns selbst liegt. Gesezt auch, daß wir

Ihn nicht finden könnten, so ist es doch, nach so vielen Beweisen, die wir von der Ordnung, Regelmäßigkeit und dem genauen Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen in der körperlichen und moralischen Natur vor uns haben, immer vernünftiger, diesen Grund in sich selbst, als außer sich, zu vermuthen. Indes ist es demjenigen, der in der Seelenkunde fremd ist, sehr zu verzeihen, wenn er bei manchen Erscheinungen, die in ihm selbst vorgehen, staunt, und das einem andern Wesen zuschreibt, was er seinem eignen Geiste nicht zu trauen kann, da er die Kräfte desselben nicht kennet.

Von eben diesem Psychologen lesen wir in den Halberst. gemein. Blättern (Jahrg. 1789) noch folgende Erzählungen, mit seinen vortreflichen Reflexionen begleitet. Sie sind ihm von einem auswärtigen Freunde mitgetheilt worden, dessen Glaubwürdigkeit er verbürgen zu können versichert.

Dieser sein Freund war in Klosterbergen auf der Schulen gewesen, und wünschte nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn, dahin als Lehrer zurückkehren zu können. Dazu hatte er entfernte Hoffnung. In dieser Lage seiner Umstände träumte er einstmals, daß ihm ein Brief mit einer Bischofsmütze gebracht würde, wobei er ausrief: „nun ist mein Glück gemacht!“ Er erzählte des Morgens seinen Traum, und versicherte, daß er nun bald versorgt werden würde, ohne bestimmen zu können, auf welche Art. — Gegen Mittag erhielt

er einen Brief vom sel. Abt Frommann, der mit dem abtheilichen Siegel, worin eine Bischofsmütze ist, versiegelt war, und erhielt in diesem Briefe den Ruf als Lehrer nach Klosterbergen.

Wenn man auf Nachrichten hofft, und dergleichen wünscht, so träumt man leicht von Briefen. Das war also hier nichts Besonderes. Die Bischofsmütze war eine einzelne Idee aus der Gruppe, welche das ganze Bild von einem Briefe des Abtes mit dem abtheilichen Siegel bedruckt, ausmacht; gerade diese einzelne Idee wurde nur belebt. Offenbar ist es, daß sich die Seele mit ihren Wünschen und Hoffnungen im Traume beschäftigte, und sich Bilder schuf, welche diese begünstigten, ohne dieselben ganz auszumalen. Dieser Mann hatte sich durch seine Wünsche veranlaßt, ohne Zweifel auch wachend einen Brief vom Abt Frommann gedacht. Das abtheiliche Siegel mit der Bischofsmütze war ihm bekannt, da er Schüler in Klosterbergen gewesen war; diese Idee konnte also leicht lebhaft werden. Daß er gerade an eben dem Tage einen solchen Brief erhielt, als er sich wenige Stunden vorher erträumt hatte, muß nur nicht in einem Zusammenhange von Ursache und Wirkung gedacht werden. Es ist damit eben so, wie mit dem Wolf in der Fabel. Würde es uns wohl befremden, wenn jetzt ein Freund, der uns entfernte Hoffnung zu einem Besuche gemacht hätte, zu uns käme, und zwar einige Stunden nachher, da wir von ihm gesprochen hätten? —

Werkwürdiger ist folgender Traum. Mein Freund hatte das traurige Schicksal, daß sein erstgeborner Sohn, ein Kind von etwa einem Jahre, des Abends frisch und gesund war, und des Morgens todt in seiner Wiege gefunden wurde. Der Vater war untröstlich, und härmte sich darüber so ab, daß sein Leben in Gefahr kam. Nach einiger Zeit hatte er folgenden Traum. Ein junger Mensch, wie ein Student gekleidet, lag todt auf einem Bette; die Gesichtsbildung war derjenigen ähnlich, welche sein verstorbenes Kind gehabt hatte. Während daß er diesen todten Jüngling betrachtete, rief eine Stimme: „dein Sohn von 18 Jahren ist auf der Universität erstochen worden. Beruhige dich! Dein Verlust wird dir durch einen kleinen Krauskopf wieder ersetzt werden.“ Der Traum hatte die wohlthätige Wirkung, daß der Vater über den Verlust seines Kindes völlig beruhigt wurde. Nach einiger Zeit wurde ihm auch dieser Verlust wirklich durch einen kleinen Krauskopf ersetzt.

Je anschaulicher Trostgründe sind, desto besser haften sie, desto leichter thun sie ihre Wirkung. Die Seele des betrübten Vaters hatte ohne Zweifel schon vorher gearbeitet, sich Licht in der Finsterniß zu schaffen. Sie machte sich jetzt das, was sie selbst über den Gegenstand ihres Kummers gedacht, oder von Andern gehört hatte, anschaulich, indem sie sich ein Bild zum Anschauen hinstellte, wodurch der abstrakte Trostgrund, daß es besser sey, Kinder früh zu verlieren, als in der Folge Herzeleid an

ihnen zu erleben, dem väterlichen Herzen sehr eindrucklich werden mußte. So arbeitete sie sich auch zu der Hoffnung empor, daß der erlittne Verlust wieder ersetzt werden könne, und machte sich diese Hoffnung ebenfalls anschaulich. Daß sie sich aber gerade einen Krauskopf dachte, und daß wirklich ein kleiner Krauskopf kam, ist entweder zufälliges Zusammentreffen der willkürlichen Bilder der Seele mit wirklichen Gegenständen in der Natur; oder es ist Wirkung einer noch nicht genug beobachteten Kraft der Seele, vermöge deren sie der Materie bisweilen ihre Formen einprägt.

In der Nacht vom 17ten August 1786 träumte derselbe Mann, daß seine Frau vor das Bett käme, und ihm zurief: „Jetzt um drei Uhr haben wir unsern besten Freund verloren.“ In demselben Augenblick sah er den unvergeßlichen König, (Friedrich II.), wie er ihn oft zu sehn Gelegenheit gehabt hatte, der uns in dieser Nacht gerade um diese Zeit entrisen wurde. Er erwachte, sah nach der Uhr, und es war um Mitternacht. Ohne wieder einschlafen zu können, beschäftigte er sich die ganze Nacht hindurch mit dem Gedanken, daß der König todt sey, und zweifelte keinen Augenblick an dieser traurigen Begebenheit. Mit Thränen machte er sie des Morgens in seinem Hause bekannt, und nach wenig Tagen wurde sie bestätigt.

„Mein Freund ist ein warmer Patriot und Verehrer des unsterblichen Königs.“ Es war natürlich, daß er an Friedrich den Einzigen dachte, als er im

Traume die Nachricht hörte, daß sein bester Freund gestorben sey. Das Andenken an den König belebte das Bild, das die Seele von ihm hatte. Zufällig traf es sich, daß die Stunde nachher übereinstimmte, so wie es möglich ist, daß ein enthusiastischer Freund des Lotros sich eine Nummer denkt, welche nachher wirklich heraus kommt, ohne daß ein Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung statt findet. Daß er sich den Tod des Königs als gewiß dachte, ist nicht zu verwundern, weil er wußte, daß der König im Greisesalter und noch dazu krank war.

Noch eine Traumgeschichte, welche dieser Mann, zwar nicht als handelnde Person, doch aber als wahrer Zeuge, erlebt hat. Als er Lehrer in Klosterbergen war, hatte er einen Freund und Kollegen, der von dem sel. Abt Frommann erzogen und gebildet war, und von diesem sehr geliebt wurde, so wie er selbst den sel. Abt kindlich liebte. Beide Kollegen waren Liebhaber von Hunden, und hatten sich zwei junge Englische Doggen gekauft, welche bei gutem Futter, wozu der eine Kollege als Küchenherr behülflich war, ungewöhnlich groß wurden, und nach Proportion auch ungewöhnlich bellend konnten. Der Abt Frommann ward krank, und das Bellen dieser Hunde war ihm in einer schlaflosen Nacht unerträglich. Er klagte dies dem jungen Manne, der, wie gesagt, sehr von ihm geliebt wurde, und bat, daß man die Hunde des Nachts in eine andere Gegend des Klosters bringen möchte.

indchte. Dies geschah, und der Abt wurde weiter
 nicht beunruhigt. Nach einiger Zeit starb From-
 mann, und die Leiche kam in ein Gewölbe nahe
 am Klostersgarten, welches, wie gewöhnlich, ver-
 schlossen war, und nur oberwärts (denn es war
 überbaut) große Lufelöcher hatte. Zur Herbstzeit
 hat sich der Gärtner die beiden Hunde zur Beschüt-
 zung des Gartens aus. Während dieser Zeit kam
 der Kollege meines Freundes einstmals in sichtbarer
 Verwirrung zu dem gemeinschaftlichen Tische. Man
 forschte nach der Ursache, und drang so lange in
 ihn, bis er sie entdeckte. Er versicherte, daß er in
 der vorhergehenden Nacht eine Erscheinung gehabt
 habe, an welche er nicht ohne Grausen denken
 könne. Der selige Abt Frommann sey nämlich vor-
 sein Bett gekommen, und habe gebeten, die Hunde
 aus dem Garten zu schaffen, weil er der Hunde
 wegen nicht ruhen könne. Man suchte den jun-
 gen Mann dieserhalb zu beruhigen. Allein was
 geschah? Die nächste Nacht hatte er dieselbe Erschei-
 nung, und hörte eben die Bitte. Dies brachte ihn
 aus aller Fassung. Indes wurde er durch vieles
 Zureden wieder beruhigt. Dieselbe Erscheinung aber
 kam auch in der dritten Nacht wieder; und zwar
 sah er diesmal den Abt in fürchterlicher Gestalt,
 und hörte die drohende Stimme: „Schaffe mir diese
 Hunde weg; denn sie lassen mich nicht ruhen.“
 Nun half kein Zureden mehr. Er besuchte am
 folgenden Tage die Grust, um zu sehen, ob Sarg
 und Leiche noch unverletzt wären; er fand beides

Müthige Unterhalt. I.

Na

noch unverletzt, außer daß Feuchtigkeiten durchgedrungen und auf die Erde geträpelt waren. Man kam auf den Gedanken, daß die Hunde vielleicht davon geleckt hätten. Es war aber unbegreiflich, wie die Hunde hätten ins Gewölbe kommen können; denn die Luftlöcher waren theils zu hoch über der Erde, theils an sich zu eng, als daß die Hunde hätten durchkommen können. Er reiste noch denselben Tag fort, ohne Abschied zu nehmen, und kam nie wieder. Die beiden Hunde fraßen von der Zeit an keinen Bissen, und starben bald darauf beide.

Die vermittelte Erscheinung war ein sehr lebhafter Traum. Das ist wohl auf keinen Fall zu bezweifeln; denn es können Bilder der Seele so lebhaft werden, daß wir auch wachend sie für Gegenstände außer uns halten. Bei der zärtlichen Liebe, welche der junge Mann für den sel. Abt hegte, mußte es nothwendig einen tiefen Eindruck auf sein Herz machen, daß der kranke Abt, welchen er als Vater liebte, bei einem ohnehin schon schmerzhaften Krankenlager durch seinen Hund noch mehr beunruhigt werde. Das Gefühl der Zärtlichkeit ist nie stärker als beim Leiden oder beim Verlust des Geliebten, und disponirt sehr zu melancholischen Bildern. Kommt vollends der Gedanke dazu, daß man den Geliebten auf irgend eine Weise, es sey nun vermeidlich oder unvermeidlich gewesen, beleidigt habe; so kann der Schmerz die Einbildungskraft in einen gewaltigen Aufruhr bringen. Schon die Opfer, welche man in der

Vorwelt den Todten brachte, beweisen, wie natürlich es dem durch den Verlust eines Freundes gerührten Herzen ist, jedes mögliche oder wirkliche Unrecht wieder gut zu machen. Wer weiß, wie lange der junge Mann die bittere Empfindung, seinen frankten Wohlthäter eine schlaflose Nacht gemacht zu haben, mit sich herum getragen hat. Da er nichts zur Vergütung dieser Leiden thun konnte, so mußte diese Empfindung nothwendig immer mehr verstärkt werden, und zulezt in eine Art von Schwärmerei übergehen. Es ist eine gewöhnliche Täuschung, daß man sich einen verstorbenen Freund im Sarge ganz so denkt, wie er im Leben war. Wie leicht konnte es geschehen, daß die Idee von der Beunruhigung des frankten Abts durch die Hunde sich mit der Vorstellung von dem am Garten liegenden Gewölbe vereinigte, und daß so die Vorstellung entstand, daß die Leiche auch jetzt nicht einmal vor dem Geheul der Hunde Ruhe im Sarge habe! Die Einbildungskraft erschuf dann daraus jene Träume. Daß sie verschiedenemal wiederkehrten, ist sehr erklärbar, wenn man bedenkt, daß der junge Mann nach der ersten und zweiten Nacht nichts zur Befriedigung seines Kammers gethan hatte. Der Traum würde schwerlich wiederholt seyn, wenn er gleich nach der ersten Nacht das gethan hätte, was er erst nach der dritten that. Höchst wahrscheinlich ist es, daß dieser Mann den beiden Hunden Gift eingegeben, um sein Herz völlig zu befriedigen und nach der Abreise sicher zu

seyn, daß die Leiche nicht weiter auf diese Art beunruhigt werden könne. Es giebt Zeiten, wo uns alle Philosophie verläßt, wo wir es uns auch als möglich denken, daß der Todeschlaf gestört und unterbrochen werden könne, wie das der Fall bei diesem Manne war.

In dem Leben des berühmten geh. Finanzraths v. Breunenhof (von Meißner herausgegeben) steht ebenfalls ein merkwürdiger Traum, der aber nicht schwerer zu erklären ist, als die vorhergehenden, das abgerechnet, was nach aller Wahrscheinlichkeit zur Ausschmückung hinzu gekommen seyn mag. Die Erzählung davon lautet so: Viele Jahre vorher, ehe Breunenhof den Dessauischen Dienst verließ, kam ihm einstmals im Traume vor, als befand er sich in einer ganz wüsten Gegend und in einer überaus großen Verlegenheit; aber eben, als die letzte Hoffnung, sich aus ihr zu ziehen, verschwinden wollte, träte zu ihm ein vorher noch nie von ihm gesehner Mann; riethe ihm, den Muth nicht sinken zu lassen; versicherte, daß seit Unternehmen glücklich für viele seiner Mitmenschen und günstig in seinem Ausgange seyn werde; und verspräche ihm treulichen Beistand. Er erwachte, und das Bild dieses Mannes schwebte auch wachend so deutlich vor seinen Augen, daß er sich nicht genug darüber verwundern konnte. Während dieses Hin- und Herdenkens schlummerte er abermals ein,

und siehe, er erblickte denselben Mann abermals, jedoch auf dem Sterbelager. Er nahm rührenden Abschied von ihm; und indem jener starb, sah er eine große Menge Menschen in einer ihm ganz unbekanntem Tracht, und ihr Aublick schien ihm, ungeachtet seiner Betrübniß über den Tod seines Freundes, viele Freude zu erregen.

Dieser zwiefache Traum blieb ihm nachher immer gegenwärtig. Er erzählte ihn oft, und versicherte allemal: könnte er malen, so woll' er ganz gewiß den gesehenen Mann aufs Sprechendstetreffen.

Viele Jahre darauf trat er in König Friedrichs Dienste, und sein erster Auftrag war die Wiederherstellung der verwüsteten Provinzen Pommern und Denmark. Er kam nach Küstrin, das damals die Russen in einen Aschenhaufen verwandelt hatten; ging von da nach Driesen, das zehn Meilen von da entfernt liegt; und fand diesen ganzen Zwischenraum, als eine verödete Wüste: die Dörfer abgebrannt, die Felder leer, die Menschen weggeführt, kein Pferd, kein Haus, kein Baum, fast keine Staude mehr. Hier entsank ihm der Muth; sein Auftrag schien ihm unausführbar, und unweit Driesen entschloß er sich, an den König zu schreiben, ihm zu sagen, daß dies anbefohlene Geschäft seine Kräfte übersteige, und daß er um dessen Abnahme bitte. Zudem er so den deshalb zu schreibenden Brief in Gedanken entwarf, kam ein Mann an seinen Wagen gesprengt. Brenkenhof schlug die Augen auf, und sah — man denke sich sein Er-

kaunen! — sah den Mann, den er vorlängst im Traume gesehen hatte.

Es war dies der damalige Beamte zu Driesen, der Kriegsrath Veier, ein Mann von vielen Kenntnissen des Landes und der Angelegenheiten. Er hatte von Brenkenhofs Ankunft gehört, war ihm entgegen geritten, und kam, ihm seine Dienste anzubieten. Dieser gestand ihm seinen Vorsatz, und Veier that auch jetzt, was er im Traume gethan hatte: er bat ihn, nicht an den König zu schreiben, und versicherte ihn eines glücklichen Ausgangs. Es ist sehr natürlich, daß Brenkenhof viel auf dieses Zureden achtete, daß der Brief ungeschrieben blieb, und daß sie als die vertrautesten Freunde von einander schieden. Veier that wirklich Brenkenhofen allen möglichen Vorschub; aber bald darauf ward er krank, und ließ, da er sein Ende herannahen fühlte, Brenkenhofen, der sich damals nur zwei Meilen von Driesen aufhielt, inständigst bitten, ihn noch einmal zu besuchen. Dieser kam aufs schleunigste, fand seinen Freund schon sterbend, erhielt von ihm noch mancherlei Nachrichten von verschiedenen und bald zu hoffernden Kolonisten und trat, als solcher nun verschieden war, um seine eigene Betrübniß der Wittve zu verbergen, mit weggewendeten thränenden Augen an das Fenster. Aber kaum war er hin getreten, als er die Männer, in eben der ihm bisher fremden Tracht, einzeln sah; nämlich zwei Dorfschaften Mennonisten, die mit Gut, Kind, Weib und Vieh aus Polen

herüber kamen, und die nachher unter allen Kolonisten sich als die arbeitsamsten und nützlichsten erwiesen. —

Daß Brenkenhof von Urbarmachung und Bevölkerung wüster Plätze träumte, ist eben so wenig zu verwundern, als wenn ein Held von Schlachten und Belagerungen träumt. Er war zum Kamerarlisten geboren, und alle seine Pläne und Entwürfe gingen auf Verbesserung des Landes, dem er diente. Sein Andenken ist unter den Dessauischen Landeuten (er war vor dem Uebertritt in Preussische Dienste fürstl. Kammer-Präsident) deshalb noch in Segen. Den Gräuel der Verwüstung, welche die Russen in Pommern und in der Neumark angerichtet hatten, wußte er; auch konnte ihm nicht unbekannt seyn, daß Friedrich II. auf die Wiederherstellung dieser Provinzen, auf Bevölkerung durch Aufnahme fremder Kolonisten u. u. bedacht seyn würde; kurz, die Hauptumstände seines Traums konnte er wachend (vielleicht mehrmals, vielleicht mit dem geheimen Wunsche, selbst zu dieser neuen Schöpfung beitragen zu dürfen) in Gedanken gehabt haben; und so war nichts natürlicher, als ein solcher Traum. Das einzige Auffallende ist die Aehnlichkeit des Mannes, der ihm im Traume erschienen war, mit demjenigen, welchen er nachher wirklich sah. Allein gerade hier hat, glaube ich — wosfern die Erzählung nicht etwas übertreibt und verschönert — seine Phantasie ihm einen kleinen Streich gespielt. Er hielt, wie es scheint, den

Traum für bedeutend; er erwartete seine Erfüllung. Da nun schon ein Theil davon (der Austrag der Urbarmachung) eingetroffen war, so mußte seine Erwartung des Uebrigen noch höher gespannt werden, und — er sah denn, was er zu sehen wünschte. Will man diese Erklärung nicht gelten lassen, so muß man ein Wunder annehmen. Und was half denn hier ein Wunder? müßte es Brenkenhofen? müßte es Andern?

Das schon erwähnte Magazin zur Erfahrungsseelenkunde enthält eine Menge merkwürdiger Träumen mit Zusätzen von den Herausgebern (Moris und Pockels). Ich will auch von diesen einige ausheben, damit die Leser das Raisonnement dieser Männer mit dem der vorigen vergleichen können.

Folgender Traum hat der den 26sten April 1785 verstorbene Siegmund Freiherr von Seckendorff, welchen er ein halbes Jahr vor seiner Krankheit und seinem Tode hatte, von sich selbst mehrmals erzählt, und schriftlich aufgezeichnet.

Es erschien ihm nämlich im Traume ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte, er möchte sich etwas von ihm ausbitten, und könnte nach seinem Gefallen Eins von Beiden wählen: entweder seine vergangenen oder seine künftigen Schicksale sich der Reihe nach vorgestellt zu sehen. Die Zukunft, erwiderte

Seckendorff, wolle er Gott überlassen; aber annehmen würde es ihm seyn, wenn er noch einmal sein ganzes vergangenes Leben wie in einem Gemälde vor sich sehen könnte. Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt. Der erschienene Mann gab ihm einen Spiegel, und hierin erblickte er nun die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit vor sich, als wenn sie den Augenblick erst geschehen wären. Er sah sich als ein Kind von drei Jahren aufs genaueste mit allen Umständen seiner Erziehung. Jede Schulscene mit seinen Erziehern, jede verdienstliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor seinen Augen vorüber.

Bald darauf stellte ihm der Zauberspiegel in der Folge seines Lebens auch seinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er seine Geliebte zurückgelassen, die er gewiß geheirathet haben würde, wenn ihn nicht sein Schicksal aus Italien gerufen hätte. Dieses Frauenzimmer erblickte er auch während seines Traums auf einem Bette liegend. Sie winkte ihm freundlich zu, und er näherte sich ihr. „Wir müssen uns trennen, sagte sie; doch nicht lange, lieber Seckendorff: — denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn. Jetzt aber müssen Sie mich auf einige Augenblicke verlassen.“

Seckendorff ging sogleich aus dem Zimmer; als er aber einige Minuten nachher wieder hereintrat,

lag sie, weit schöner und einer Verklärten gleich, auf dem Bette. An ihren Füßen that sich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorff einen unbeschreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge schöner und verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge wurde von dem Zauber ihrer Schönheit ganz verblendet. Eine von diesen verklärten Schönen faßte endlich seine Geliebte bei der Hand, und zog sie mit sich fort. Der Vorhang fiel nieder, und er erwachte.

Bald nachher schlief Seckendorff wieder ein. Eben der Mensch, welcher ihm den Zauber Spiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmal, und fragte: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden sey, und ob er auch noch einmal die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt habe, zu sehen wünsche. Seckendorff erwiederte, dies würde ihm Vergnügen machen; und erhielt nun aufs neue einen Spiegel, in welchem er wirklich alle seine Bekannten, todte und lebende, der Reihe nach vorüber gehen sah, aber mit dem Unterschiede, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben; diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, alle, mit der Hand vor den Augen, schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vor das Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er aber nichts wußte.

(Er schrieb hernach mehreren von diesen Letztern seinen Traum, und erkundigte sich nach ihren jetzigen Lagen, welche auch alle richtig mit seinem Traumgesicht übereinstrafen.)

Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihre Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei seinem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punkt kam, schnell in seiner Erzählung ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum nicht leicht ohne einige Herzensrührung und ohne Thränen erzählen konnte.

Jetzt wachte er zum zweitemale auf. Seine innere Bangigkeit, die er fühlte, trieb ihn aus dem Bette; er ging ans Fenster und suchte sich zu zerstreuen. Es schlug eben drei Uhr, und er legte sich etwas beruhigt wieder nieder. Diesmal nahm seine Phantasie eine andere Richtung; er dachte jetzt im Traume über seinen Traum nach, und versfertigte im Schlafe unten stehendes Gedicht *), welches er

*) Holde, süße Phantasie,
Immer wirksam, immer neu!
Dank sey deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern!
Dank dir, daß mir deine Kraft,
Freude noch zum Leben schafft.

auch zugleich componirte. Er erwachte aufs neue, stand auf, ließ sich Licht bringen, und schrieb den ganzen Traum, nebst dem Gedicht und der Composition noch in eben der Nacht auf, wie es im October des Merkurs, 1784. steht.

Ich kann (fügt Hr. Pockels hinzu) in dem uns mitgetheilten sonderbaren Traume des Herrn von Seckendorff eben nicht viel Sonderbares finden, außer, daß er im Schlafe ein natürliches Gedicht, und noch dazu eine Composition desselben machte, wovon aber doch auch in der psychologischen Geschichte der Träumereien mehrere Beispiele vorkom-

O, wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach!
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig dir.

Ein Gesicht verschwindet kaum,
Winkt mir schon ein neuer Traum.
Sind' ich kraftlos und besaden,
Reichst du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Gold, süße Phantasie,
Tauscherin! verlas mich nie!
Dür' im Kreise deiner Kinder
Eile die Zeit mir hin geschwinde.
Weide, unermüdet, wand' mit R.
Auch im Tode sag' ich dir,

men. Was war natürlicher, als daß einem Manne, der gewiß oft über die Nähe seines Schicksals nachgedacht hatte, sie auch wohl einmal noch ganz, wie in einem Spiegel, zu überschauen wünschte, im Traume ein Anderer mit einem Spiegel erschien, und ihn darin die Folgen seines Lebens, vorüberge seiner lebhaften Einbildungskraft, deutlich sehen ließ? Es ist bekannt, daß diese Seelenkraft im Schlafe, wenn unsere Sinne ruhen, und sie ungestört und ganz allein wirken kann, oft mit der größten Lebhaftigkeit uns an Begebenheiten erinnert, die wir schon lange vergessen hatten. Es war also eine gewöhnliche und natürliche Folge dieser ihrer Lebhaftigkeit, daß er sich als ein Kind in dem Spiegel mit einer Menge von Umständen wieder erblickte, die er schon längst vergessen haben konnte; und was ist vollends natürlicher, als daß man seine ehemalige Geliebte auf einem Bette liegen sieht? — Wie oft mochte der Hr. von Seckendorff, da er sich von ihr trennen mußte, daran gedacht haben, daß er sie gewiß einmal als einen verklärten Engel wiederfinden würde? Dergleichen Ideen sind ohnedies schon einer Dichterseele sehr gefällig und natürlich; daher sah er sie in dieser Gestalt in seinem Traume, und dies ging nach den Gesetzen der Einbildungskraft eben so natürlich zu, als daß er in seinem zweiten Traume, welcher eine Fortsetzung des ersten war, alle seine Bekannten wieder erblickte. Die Unglücklichen unter ihnen sah er die Hand vor die Augen halten, weil er sie wohl oft

In dieser Stellung, welche gemeinlich Ausdruck unferes Schmerzes ist, beobachtet hatte, oder weil auch noch lebhaftere Eindrücke von bergl. Bildern und Kupferstichen in seiner Seele vorhanden seyn mochten, die sich mit der Vorstellung ihres Unglücks durch die Ideenassociation verbanden. Sonderbarer als alles Vorhergehende scheint die Bemerkung zu seyn, daß einige, von deren Schicksalen er nichts wußte, gleichfalls mit der Hand vor den Augen vorübergingen, und daß er nach genauer Erkundigung wirklich erfuhr, daß sie unglücklich lebten. Allein wie zufällig konnte auch dies zugehen, und wie viele seiner Bekannten konnten sich unglücklich zu seyn einbilden, ob sie es gleich nicht waren.

Durch eine natürliche Folge seiner Ideen, wobei seine Phantasie immer ein gemeinschaftliches Endziel hatte, sah er nun auch seine verstorbenen Bekannten und Freunde. Ein Theil derselben winkte ihm freundlich zu; ein anderer Theil ließ blitzschnell, die Hand vor die Augen haltend, vorüber: — eine offenbare Wiederholung des ersten Traums! Seine Seele dachte gewiß auch im Traume daran, ob jene alle jenseits des Grabes glücklich seyn würden, und sein erster Traum mußte ihn auf die Idee bringen, daß sie es nicht alle seyn könnten. Er sah sie in eben der Stellung, wie die ersten, die Hand vor dem Auge; und dieser Theil seines Traumes mußte ihm denn freilich schrecklich vorkommen, weil er ihn für eine Revelation (Offenbarung) über den unseligen Zustand sei-

ner verstorbenen Freunde zu halten schien. Ganz mag er auch wohl das Lied nebst seiner Composition nicht so geträumt haben, wie es gedruckt ist; wenigstens hat es im Wachen erst seine Zeile erhalten.

Weber in der Natur der menschlichen Seele, noch in den moralischen Eigenschaften der Gottheit, scheint ein mehr als bloß wahrscheinlicher Beweis für die Unsterblichkeit unsrer Seele zu liegen. Darüber hatte ich mich einst mit meinem seligen Freunde bis um Mitternacht hin gestritten. Meine ganze Seele war voll von Gedanken über diesen Gegenstand, und ich ging mit einiger Unruhe über die Unbeweisbarkeit der Unsterblichkeit zu Bette.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich zu träumen anfing, und mein Traum, an den ich noch mit Schrecken denke, war folgender:

„Ich fühlte, daß ich nicht lange mehr leben würde; meine Krankheit wurde bedenklich, und ich sah mich endlich wirklich sterben. Welche Angst ich dabei ausgestanden, kann ich keinem Menschen beschreiben. Ich vergoß bittere Thränen über meinen eigenen Tod, und mein Blick hing mit einer schwermüthigen Stille an meinem Leichnam; — aber auf einmal war es, als ob ein heller Strahl der Ruhe und Hoffnung durch meine Seele dränge. Ist es doch nur dein hinsälliger irdischer Leib, dacht ich, der da liegt! Laß ihn verwesen, da ein

weit edlerer Theil deines Wesens dir übrig geblieben ist. Ich betrachtete nun meine Leiche nicht mehr mit dem vorigen Schauern; aber es dauerte nicht lange, als es in meiner Seele auf einmal schrecklich trübe ward. Ich verlor meine ganze Fassung, und eine unbeschreibliche Angst überfiel mich von neuem. Wer weiß denn — so rief es mir im Innern meiner Seele zu, — ob deine Seele nicht mit dem Körper verweset, ob sie nicht aus ihm herausfliegt und zerflattert? Bei dem letzten Gedanken empfand ich die schrecklichste Seelenqual, wovon ich vorher und nachher nie eine ähnliche Empfindung gehabt habe. In dem Augenblick erhob sich ein leichtes Wölkchen von der Scheitel meiner Leiche langsam in die Luft empor. Mit innigster Sehnsucht sah ich meiner Seele nach; aber immer mit der bangen schrecklichen Empfindung: ob sie wohl zerflattern würde. — Und was geschah? Ich sah sie zerflattern; aber in dem Augenblick war meine Seelenangst so stark geworden, daß sie mich wieder wach machte. Ich fand meinen Leib über und über mit Schweiß, und meine Wangen mit Thränen bedeckt, die ich während des Traumes geweint hatte. Sonderbar war hierbei die Empfindung, daß ich mich sowohl in als außer meiner Leiche zu befinden glaubte; denn ich sah mich erblaßt vor mir liegen, fühlte aber doch auch, daß es nicht meine Leiche war, die über sich selbst nachdachte, sondern ein anderes, außer ihr befindliches, Wesen.“

Erlauben Sie mir, daß ich zu diesem Traume meines Freundes noch Folgendes hinzusetzen darf. Ich glaube nicht, daß wir je eine vollkommene Theorie der Träume werden entwerfen können, da die Geburten der Phantasie so unzählig vieler Gestalten fähig sind. Wir richten uns zwar im Traume nach den allgemeinen Gesetzen des Denkens und Empfindens; aber doch nur in so fern, als ohne sie die Einbildungskraft gar nicht wirken könnte: denn eigentlich hat sie über die Vernunft fast in jedem Traume die Oberhand. Wir denken eigentlich im Traume nicht, weil wir so denken wollen; sondern weil wir so denken müssen, indem die Einbildungskraft unsern Gedanken ihre Pfade vorzeichnet, die sie mechanisch nehmen müssen. Daher ist eigentlich jeder Traum eine Art Maschine, welche aufhört, sobald die Vernunft nur zusammenhangende Ideenreihen herbeiführt, und unsere Einbildungskraft in engere Gränzen zurückweist, welches durch die Oeffnung der Sinne allemal geschieht.

Der vorher erzählte Traum war unmittelbar durch das Gespräch über die Unsterblichkeit entstanden. Daß man sich sterben sieht, wohl gar im Traume gehent und geköpft wird, ist nichts ungewöhnliches, ob es gleich jedesmal mit einer unangenehmen Empfindung verbunden ist. Daß dem Träumenden aber die Seele als ein Wölflchen erscheint, läßt sich wohl aus einer Jugendidee erklären, indem sich Kinder, auch wohl erwachsene Leute,

die Seele als ein Wölkchen oder Flämmchen vorzustellen pflegen, weil man doch immer gern ein wenigstens lustiges Bild von einer Seele haben will. Der Gedanke: „du vergehst ganz,“ mußte natürlicher Weise sehr bange Gefühle erzeugen, die keinem überhaupt fremd seyn können, welcher einmal über die Möglichkeit eines gänzlichen Vergehens nachgedacht hat.

Daß die Seele während des Traums einer größern Wirksamkeit und Vergleichungskraft als im Wachen fähig sey, und mithin im Traum Ahnungen von zukünftigen Dingen bekommen könne, wie einige behauptet haben, ist ein höchst unpsychologischer Satz. Wir denken, nach allgemeinen und unlängbaren Erfahrungen, im Traume gewöhnlich viel unordentlicher, als im Wachen, und sind daher in jenem Zustande weniger als sonst zum Erfinden und Erfahren neuer Begriffe aufgelegt. Auch wäre es sonderbar genug, daß sich so wenig Menschen aus ihren Träumen jener größern Wirksamkeit der Seele erinnern könnten, und daß die Natur gerade diese größere Wirksamkeit der Seele vor uns selbst verborgen haben sollte.

Der folgende Traum, welcher ebenfalls in dem Magazin erzählt wird, ist merkwürdiger und wunderbarer, als die beiden vorhergehenden, steht aber ohne weitere Winke zur Aufklärung da. Einer der Herausgeber versichert bloß, den Mann, der diesen

Traum hatte, persönlich gekannt zu haben, und er scheint in die Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe desselben nicht das geringste Mißtrauen zu setzen. Auch ich bin nicht im Stande, über alle einzelnen Nebenumstände, wenn sie wahr sind, Aufschluß zu geben, ob ich gleich glaube, daß der Traum, der Hauptsache nach, natürlich war. Er mag also einstweilen als Problem und zur Uebung des Scharffsinns der Leser hier eine Stelle finden.

Wenn sonderbare und in Erfüllung gegangene Träume merkwürdig und des Aufzeichnens werth sind: so wird es gewiß auch der folgende seyn. * * *, dem ich den Titel eines Mendanten geben will, hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kassengelder entwendet wurde. Der Thäter hatte sich dadurch verdächtig genug gemacht, daß er plötzlich mit seinem Raube entwichen war, ohne daß man seinen Aufenthalt hätte entdecken können.

Man denke sich die Verlegenheit, worin dieser Mann sich durch einen solchen Verlust gesetzt sah, da er weiter kein Vermögen hatte, als das, was ihm sein Posten einbrachte. Das Fehlende sollte nun ersetzt werden; sollte schon in weniger Zeit als einem Monat ersetzt seyn, weil er alsdann Rechnung ablegen und seine Kasse folglich richtig seyn mußte.

Zwar hatte er Freunde; aber sie waren nicht in dem Zustande, daß sie ihm eine so ansehnliche

Summe sogleich hätten vorschießen können. Er suchte alle noch so entfernte, begüterte Bekannte auf, und die Zeit der Kassen-Berechnung nabete bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.

Nun träumt er in der einen Nacht, als ob ihm Jemand sage: er möchte in die ** Straße, in das ** Haus, gehen. (Beides, Straße und Haus, waren ihm so deutlich durch bekanntere Häuser bezeichnet, daß er nicht irren konnte.) In dem Hause nun sollte er zwei Treppen hinauf gehen, sich aber auf der zweiten in Acht nehmen, daß er nicht herunterfalle, und so würde er das nöthige Geld erhalten.

Am Morgen des folgenden Tages, da ihn dieser Traum noch ganz beschäftigt, kommt einer seiner Freunde zu ihm, dem er diese seine Traumgeschichte erzählt und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hause in der zweiten Etage wohnt; denn er selbst wußte dies nicht. Der Mann, den er da finden und der ihm Geld leihen sollte, war ihm so sehr unbekannt, daß er sich nur erinnerte, ihn ein einzigmal in einer großen Gesellschaft gesehen zu haben; und da er von Träumen und Ahnungen nichts hielt: so fand er es nicht rathsam, deshalb zu einem ihm völlig Unbekannten hin zu gehn.

Er sucht also denselben Tag aufs neue Hülfe; aber vergebens. Nur am zweiten Tage nach seinem Traum glaubt er seiner eignen Ruhe auch noch das schuldig zu seyn, zu dem Unbekannten zu gehn.

Besonders ermunterte ihn der Gedanke dazu, daß er nichts weiter zu befürchten habe, als allenfalls eine abschlägige Antwort; und die hatte er schon häufig genug erhalten. Er wagt es daher, und geht in das geträumte Haus, kommt die erste Treppe glücklich hinauf, und, indem er auf die zweite gehen will, erinnert er sich der Warnung, nicht herunter zu fallen. Er geht langsam und bedächtig fort, und ist nun fast hinauf, als oben das eine Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöffnet wird, und durch die schnell aufgerissene Thür sich zugleich eine kleine Gitterthür an der Treppe, die nicht befestigt war, einwärts nach der Treppe zu öffnet, so daß er durch diese ihm entgegenstoßende Gitterthür leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden, oder wohl gar herabzufallen. Gleich nach Eröffnung des Zimmers kommt Jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweiterung der Thür sein Herausgehen aufgehalten und gehindert habe, und entschuldigt sich deshalb mit der Eifertigkeit seiner Geschäfte. **s vermuthet, daß dies eben derselbe Mann sey, zu dem er wolle, und trägt nun, da er doppelt bestürzt ist, sein Anliegen ohne Umwege vor. Man denke sich das Erstaunen, als **s hört: Warum sind Sie nicht gestern gekommen? Ich habe noch eine größere Summe verliehen, und ich hätte sie Ihnen gern gegeben, wenn ich es eher gewußt hätte. Doch Sie sollen nicht ganz vergebens Ihr Vertrauen in mich gesetzt haben. Sie brauchen

Jetzt Hilfe; derjenige aber, dem ich gestern ein Kapital ausgezahlt habe, hat es gerade jetzt so nöthig nicht, und ich werde ihn zu bewegen suchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich ihm bald das noch Fehlende an der verlangten Summe geben kann.“ — Dies geschah, und **s wurde durch seinen Traum aus seiner Verlegenheit gerissen.

Den Erzähler scheint in der That die Liebe zum Wunderbaren bei seiner Darstellung geleitet zu haben; denn er berührt einen sehr wichtigen Umstand so leise, als ob er die Absicht hätte, daß man ihn gar nicht bemerken sollte. Er sagt: der Mann, den er da finden sollte, war ihm so unbekannt, daß er sich nur erinnerte, ihn ein einzigmal in einer großen Gesellschaft gesehen zu haben. Also war er ihm doch nicht ganz unbekannt; er hatte ihn gesehen, hatte vermuthlich auch gehört, wer er sey, daß er von Zinsen ausgeliehener Kapitalien lebe, daß er jedoch dabei ein biederer menschenfreundlicher Mann sey, u. s. w. Vielleicht hatte man ihm auch beiläufig seine Wohnung beschrieben. Dies alles war dem Hrn. **s, den diese Nachrichten damals wenig interessirten, dem größten Theile nach wieder entfallen, und nur in der angsterfüllten Lage, worin er sich zur Zeit befand, erneuerten sich die Ideen im Traume wieder.

Sehr gründliche Betrachtungen über die Wichtigkeit der Traundeuterei und der prophetischen

Träume findet man in Muratori, über die Einbildungskraft, vornämlich in den Zusätzen des Deutschen Herausgebers, Hrn. G. H. Richterz. Letzterer erzählt einen sonderbaren Traum, den er selbst gehabt, und begleitet ihn mit seinen Anmerkungen. Hier ist Beides:

Ich hatte neulich, unmittelbar vor dem Schlafengehen, etwas süßen Wein zu mir genommen, um einem, erst im Anzuge befindlichen Schnupfen durch Vermehrung der Ausdünstung auszuweichen. Ich erreichte auch meine Absicht ganz. Allein der spät genossene Wein, die schon vorhandene katarrhalische Materie und vermuthlich auch eine ungewöhnliche Lage, zu deren Annehmung mich das dunkle unbehagliche Gefühl von Hitze und Schweißvergießen bestimmt haben mochte — alles dies erregte in mir ungefähr um die Zeit der Mitternacht Empfindungen, die von folgenden Vorstellungen begleitet waren. Es war mir, als ob ich gehengt werden sollte. Ich wußte nicht, warum. Aber so sehr ich meine Liebe zum Leben fühlte, so fand ich mich doch leicht in mein Schicksal. Schon sollten mir die Augen verbunden werden, als ich noch ein lautes Gebet thun wollte. Ich war im Begriff, mich auf die Knie zu werfen, als mir plötzlich einfiel, daß, da ich sehr heiß wäre, das Knien auf einem kalten Boden meiner Gesundheit nachtheilig seyn könnte. In der That unter solchen Umständen eine sonderbare Furcht! Ich bog also nur meine Kniee tief, und betete in dieser Stellung Folgendes laut:

„Vater, vergib unserm König, Heinrich dem Zweiten; denn er weiß nicht, was er thut.“ Es war mir dabei, als ob ich in England wäre. Der erwähnte König saß, ziemlich nahe bei mir, auf einem Thron. Ich sah ihn ganz ungerührt bei meinem Gebete bleiben. Vielleicht, dachte ich da mit einiger Behmuth, vielleicht hätte er dir doch noch das Leben geschenkt, wenn du den in deinen letzten Worten liegenden Vorwurf für ihn durch eine feinere Einkleidung desselben etwas gemildert hättest. Doch ergab ich mich bald wieder in mein Schicksal. Der Unterrichter kam, und legte mir den Kranz eines messingenen Tellers, aus dem die Scheibe herausgenommen war, um den Hals, schob dann einen an dem Kranz des Tellers befindlichen Knebel mir an den Hals, und ließ mich, ohne daß ich die geringste schmerzhaftige Empfindung davon hatte, eine beträchtliche Tiefe hinunterfallen. Ich hing nun, glaubte mich todt, und fühlte mich doch so wohl. Ja, es schien mir unmittelbar nachher, als ob ich noch eine Anrede an die versammelte Menge hielte, mich mit Freimüthigkeit auf meinen bisherigen, allgemein bekannten, rechtschaffenen Wandel, insbesondere auf die unbescholtene Einrichtung meines Hauswesens beriefe, und meine Richter (ob ich gleich anfangs nur von einem Könige wußte) bäte, meiner Gattin die von mir besessenen 10,000 Pfund nicht zu entziehen. Hier erwachte ich, ohne im geringsten eine unangenehme Sensation zu haben. Nur befand ich mich in heftigem Schweiß.

Offenbar ist es, daß der Wein und die Wärme des Bettes mein Geblüt mit Gewalt nach dem Kopfe trieben, wo es, etwa wegen der Verstopfung einiger Gefäße durch die katarrhalische Materie, Widerstand fand, und mir also ein Gefühl von Beengung oder Zusammenziehung in der Gegend des Halses verursachte. Gefühl von Beengung des Halses mußte deswegen die Idee des Erkenkens eher, als jede andre, bei mir hervorbringen, weil ich Tages zuvor, wo ich auf einem Spaziergange in Gesellschaft eines Andern vor dem Hochgerichte vorbeiging, mich mit meinem Gesellschafter über den Stand dieses Hochgerichts an der Landstraße unterhielt, und dabei erzählte, daß ich in einer andern Gegend, in der Nähe des Hochgerichts, ein Haus kenne, auf dessen einer Kammer man die Geheukten, sogar im Bette liegend, stets vor Augen habe. Von der Idee meines Erkenkens kam ich ganz natürlich auf die Idee meiner Schuld oder Unschuld. Ich war mir nur der letzten bewußt. Aber was half es, mich gegen ein Schicksal zu weigern, welches ich, bei einer solchen Nähe desselben, doch schlechterdings nicht von mir hätte ablehnen können? Der mir immer geläufige Gedanke, daß nichts ohne den Willen der Vorsehung geschehe, hatte ohne Zweifel an meiner Ergebung auch vielen Theil. Nichts konnte in diesem Fall eher in mir erregt werden, als der Entschluß, meine pflichtmäßige Gesinnung auch durch mein Verhalten zu erkennen zu geben. Ich wollte beten, und zum Beweise meiner Nüchternheit,

Beten knien. Die Hitze, worin mein Körper lag, konnte mich leicht an die Wirkung erinnern, welche das Knien auf einem kalten Fußboden bei mir hervorbringen würde. Und an Kälte des Bodens mußte ich um so eher denken, da ich beim Schlafengehen, wo ich schon einigermaßen transpirirte, auf eine unangenehme Art empfand, daß der Gypsboden meiner Kammer meine Füße kalt machte. Die Vorstellung, mit tiefgebognen Knien zu beten, kam wohl ohne Zweifel von meiner Lage im Bette. Daß mein Gebet den erwähnten Inhalt hatte, kann Niemanden befremden, der bedenkt, daß mir, einem Diener und Lehrer der Religion, die Geschichte ihres sterbenden Stifters, in einer nicht ganz unähnlichen Lage, am ersten einfallen mußte. Wie ich indeß gerade auf den Namen Heinrich verfallen sey, konnte ich mir geraume Zeit nicht erklären, ungeachtet es mir vorkam, als ob ich diesen Namen einige Zeit her unter allen am meisten gehört hätte, wiewohl ich wieder nicht wußte, wo. Endlich entdeckte ich die wahre Ursache. Länger als eine Woche hatte ich ein von Neefe in Musik gesetztes Drama, Heinrich und Lyda, aufgeschlagen, so daß mir der Titel oft in die Augen fallen mußte, auf dem Klaviere liegen sehen. Aber warum nun Heinrich der Zweite? Bei einem Königsnamen mußte ja irgend ein Zahlwort stehen; und Loges zuvor (im September 1784) hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß Joseph der Zweite, als in seinem Namen der erste im neu angelegten Accouchirhause

geborne Knabe aus der Tanse gehoben ward, denselben Joseph Zweiter nennen ließ.

Der Name Heinrich war mir aus der Englischen Geschichte bekannt. Die Idee Englands wurde nun ausschließend in mir belebt. Ich mußte also glauben, in England zu seyn, und im Zeitalter Heinrichs des Zweiten zu leben, weil ich nicht durch das Bewußtseyn irgend einer später vorgefallnen Begebenheit mich meines Irrthums überführt fand. Ich sah den König persönlich, weil unsre Phantasie uns gern die Bilder der Dinge darstellt, deren Namen sie in uns hervorrufft. Der so natürliche Wunsch, mein Leben erhalten zu können, machte, daß ich nach der Ursache der Vereitelung dieses Wunsches forschte, und sie leicht in dem Charakter des mich ohne Grund verdammenden Königs fand.

Das Sonderbare in der Methode meines Hentzens kann ich mir nicht ganz aufklären. Acht Tage zuvor hatte ich freilich verschiedne mir sonst nicht bekannt gewesene messingene Instrumente bei einem hiesigen Mechaniker gesehn. Vielleicht hatte ich Tages zuvor, unter Tischgesprächen, also in Gedanken, mit einem Teller mandvürt. Meine Phantasie hatte sich dessen ungeachtet die Idee des Tellers eingepägt, ging vom Begriff eines Metalls zu dem eines andern über, und bildete sich ein neues Werkzeug nach ihrer eignen Manier. Die Idee des Knebels reihte sich an die Idee eines Mordinstruments offenbar deswegen, weil ich am Tage zuvor von einem

Ländgeistlichen in den Zeitungen las, daß er von Räubern überfallen, geknebelt, und so lange mit Ohrfeigen überhäuft worden sey, bis er gestanden habe, wo seine besten Habseligkeiten wären. Mein vermeinter Fall, eine beträchtliche Tiefe hinab, wurde mir ohne Zweifel durch körperliche Veränderungen fühlbar gemacht, etwa durch plößliches Sinken meiner in die Höhe gezogenen Beine. Mein Schweben in der Luft ohne Schmerzen und Angst imaginirte ich mir wahrscheinlich bloß wegen der Erleichterung und des Wohls seyns, die ich nach glücklicher Verbannung der mich beschwerenden katharrhalischen Materie fühlte. Daß ich mich todt glauben mußte, konnte nach der Idee meines wirklichen Erhakens nicht anders seyn. Weil mir indeß diese Idee vorzüglich interessant war, so wurde ich durch sie leicht zu andern Vorstellungen geleitet, die mich in einer solchen wirklichen Lage sehr angelegentlich hätten beschäftigen müssen. Ich berief mich also auf meine Unschuld, deren Verkennung von Seiten meiner Mitbürger mir den Tod unbeschreiblich verbittert haben würde. Ich traf die nöthigste Verfügung für meine hilflose Gattin. Selbst dies ist sehr begreiflich, daß ich eher 10,000 Pfund, als jede andere Summe, mir als mein Eigenthum dachte. Ich hatte — nicht wahr, ich bin sehr offenherzig? — hatte am Abende zuvor, bei einer gewissen Gelegenheit zu einem Andern gesagt, daß es mir zu gewissen Zwecken sehr willkommen seyn würde, wenn mir jemand 10,000 Thaler schenkte. Ich maßte mir diese Summe einige Minuten hindurch in den Reversier meiner

meiner Phantasie als mein Eigenthum an. Als Engländer mußte ich indeß nach Pfunden rechnen.

So viel Zusammenhang, so viel Abhängigkeit von dem, was wir bei Tage denken und thun, entdecken wir, bei einiger Bekanntschaft mit uns selbst, ganz leicht, auch in unsern seltsamsten Träumen! So urtheilen und handeln wir auch im Traum, wie bei Tage, nur immer den in uns am lebhaftesten erregten Empfindungen und den auf diese gegründeten Vorstellungen gemäß.

Noch ist der erwähnte Traum in einer andern Hinsicht merkwürdig. Ich erwachte nach einer Fürbitte für meine Gattin: offenbar von der hierdurch in mir erregten Gemüthsbewegung, die indeß nicht sehr unangenehm seyn konnte, weil sie durch angenehme körperliche Gefühle von Erleichterung und Wohlseyn gemildert wurde. Ich erzählte meinen seltsamen Traum unmittelbar nach dem Erwachen (und hierin liegt der Grund, warum ich ihn noch jetzt aufs genaueste weiß) meiner zu eben der Zeit erwachenden Gattin mit der müdesten Laune. Wir schlossen Beide bald wieder ein. Und nun stellte auch sie sich im Traume das ihr eben beschriebene Instrument und dessen Bestimmung lebhaft, wie wohl ohne unangenehme Gemüthsbewegungen, vor. Diese letztern waren bei ihr durch den Ton verhindert, worin ich ihr meine Traumtäuschung erzählt hatte. Ihr träumte von einem, seiner Scheibe beraubten, messingenen Teller, von einem Knebel, und — o das geht ja ganz herrlich! sagte sie im Traum,

Nützliche Unterhalt. L

E c

wie es ihr vorkam, als ob sie selbst Versuche mit einem solchen Instrument anstellte.

So leicht hauct also die Phantasie des Träumenden auf die ihr übergebenen Materialien weiter fort! So leicht nimmt die Phantasie die ihr übergebenen Materialien an! Und nicht bloß Materialien, sondern auch den Gesichtspunkt, aus dem man dieselben im Traume ansehen und die Gemüthsbewegungen, die man dadurch in sich hervorbringen lassen will, kann man bei sich und Andern vorher disponiren!

Endlich und zum Beschluß noch einen Versuch des scharfsinnigen Tiedemann *), einen der wunderbarsten Träume, die je bekannt geworden sind, zu erklären. Er wird erzählt in der bekannten Sammlung des Hrn. H. Hennings (von Ahnungen und Visionen), welche Gutes und Schlechtes ohne Prädiktion und Auswahl enthält, trägt aber so sehr das Gepräge der Erdichtung (wenigstens in einzelnen Theilen) an sich, daß Hr. Tiedemann ihm wirklich zu viel Ehre angethan hat, indem er ihn so ernsthaft behandelte. Allein die Art der Behandlung bleibt immer lehrreich. Der Traum wird folgendermaßen vorgetragen:

Zwei Ehegatten, die sehr vergnügt mit einander lebten, erfuhren seit einigen Jahren, daß ein

*) Untersuchungen über den Menschen. Dritter Th. S. 234 ff.

eheliches Band das größte und sanfteste Vergnügen verschaffen kann, als die Pflicht der erwählten Lebensart sie nöthigte, sich auf einige Zeit zu trennen. Die Lesung der Briefe von ihrem Gatten war der Dame liebste Beschäftigung, und sie las dieselben jeden Abend wieder durch, ehe sie sich dem Schlafe überließ. Mit dieser Beschäftigung hatte sie einmal einen Theil der Nacht zugebracht, und war, mit einem Briefe, den sie des Abends bekommen hatte, in der Hand, eingeschlafen. Ihr Ehemann versicherte sie in demselben, daß er sich vollkommen wohl befände, und es nicht das Ansehen hätte, als würde er irgend Gefahr laufen. Auf einmal erwacht sie mit einem kreischenden Geschrei. Ihre Kammerfrauen laufen zusammen, und finden sie in einem kalten Schweiß, und in einem Strome von Thränen. Mein Mann ist dahin, sagt sie zu ihnen; ich habe ihn eben sterben sehen. Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden; sein Gesicht war schon von dem Schatten des Todes bedeckt. Ein Officer in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken, und schien von Schmerz durchdrungen, als er ihn die letzten Seufzer thun sah.

So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Herrschaft waren, so bemühten sie sich doch, ihr Gemüth zu beruhigen, indem sie ihr vorstellten, daß dieser Traum keinen andern Grund

hätte, als ihre ungemein große Zärtlichkeit für ihren Eheherrn. Die Mutter dieser Dame, welche bei ihr im Hause und aufgeweckt war, stellte ihr vor, daß sie ruhig seyn müßte, da sie erst vor wenig Stunden einen Brief von ihrem Gatten bekommen hätte. Allein man mochte thun, was man wollte, so blieb doch diese unglückselige Frau hartnäckig dabei, daß sie ihr Unglück als gewiß glauben müßte. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette sitzen, und sah mit Vergnügen, daß sie, durch viele Thränen entkräftet, vom Schlafe überwältigt wurde; aber er dauerte nicht lange. Es war kaum eine Viertelstunde, daß sie eingeschlafen war, als sie durch eben denselben Traum wieder erweckt wurde, und sich keinen Zweifel mehr machte, ihn für übernatürlich anzusehen. Sie wurde alsbald von einem heftigen Fieber mit einer Verrückung des Gehirns überfallen.

Diese Dame schwebte ganzer vierzehn Tage zwischen Tod und Leben, und unter der Zeit bekam man zum Erstaunen die Nachricht, daß ihr Mann getödtet sey. Die Mutter, welche für das Leben ihrer Tochter besorgt war, gebrauchte alle Vorsicht, den tödtlichen Streich, den man ihr versehen mußte, aufzuschieben. Man ließ die Hand ihres Mannes nachmachen, und brachte es dahin, daß man sie beruhigte. Als sie in der Besserung war, betrog sie die Wachsamkeit ihrer Wächterin; und da sie ihren Traum tief in das Gedächtniß eingegraben bewahrte, so zeichnete sie den Ort, wo sie ihren Gat-

ten gesehen, nebst dem Officiere, der seine letzten Seufzer empfangen hatte, ab. Da man hierauf ihre Gesundheit wieder hergestellt sah, so trug man ihrem Beichtvater auf, ihr den Verlust, den sie gelitten hatte, zu hinterbringen; doch ungeachtet der Bewegungsgründe, die er ihr ins Gedächtniß brachte, sich in den göttlichen Willen zu ergeben, zitterte man lange Zeit für ihr Leben.

Es waren schon vier Monate verflossen, seitdem sie Wittwe war, als sie gegen den Anfang des Winters nahe bei ihrem Hause eine Messe hörte. Die Messe war fast vorbei, als sie auf einen Cavalier, der neben ihr einen Stuhl nahm, einen Blick warf, ein großes Geschrei erhob, und in Ohnmacht fiel. Man gab sich alle Mühe, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erste Gebrauch, den sie von ihrer Sprache machte, war, daß sie ihren Leuten befahl, den Herrn aufzusuchen, der die Ursach ihrer Ohnmacht gewesen war, und ihn zu beschwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche; und da er hörte, daß diese Dame ihn zu sprechen verlangte, so folgte er ihr nach. „Ach, meine liebe Mutter!“ rief die Wittwe, als sie nach Hause kam; „ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines unglücklichen Gemahls aufgenommen hat;“ und unverzüglich beschwor sie den Officier, ihr von den Umständen einer so traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie
 Nützliche Unterhalt. 1.

eine Dame, die er niemals gesehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat sie, ihm ihren Namen zu sagen, und seufzte, als er ihn gehört hatte, über die Erinnerung einer Begebenheit, die fast aus seinem Andenken verloschen war. Inzwischen erzählte er ihr, wie ihn ein Zufall an den Ort geführt, wo ihr Gatte verwundet worden wäre, und wo er ihm Hilfe zu leisten gesucht hätte. Ich sah ihn sterben, setzte der Fremde hinzu; und ob er mir gleich ganz unbekannt war, so konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich sah, daß keine Hoffnung übrig blieb, ihn zu retten. Ich verließ ihn, sobald als er todt war, ohne zu wissen, wer er seyn möchte; aber ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer aussprach, prägte sich meinem Gedächtnisse tief ein, und ich habe mich dessen ohne Mühe wieder erinnert, da sie mir die Ehre gethan, mir denselben zu sagen. Eine solche Erzählung konnte nicht geschehen, ohne daß sie vielmal durch die Thränen der Wittve unterbrochen wurde. Allein, wie erstaunte der Officier, da ihm diese Dame zeigte, was sie nach ihrem Traume gemalt hatte! Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden; sogar seine Züge selbst waren so ähnlich, daß er sie nicht verkennen konnte, und er mußte gestehen, daß in dieser Begebenheit etwas sehr Außerordentliches wäre.

Was ich, setzt nun Hr. L. hinzu, bei dem vor

hergehenden Traume gesagt habe, daß dies eine Entdeckung einer schon geschehenen Sache, folglich die Mühe desjenigen, der sie übernatürlich entdeckte, sehr vergeblich war; daß in der Erzählung manche notwendige Umstände ausgelassen sind, wiederhole ich auch hier. Man sagt nicht, weß Standes der verreisende Herr gewesen; in welcher Absicht, in welchen sichern oder unsichern Gegenden er gereiset ist; und ob die Dame von diesen Gegenden und Umständen Kenntniß gehabt hat. Dies alles mußte doch gesagt werden, wenn man sicher schließen wollte, daß der Traum übernatürlich sey.

Das, was nach der Erzählung Wunderbares darin ist, ist Folgendes: die Dame träumt noch an eben dem Abend vom Tode ihres Gemahls, da sie einen Brief von seinem Wohlseyn empfangen hat; sie sieht im Traume den Ort, wo er ermordet ist; sie wird auch den Officier gewahr, der ihm beige-standen hat, und erkennt ihn hernach, ohne ihr vorher gesehen zu haben; sie erblickt endlich ganz genau die Art, wie er verwundet wurde, und daß der Officier ihn aus seinem Hute tränkte. Dies Wunderbare verschwindet, sobald man annimmt, daß die Dame die Gegenden alle genau kannte; daß sie Gefahr zu besorgen Ursache hatte; daß endlich auch der Zufall seine Rolle dabei zu spielen nicht unterließ.

Dies anzunehmen berechtigt mich die Erzählung selbst. Der Mann schrieb: es hätte nicht das Ansehen, daß er Gefahr laufen würde. Also war er in

einer gefährlichen Gegend, also kannte die Dame die Art von Gefahr, die zu besorgen war, und auch die Gegend, wo sie zu besorgen war. Der Mann hatte den Abend vorher geschrieben, wo er zuletzt gewesen war; hieraus also konnte die Dame leicht berechnen, wo er von da hingekommen war. Ohne Zweifel wußte sie auch, daß es in der Gegend viele Officier gab, daß folglich ein Officier ihm wahrscheinlich zu Hülfe kommen würde.

Nach diesen in der Erzählung selbst gegründeten Voraussetzungen erkläre ich nun alles sehr natürlich so: Die Dame schloß mit großer Bekümmerniß um ihren Gemahl ein. Vermuthlich hatten die Worte des Briefs, es wäre kein Anschein von Gefahr da, diese noch lebhafter gemacht; denn wo man etwas sehr fürchtet, da nimmt man selbst aus den Gründen, nichts zu fürchten, Furcht her. Nach dem Briefe wußte sie, von wo ihr Gemahl zuletzt ausgeireiset war, und da sie die Gegenden kannte, vielleicht auch aus andern Nachrichten wußte, daß es bei einer gewissen Quelle, unter gewissen Bäumen nicht sicher wäre: so setzte sie da die Scene des Todes hin. Oder auch, vielleicht waren auf dem Wege sonst keine Bäume, als bei der Quelle, und unter Bäumen mußte doch nach der Natur der Dinge der Mord eher geschehen, als in freiem Felde. Weil sich in der Gegend Truppen aufhielten, weil die Dame von einem Officier eher Beistand als von einem andern vermuthen konnte: so setzte

setzte ihre Phantasie einen Officier zum Beistand. Dieser Officier hatte ein blaues Kleid, weil die Dame wußte, daß es so gekleidete Officier da gab. Daß sie die Wunde ihres Mannes in die Seite setzte, kam vielleicht aus der Art, wie sie sich die Angreifer und den Angriff vorstellte, die man uns aber nicht berichtet hat. Aus der Erzählung sieht man, daß der Herr ein Mann von Stande war. Ein solcher wehrt sich mit dem Degen; man läßt ihn also auch nach den natürlichen Gesetzen der Association mit einem Degen angegriffen werden, und ein Stich geht nach eben der Regel eher in die Seite, als sonst wohin. Er war verwundet, an einer Quelle verwundet; es war nur ein Officier da: was war also natürlicher, als daß die Phantasie ihren Gemahl darsitzig, und den Officier ihn aus seinem Hute, aus Mangel eines andern Hülfsmittels, tränkend darstellte? Sie erkannte den Officier wieder, entweder weil er eine von den Gestalten hatte, dergleichen es viele gibt, und weil ihre Imagination ihr eine solche Alltagsgestalt dargestellt hatte, oder auch weil der Zufall wollte, daß er eben die Bildung hatte, die sie im Traum gesehen. Daß dieser Traum erfüllt wurde, war gleichfalls eine Wirkung des Zufalls, der so manche in unsern Augen sonderbare Dinge hervorbringt.

Ende des ersten Theils.

Druckfehler.

Seite 63 Zeile 15 Zellen, l. Zellen.

— 117 — 23 Kugelförmig, l. kegelförmig.

W 5781 (1)

W 18

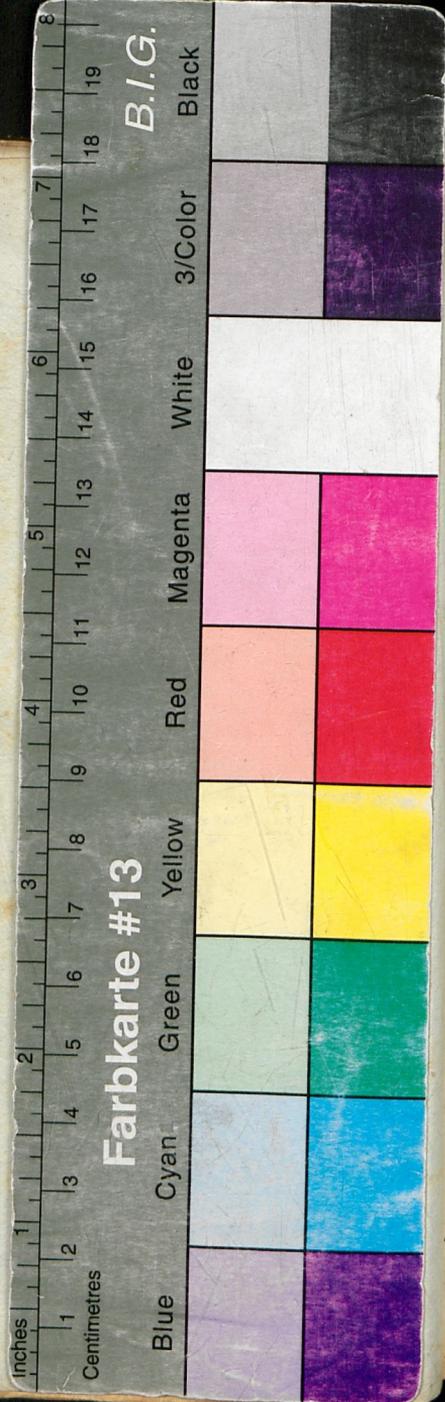
ULB Halle

3

004 371 194







Nützliche Unterhaltungen

für

die gebildete Jugend.

Von

C. Ph. Funke,

Inspector des Kurfürstlichen Schullehrer-Seminariums
in Dessau.

Erster Band.

Mit fünf Kupfern und einer Karte.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung
1798.